Geschichte
der
Revolutionszeit.
Von
Heinrich von Sybel.
5. Band.

6.5.08.

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

Division DC148

Section .S98

v.5

Geschichte

der

Revolutionszeit

1789–1800

von

Heinrich von Sybel.

Wohlfeile Ausgabe.

Fünfter Band.

Stuttgart 1898.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Zehntes Buch.

Dritte Teilung Polens.

Seite

Erstes Kapitel. **Robespierres Sturz** 3

Die Ministerialkommissionen. — Gesetz über die allgemeine Polizei. — Robespierres politische Ziele. — Kultus des höchsten Wesens. — Fest des höchsten Wesens. — Gesetz vom 22. Prairial. — Spannung zwischen Robespierre und dem Wohlfahrtsausschusse. — Gesteigerte Thätigkeit des Revolutionsgerichts. — Robespierres Anklagen gegen den Ausschuß. — Zustand Frankreichs. — Wohlfahrtsausschuß und Konvent. — Die Revolutionsausschüsse. — Die Revolutionsgerichte. — Revolutionäre Finanzen. — Die Assignaten. — Drohende Hungersnot. — St.-Justs Institutionen. — Gedanke einer Diktatur. — Verhandlung der Regierungsausschüsse. — Robespierres Rede am 8. Thermidor. — Offener Bruch zwischen Robespierre und dem Ausschuß. — Der Konvent am 9. Thermidor. — Empörungsversuch des Stadtrats. — Sieg des Konvents.

Seite

Zweites Kapitel. **Einnahme von Krakau** 67

Rußlands augenblickliche Schwäche. — General Favrats Langsamkeit. — Anarchie in Warschau. — Ignaz Potocki und Kollontai. — Der König von Preußen in Polen. — Treffen bei Rawka. — Die Preußen in Krakau. — Parteienhader in Warschau. — Fortschritte der Russen in Litauen. — Unthätigkeit vor Warschau. — Diplomatische Besorgnisse. — Streit über die Verwendung des preußischen Rheinheeres. — Waffenruhe am Rheine. — Möllendorffs erste Schritte zum Frieden. — Verlust von Trier. — Luchesini für französischen Frieden. — Aufhebung der Belagerung von Warschau.

Drittes Kapitel. **Einnahme von Warschau** 112

Thuguts diplomatische Schritte gegen Preußen. — Thuguts Verhandlungen mit dem Kaiser. — Militärische Unthätigkeit in Belgien. — Koburgs Entlassungsgesuch. — Lord Spencer und Grenville in Wien. — Neue Besorgnisse Thuguts. — Fortgesetzte Waffenruhe in Belgien. — Rückzug der Verbündeten nach Holland. — Rückzug der Oesterreicher auf das rechte Rheinufer. — Fruchtloser Versuch auf Trier. — England kündigt das preußische Bündnis. — Polnischer Aufstand in Südpreußen. — General Suworow. — Russische Siege bei Krupcyce und Brzesc. — Schlacht bei Maciejowice. — Ratlosigkeit in Warschau. — Erstürmung von Praga. — Allgemeine Unterwerfung.

Viertes Kapitel. **Oesterreichisch-russischer Teilungsvertrag** 159

Erste Verhandlungen zwischen Rußland und Preußen. — Russische Antwort auf Preußens Anträge. — Der König wird von den Baseler Anknüpfungen unterrichtet. — Prinz Heinrich von Preußen. — Denkschrift des Prinzen

Seite

für den Frieden mit Frankreich. — Preußische Beschlüsse für Basel und Petersburg. — Forderungen Oesterreichs. — Beginn der offiziellen Verhandlung. — Bruch zwischen den Kaiserhöfen und Preußen. — Russisch-österreichischer Vertrag. — Klausel betreffend die Türkei. — Drohende Eröffnungen an Preußen.

Elftes Buch.

Baseler Friede.

Erstes Kapitel. **Sturz der Jakobiner** 195

Uebergewicht der Montagnards im Konvent. — Neue Einrichtung der Staatsgewalt. — Aufschwung der öffentlichen Meinung gegen die Jakobiner. — Bruch der Thermidorianer mit dem Berge. — Prozeß der Nanteser. — Erhebung des Zentrums gegen die Jakobiner. — Anklagen gegen Barère und Genossen. — Antrag auf Rückberufung der verhafteten Deputierten. — Anklage gegen Carrier. — Schließung des Jakobinerklubs. — Amnestie für die Vendée. — Prozeß gegen Barère und Genossen.

Zweites Kapitel. **Herstellung der Girondisten** 228

Allgemeiner Notstand. — Verhandlungen über das Maximum. — Verhandlung über die Emigranten. — Aufhebung des Maximums. — Neue Gruppierung der Parteien. — Independenten, Thermidorianer und Monarchisten. — Die Vendéeer und die Chouans. — Friedensverhandlungen. — Vertrag von La Jaunais. — Neue Kirchenpolitik. — Gesetz vom 21. Februar 1795. — Antrag der Ausschüsse über die Girondisten. — Zurückberufung der geächteten Girondisten.

Seite

— Debatte über die Verfassung von 1793. — Aufstand des 12. Germinal.

Drittes Kapitel. **Friede von Basel** 268

Fall der holländischen Festungen. — Innere Gärung in Holland. — Besetzung Hollands durch die Franzosen. — Harniers Verhandlung in Paris. — Ansichten der preußischen Minister. — Standpunkt des Grafen Haugwitz. — Eröffnung der Baseler Unterhandlung. — Vorschläge des Wohlfahrtsausschusses. — Hardenbergs Anträge. — Unterzeichnung des Friedens.

Zehntes Buch.

Dritte Teilung Polens.

Erstes Kapitel.

Robespierres Sturz.

Ueberblicken wir noch einmal die Lage der europäischen Politik im Juli 1794, so war ein entschiedenes militärisches Uebergewicht auf der französischen, eine allgemeine Unlust und Ermattung auf der Seite der verbündeten Mächte vorhanden. England allein war siegreich mit seinen Flotten und nach wie vor zum Kriege entschlossen. Preußen hatte ihm sein Rheinheer zur Verfügung gestellt, ging sonst aber mit allen Interessen und Bestrebungen in dem polnischen Kriege auf. Holland und die deutschen Reichsstände, Neapel und Spanien hatten keinen lebhafteren Wunsch als Frieden, beinahe um jeden Preis. Oesterreich endlich, der älteste und seither hervorragendste Gegner der Franzosen, war noch entschiedener als Preußen von den Sorgen des französischen Krieges hinweg- und jenen der polnischen Frage zugewandt.

Unter diesen Umständen konnte nichts wichtiger für Europa sein als die kriegerische oder versöhnliche Stimmung der französischen Machthaber. Allerdings, wer nur die öffentlichen Akte derselben sah, schien jedem Gedanken an Frieden entsagen zu müssen. Niemals waren die Rüstungen mit heftigerem Geräusch betrieben worden, niemals hatte die Rednerbühne des Konvents von wilderer Verwünschung der gekrönten Tyrannen, der bewaffneten Fürstensklaven, der monarchischen Räuberbande wiedergetönt. Aber neben diesem offiziellen Lärmen gab es noch eine andere Stimmung. Die Neigung zum Frieden lebte nicht bloß in den Kreisen der gebildeten Klassen, die von jeher den Krieg als

das ärgste Gärungsmittel der Revolution verabscheut hatten; sie lebte nicht bloß bei der Masse der Bürger, welche Gewerbe und Wohlstand täglich mehr dahinschwinden sahen, und nicht bloß in der bäuerlichen Bevölkerung, welche das Blut ihrer Söhne und die Frucht ihrer Aecker den immer wachsenden Forderungen des Krieges opfern mußten. Sie hatte ihre Vertreter auch unter der Zahl der revolutionären Führer selbst; sie begann aufs neue, wie zwölf Monate früher, eine bittere Streitfrage zwischen den Parteien des Wohlfahrtsausschusses zu werden.

Nach dem Untergange Héberts und Dantons war Robespierre nochmals der Beherrscher der politischen Lage geworden. Sein Nebenbuhler Collot hatte mit den Katastrophen des März alles eingebüßt, was ihm und seiner Partei bisher eine unabhängige Stellung gegeben hatte, den Einfluß der Cordeliers, den Beistand des Pariser Stadtrates, endlich und vor allem den Besitz des Kriegsministeriums. Vornehmlich um dessen Macht auf immer zu brechen, hatte der Konvent die Auflösung des ganzen Ministerrates und die Bildung von zwölf Kommissionen an dessen Statt verfügt. Der Wirkungskreis derselben war vielfach charakteristisch für den Zustand. Die erste umfaßte Verwaltung, Polizei und Gerichte: die Justiz war auch der offiziellen Form nach ein bloßes Anhängsel der Polizei geworden. Die zweite behandelte den öffentlichen Unterricht, damals eine geringe Last, da schon die Finanznot alle Organisationen auf diesem Gebiete hinderte. Die dritte war dem Ackerbau und den Künsten bestimmt; wir werden in dem jetzt herrschenden Systeme den Zug noch weiter bemerken, daß der echte Republikaner eigentlich keine andere Kunst als die des Ackerbaues üben sollte. Die vierte verwaltete den Handel und die Volksverpflegung; die letztere wurde, wie man sieht, mehr von fremder Zufuhr als vom französischen Acker erwartet. Die fünfte war mit den öffentlichen Arbeiten, die sechste mit den öffentlichen Unterstützungen, die siebente mi der Beaufsichtigung des Postwesens beschäftigt; es waren drei besonders schreiende Bedürfnisse, welche sich in der

Schöpfung gerade dieser Bureaus ausprägten. Es folgte dann eine Kommission der Nationaleinnahmen, anstandshalber, da es thatsächlich keine andere Einnahme als Assignaten, Konfiskationen und Requisitionen gab. Drei weitere Kommissionen waren mit den Angelegenheiten der Landesverteidigung beauftragt, mit der Verwaltung der Landheere, der Flotten, der Waffen- und Pulverfabriken. Endlich die zwölfte besorgte die im Augenblicke auf Dänemark, die Schweiz und Nordamerika beschränkten auswärtigen Angelegenheiten.

Die Besetzung dieser Behörden behielt sich Robespierre ausschließlich vor. Wir haben die von ihm geschriebenen Personenlisten, erste Entwürfe, kurze Noten über die Charaktere, schließliche Zusammenstellung. Patrioten nennt er die einen, mit mehr oder weniger Talent; dann werden andere bezeichnet als kräftige, kluge, redliche Männer, fähig für die wichtigsten Aufgaben, ausreichend für die höchsten Aemter. Es sind durchgängig namenlose Menschen, deren keiner seine politische Begabung weiterhin bewährt hat. Kommissar der Polizei und Justiz wurde Hermann, bisher Gerichtspräsident in Robespierres Vaterstadt Arras; dessen Beigeordneter Lanne war ein naher Freund des Deputierten Lebas, der seinerseits mit St.-Just auf vertrautem Fuße stand und die Tochter von Robespierres Hauswirt geheiratet hatte. Ein Schulmeister aus dem Jura, Buchot, wurde von dem Präsidenten des Revolutionsgerichts gelobt und darauf von Robespierre zum Kommissar der auswärtigen Angelegenheiten ernannt [1]). Im Klub zu Pontarlier hatte kurz zuvor ein Postbeamter Lerebours eine heftige Diskussion mit einem durchreisenden Deputierten; Robespierre, davon unterrichtet, ließ ihn nach Paris kommen, lobte seine Energie und machte ihn zum Vorsteher der öffentlichen Unterstützungen. Der neue Minister erschien dann täglich bei Robespierre, um unter dessen Leitung zu arbeiten [2]). An-

[1]) Mémoires de Miot de Mélito I, 53.
[2]) Villiaumé, hist. de la rév. franç. Vol. III, Note P.

dere dieser Kommissare hatten sich als Redner bei den Jakobinern oder als Mitglieder der Blutgerichte in Lyon und Arras empfohlen; von einem Beigeordneten der Ackerbaukommission wird bemerkt, daß er eine Guillotine im Siegel führte. Von diesen Ernennungen wurden einige schon am 8., alle sodann definitiv am 18. April durch den Konvent in einem einzigen Dekrete ohne irgend eine Erinnerung vollzogen.

Ein Zweites, kaum weniger Wichtiges war die Sicherung von Paris. Es galt, den Stadtrat, der bisher der Mittelpunkt aller Oppositionen gewesen, zum ersten Male seit 1789 der Regierung dienstwillig zu machen. Der Wohlfahrtsausschuß verfügte demnach aus eigener Machtvollkommenheit eine neue Besetzung der städtischen Polizei, reinigte sodann in den Sektionen die Revolutionsausschüsse von mißliebigen Elementen und ließ durch die völlig unterwürfigen Jakobiner auf die Schließung und Unterdrückung aller anderen Klubs und Volksgesellschaften wirken. Der Eindruck der letzten Gewaltstreiche war so stark, daß alles ohne Widerstand sich fügte und mit zuvorkommendem Eifer in die offizielle Losung einstimmte, wie die Republik dürfe auch die öffentliche Meinung nur eine einzige und unteilbare sein. Indem so den abweichenden Gesinnungen jedes Organ geschlossen war, wurde die Bildung des neuen Stadtrates nicht anders als jene der Ministerien nach Robespierres Listen durchgeführt. Maire wurde der für den Diktator begeisterte Fleuriot, bisher Beamter beim Revolutionsgericht, Nationalagent ein gewisser Payan, Bruder des Kommissars des Unterrichts und gleichgesinnter Vertrauter St.-Justs. An der Spitze der Nationalgarde blieben Henriot und Boulanger, erfüllt von dem einen Wunsche, ihre früheren Hébertistischen Sünden durch verdoppelten Diensteifer gut zu machen.

So war das einst so getümmelvolle Paris zu lautlos gehorchender Ruhe zurückgebracht. Im Konvente wagte sich kein Wort mehr gegen den allmächtigen Machthaber hervor. Die Provinzen hatten an dem Beispiele Lyons, Toulons, Bordeaux gelernt, welche entsetzlichen Folgen der Zorn der

jakobinischen Regierung hatte, und lagen, außer der Vendée, in duldender Unterwürfigkeit. Hier brauchte das Augenmerk Robespierres sich nur auf die Beamten der Regierung selbst zu richten, und mit Eifer ging er jetzt daran, der Ungebundenheit und Unordnung, mit der ihn die Hébertisten, der Schlaffheit und Weichheit, mit der ihn einige Dantonisten geärgert hatten, ein Ende mit Schrecken zu machen. Mißfällig hatte er bemerkt, wie das öffentliche Vermögen verschleudert, die Taschen der Konventskommissare gefüllt, die Unterthanen von einer Menge unberufener und eigenwilliger Subjekte ausgebeutet wurden. Ebenso schädlich für das gemeine Wesen dünkte ihn, daß eine solche Unordnung zahlreichen Aristokraten Gelegenheit zum Entschlüpfen gebe, daß die revolutionäre Justiz sich nicht selten durch örtliche und persönliche Einflüsse zur Milde bestimmen lasse, daß in den fesselosen Klubs der Departements nur die allgemeine Tendenz, aber nicht jeder einzelne Willensakt der Regierung sich ausprägte. Seine Meinung war, daß alle diese Eigenwilligkeiten vor einer straffen Herrschereinheit und eisernen Zucht verschwinden müßten. So trat am 15. April St.-Just mit einem großen Berichte über die allgemeine Polizei vor den Konvent. Er schilderte die Zerrüttung des öffentlichen Haushalts durch das Papiergeld, die Börsenspekulationen, die Veruntreuungen. Er klagte über die allgemeine Verarmung, das Schwinden der Lebensmittel, die Vernichtung des Kredits. Es sei nötig, sagte er, den Bau der Regierung zu kräftigen, die Verwalter des Staates aus ihrem Schlafe zu reißen, die Beamten zu strenger Rechenschaft wegen ihrer Nachlässigkeit und ihrer Brutalität, wegen der Begünstigung der Verräter und der Schurken zu ziehen. Es wurde hiernach verfügt, daß alle Verschwörer des ganzen Landes vor das Pariser Revolutionsgericht gestellt und folglich alle Tribunale dieser Art in den Departements aufgelöst werden sollten [1]), es sei denn, daß der Wohlfahrts-

[1]) Es ergab sich dies von selbst aus dem ersten Satze; da es jedoch in dem Dekrete ursprünglich nicht stand, gab es Zweifel in

ausschuß ein anderes für nötig erachte. Hiermit war die politische Justiz im vollsten Maße zentralisiert und dem Willen der Regierung überliefert: wir wissen, daß sie unter schwach verhüllenden Formen über Leben und Habe jedes Bürgers verfügen konnte, und werden bald sehen, wie genau Robespierre einen jeden Schritt des Pariser Tribunals beaufsichtigte und lenkte. Durch die Auflösung der übrigen Höfe wurde also jede eigene Ansicht eines Richters aus dem Systeme beseitigt: allerdings entstand damit auch eine Ueberbürdung des Pariser Tribunals und die Gefahr einer baldigen Geschäftsstockung, und eine solche hätte Robespierre freilich als das Allerärgste, als die Zerstörung seines festesten Fundaments betrachtet. Nun hatte bereits St.-Justs Gesetz vom 26. Februar die Bildung von sechs sogenannten Volkskommissionen zur Untersuchung der eingesperrten Verdächtigen verordnet, und diese schienen das bequemste Organ für die Unterstützung des Revolutionsgerichts abgeben zu können. Es wurde also jetzt bestimmt, daß der Wohlfahrtsausschuß diese Kommissionen bis zum 14. Mai ernennen würde. Sie sollten dann von der Lage der Verdächtigen Kenntnis nehmen, die Unschuldigen befreien, die anderen dem Gerichte überweisen; außerdem würden sie selbst urteilen über alle Bürger unter sechzig Jahren, die ohne festes Gewerbe lebten und sich feindselig gegen die Revolution ausgesprochen hätten; diese sollten in die Verbannung nach Cayenne gesandt werden. Der Kreis der neuen hohen Polizei wurde geschlossen durch die Vorschrift, daß alle früheren Edelleute und Fremden Paris, die Grenzplätze und Seehäfen binnen drei Tagen zu verlassen hätten.

Die übrigen Bestimmungen des Dekrets richteten sich an die Verwaltungsbeamten. Alle Behörden sollten ihre Rückstände binnen drei Monaten aufarbeiten. Niemand sollte sich ferner eine Ueberschreitung seines amtlichen Wirkungskreises zu Schulden kommen lassen. Kein Kommissar

---

den Departements, und so wurde es am 8. Mai ausdrücklich verfügt.

des Konvents dürfe in Zukunft seine Vollmacht einem dritten übertragen. Kein Beamter außer der Kommission der Volksverpflegung und den Repräsentanten bei den Heeren sei zu Requisitionen berechtigt. Der Wohlfahrtsausschuß werde alles thun, setzte das Dekret hinzu, um Handel und Gewerbe zu heben. Wir müssen, hatte außerdem St.-Just in dem Berichte gesagt, endlich auch die bürgerlichen Institutionen erschaffen, die Institutionen, die einzig sichere Grundlage unseres Staates, an welche doch bisher noch niemand gedacht hat.

In diesen letzten Worten lag die erste Ankündigung des politischen Systems, durch welches die Regierung Robespierres sich von ihren revolutionären Vorgängern zu unterscheiden beabsichtigte. Bisher hatte die demokratische Gewalt das äußere Leben aller Franzosen, ihr Gut und ihr Blut vollständig ihrem Griffe unterworfen. Sie hatte außerdem gewisse politische und religiöse Tendenzen auf das grimmigste verfolgt und jede Aeußerung derselben mit sofortiger Vernichtung bedroht. Jetzt verhieß St.-Just einen neuen Fortschritt dieses Regimentes. Die Absicht war, von nun an auch die Geister der Unterthanen in Beschlag zu nehmen wie bisher die Leiber, die Gedanken und die Neigungen ebenso von Staats wegen den Menschen zuzuteilen wie die irdischen Güter, die Selbständigkeit und Eigenartigkeit des einzelnen im Seelenleben so wenig wie im körperlichen zu dulden. In diesem Sinne unterschied St.-Just zwischen den Gesetzen, welche die äußeren Staats- und Rechtsverhältnisse regelten, und den Institutionen, nämlich den Einrichtungen, welche dem Volke eine Erziehung in geistigen und sittlichen Dingen geben sollten. Es wurde dies sofort das Schlagwort der neuen Machthaber, und wenigstens mit voller Aufrichtigkeit verkündeten sie der Nation, in welchem Umfange und mit welchen Mitteln sie ihre Geisterherrschaft durchzuführen gedachten. Am 20. April legte Billaud im Namen des Ausschusses ein Dekret vor, welches sonst keinen Inhalt als den eines allgemeinen Programms hatte. Der Konvent verfügt, hieß es, daß er die

demokratische Republik zum vollständigen Triumphe führen und alle ihre Gegner ohne Erbarmen vertilgen werde. Der Bericht Billauds erörterte näher, was der Ausschuß unter einem vollständigen Triumphe verstehe. Der Uebergang einer lange geknechteten Nation zur Demokratie sei vergleichbar mit der Anstrengung der Natur aus dem Nichts zum Dasein. Man müsse ein Volk, welches man der Freiheit wiedergeben wolle, gänzlich umschaffen, man müsse seine Vorurteile zerstören, seine Gewohnheiten ändern, seine Bedürfnisse einschränken, seine Laster ausrotten, seine Neigungen heilen. Es sei also eine starke Thätigkeit nötig, um die bürgerlichen Tugenden zu entwickeln und die Leidenschaften zu erdrücken. Die Republik sei die Verschmelzung aller Willen, aller Interessen, aller Talente, damit jeder in dieser Gesamtheit den seinem Einsatz entsprechenden Anteil erlange. Deshalb müsse der Staat den Menschen schon bei der Entstehung desselben ergreifen und sich mit starker Hand der Erziehung bemächtigen. Solons schwaches Vertrauen habe Athen in neue Sklaverei geworfen, Lykurgs Strenge in Sparta der Republik eine unerschütterliche Grundlage gegeben. Diese Parallele, bemerkt der Redner, enthält die gesamte Kunst des Regierens.

Die Meinung der Machthaber ging also dahin, mit allen Mitteln der Gewalt die Masse ihrer Mitbürger in eine neue Form der Sitte, der Religion, des Lebens zu gießen, ihr Staatswesen nicht nach den Bedürfnissen des Menschen zu gestalten, sondern den Willen der Menschen unter das Modell des neuen Regimentes zu beugen oder zu zwingen. Indem man es ausspricht, rührt sich in jedem unbefangenen Sinne das menschliche Gefühl gegen einen solchen Despotismus fanatischer Willkür. Immer aber ist es wichtig, die Gründe dieses Urteils, ihr Gewicht und ihre Grenzen sich zu vollständiger Klarheit zu erheben. Wie bei allen großen politischen Verirrungen findet sich auch in St.-Justs Gedankengang ein richtiges Element. Es ist unmöglich, daß eine Staatsform Bestand gewinne, welche nicht durch eine entsprechende Richtung der Sitte im Volke getragen wird.

Der Staat ist also ohne Zweifel berechtigt, wie er von dieser Sitte beeinflußt wird, so auch seinerseits auf die Besserung und Hebung derselben zu wirken. Es ist das ja die Pflicht eines jeden echten Bürgers, und widersinnig wäre es, die hervorragendsten Mitglieder des Gemeinwesens, die Träger der politischen Gewalt, von diesem höchsten Berufe auszuschließen. Ja, so sehr liegt die enge Beziehung zwischen Politik und Sitte in den Tiefen der menschlichen Natur gegründet, daß der Staat, der sie einen Augenblick aus dem Gesichte verliert, in seelenlose Auflösung versinkt. Aber indem der Staat sich hiernach als Erzieher des Volkes hinstellt, darf er nicht vergessen, daß die Erziehung nicht die Knechtung, sondern die Befreiung des persönlichen Geistes bedeutet. Religion und Sitte verdienen ihren Namen nur insofern, als sie bei jedem einzelnen unaufhörlich neu aus der inneren Gesinnung geboren werden. Jedes äußerlich zwingende Strafgesetz auf diesem Gebiete ist ein Dolchstoß in das Herz des Völkerlebens. Die mit Schrecken erpreßte Sitte taugt so viel wie die mit Scheiterhaufen befestigte Religion: beide erstarren auf der Stelle zu einem Werkdienste, in dem sie selbst zu Grunde gehen und der unterworfenen Nation nur die Wahl zwischen Empörung oder Erstickung lassen. So zerschnitt mit den großen Ketzergerichten des dreizehnten Jahrhunderts die päpstliche Weltherrschaft sich selbst die Wurzeln und wies die sittliche Schöpferkraft Europas auf außerkirchliche Bahnen. So erschöpften im sechzehnten Spanien und Polen durch den kirchlichen Zwang und Kampf den Lebensstoff ihrer Völker auf Jahrhunderte hinaus und ertöteten ihr Staatswesen hier in lähmender Betäubung, dort in sittenloser Ungebundenheit. Es waren diese Wege, auf welche Robespierre einlenkte. Nach seinem Sinne sollte die Revolution, welche einst auf Hampden und Franklin als ihre Vorbilder geblickt, welche dann getobt hatte wie die Bauern Georg Metzlers und Thomas Münzers, in einer dumpfen und stillen Tyrannei nach dem Muster König Philipps II. endigen.

Wenn St.-Just von neuen Einrichtungen der Gesellschaft, wenn Billaud von Vertilgung der alten Sitten und Gewohnheiten geredet hatte, so sprach Robespierre am 7. Mai das abschließende Wort aus, die Verkündigung der künftigen Staatsreligion. Was bei ihm anfangs nur eine Parteiwaffe gegen die Hébertisten und ein politischer Köder für die ländliche Bevölkerung gewesen, hatte sich ihm schnell zu einem Hauptelemente seiner gesamten Politik ausgebildet. Er hatte das Gefühl, daß eine bleibende Herrschaft an irgend einem Punkte die geistigen Triebe des Volkes erfassen muß: die sonst zunächst sich bietende Handhabe, die Lockung des Kriegsruhmes und der soldatischen Ehre, war ihm versagt, und mit dem Instinkte der Herrschsucht fand er die Brauchbarkeit der Religion als politischen Kittes aus. In seinem Vortrage, welcher im wesentlichen noch die Gesichtspunkte seiner früheren Reden gegen Héberts Atheismus einhielt, begann er mit der Verkündigung, daß Frankreich von der übrigen Welt verschieden, daß es um zweitausend Jahre voraus, daß das Volk kaum noch von dem Stoffe des andern Menschengeschlechts erscheine: so sehr seien seine Begehren und moralischen Begriffe denen der anderen entgegengesetzt. Die Republik zu sichern, sei nicht schwierig mehr; man müsse nur fortfahren, von allem, was man in alter Zeit gethan, das Gegenteil zu thun. Er fand die Lösung dieser Aufgabe dann in der Forderung, den Staat überall auf die Tugend zu gründen, in den Menschen einen sicheren Trieb für die sittlichen Dinge heranzubilden und deshalb durch die Religion den moralischen Vorschriften eine Weihe durch übermenschliche Macht zu geben. Es handelt sich, rief er, nicht um wissenschaftliche Streitigkeiten zwischen den Philosophen; lasse man ihnen alle Freiheit. Es handelt sich nicht um die Herstellung ehrgeiziger Priester, die in der Religion sind, was die Quacksalber in der Heilkunde. Aber die Idee der Gottheit und der Unsterblichkeit ist eine ewige Erinnerung an die Gerechtigkeit, und somit ist sie menschlich und republikanisch. Demgemäß verfügte der Konvent die Anerkennung eines höchsten Wesens durch das französische

Volk, die Einsetzung von 36 jährlichen Festen als neuen Gottesdienstes, die Begehung der nächsten Feier des höchsten Wesens am 8. Juni. Am Abend huldigten die Jakobiner unter lebhaftem Gepränge, einige Tage nachher beschloß der Stadtrat, in Masse dem Konvente seinen heißen Dank darzubringen, und der Wohlfahrtsausschuß befahl, auf allen Kirchen die Inschrift „dem höchsten Wesen" anzubringen.

Die Einstimmigkeit und Unterwürfigkeit schien vollständig. Nach außen erreichte in der That Robespierre seinen nächsten Zweck. Wohin sich der neue Kultus entwickeln würde, sah noch kein Mensch mit Bestimmtheit, und was im Augenblicke vorlag, erschien den französischen Bauern wie den europäischen Mächten als ein erheblicher Fortschritt gegen den schmutzigen Unfug des Hébertistischen Vernunftdienstes. Aber auf das tiefste betroffen war die Mehrheit des Konvents. Die Repräsentanten, deren beste Empfehlung bisher die Plünderung der Kirchen gewesen, die Freunde Dantons, die keine andere Religion als den Sinnengenuß kannten, die Genossen Héberts und Brissots, welche alle von Jugend auf den Stolz ihrer Bildung und Staatskunst in der Verachtung der Kirche gesehen — sie waren entrüstet im innersten Herzen. Widerstand wagten sie nicht; sie hörten Robespierres religiöse Erörterungen mit verbissenem Schweigen und machten sich nur in rasendem Klatschen Luft bei jedem Satze, welchen der Redner gegen Fanatismus und Priester richtete. Robespierre bemerkte es wohl mit der ganzen Empfindlichkeit eines neuen Herrschers und machte aus seiner Ungnade kein Hehl. Zunächst sahen sich einige Dantonisten dadurch getroffen, Bourdon von der Oise, dem schon im Februar die peinliche Anklage gedroht hatte, Fréron, der nächste Freund des hingemordeten Desmoulins, Tallien, den Robespierres Agenten wegen seines Treibens in Bordeaux, wegen seiner ersten Erpressungen und seiner späteren Milde, unaufhörlich bezichtigten. Sie traten im stillen mit einigen Freunden zu einer Beratung zusammen, ob es kein Mittel gebe, den Konvent von der Tyrannei des Ausschusses zu befreien; sie versuchten dann einige opposition-

nelle Regungen bei einem Steuergesetze, wurden aber von Robespierre so brutal zurecht gewiesen, daß Tallien und Bourdon gleich nachher ihre Kühnheit feierlich und demütig widerriefen.

Am 23. Mai machte ein gewisser Ladmiral, ehemaliger Lotteriebeamter, nachdem er zuerst Robespierre vergeblich aufgelauert hatte, den Versuch, Collot d'Herbois in dessen Wohnung zu erschießen. Das Gewehr versagte, der Mörder wurde ergriffen und rühmte sich bis zum Tode seiner Absicht. Am 24. wurde in Robespierres Behausung ein junges Mädchen, Cäcilie Renaud, verhaftet, die ein großes Messer bei sich trug, jedoch die Absicht eines Mordes leugnete und, wie sie sagte, nur hatte sehen wollen, wie ein Tyrann sich ausnähme [1]). Barère nahm davon Anlaß zu neuen Ergießungen gegen Pitt, den er als Urheber beider Mordversuche bezeichnete, und auf Robespierres lebhafte Zustimmung befahl der Konvent, daß in Zukunft kein englischer und hannoverscher Soldat mehr gefangen genommen werden sollte. Der Konvent, die Jakobiner, der Stadtrat, die Sektionen überboten sich bei diesem Anlasse im Ausdrucke der Entrüstung, der Ergebenheit und Begeisterung: dennoch fühlten sich die Machthaber keineswegs beruhigt. In Paris und in den Provinzen war Hunger und Kummer unter der Bevölkerung; es gab mehrmals Aufläufe und Arbeitseinstellungen; man war höchst unsicher, ob man die Ernährung und Ruhe des Volkes bis zur Erntezeit hinfristen könnte. Der Eifer der Polizeibehörden wurde also unablässig angespornt; die Postverwaltung erhielt den Auftrag, alle irgendwie verdächtigen, alle in das Ausland adressierten Briefe dem Wohlfahrtsausschusse einzusenden, und Robespierre, welcher dem sonst mit der Leitung der Polizei beauftragten Sicherheitsausschusse wegen dessen Hébertistischer Gesinnung nicht traute, richtete sich selbst ein geheimes Bureau der hohen Polizei ein, wo man sich vor allem mit genauer

[1]) Ladmiral und Cäcilie wurden, wie sich versteht, nach mehrwöchentlicher Haft hingerichtet.

Ueberwachung der mißliebigen Deputierten beschäftigte. In gleichem Sinne kam man zu dem Beschlusse, neben der Pariser Nationalgarde sich noch eine weitere, völlig ergebene Waffenmacht zum Schutze der Hauptstadt zu bilden, aus der man dann allmählich auch das Offizierscorps des Heers mit zuverlässigen Elementen erfüllen könnte: es wurde also am 1. Juni die Errichtung eines stehenden Lagers bei Sablons unter dem Titel einer Schule des Mars verordnet, in der 3000 Jünglinge von 16 bis 17 Jahren durch eine revolutionäre Erziehung zu republikanischen Soldaten gebildet und von General Labretèche, einem glühenden Verehrer Robespierres, befehligt werden sollten.

Unter solchen Sorgen näherte man sich dem Tage, welchen Robespierre als die öffentliche Einweihung des neuen Herrschaftssystemes betrachtete, dem Feste des höchsten Wesens. Er hatte sich für diese Wochen zum Präsidenten des Konvents ernennen lassen, um so bei der Feierlichkeit die augenfälligste Stellung einzunehmen; er erwartete einen großen Eindruck bei dem Volke und war in seinem ganzen Wesen gesteigert, noch seltener sichtbar als sonst, einsilbiger und vornehmer. Am 8. Juni lag ein erquicklicher Sonnenschein über Paris, nach dem Befehle des Konvents waren alle Häuser mit Kränzen und Blumen geschmückt, aber einsam und, wie der Befehl sich ausdrückte, dem Schutze der republikanischen Tugend überlassen. Alle Einwohner, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, Kinder und Säuglinge waren in den Tuileriengarten entboten, um dort eine Rede Robespierres zu hören, eine Bildsäule des Atheismus in Staub sinken zu sehen und unter kriegerischer Musik zum Marsfelde zu ziehen, wo eine zweite Rede des Präsidenten, eine religiös-patriotische Volkshymne und gewaltiger Kanonendonner das Fest beschließen würde. Alles verlief sich der Ordnung gemäß, nur eine lange Verzögerung entstand dadurch, daß Robespierre die Versammlung mehrere Stunden auf sein Erscheinen warten ließ: man suchte ihn allerorten, bis man ihn endlich bei einem Bekannten, am Fenster stehend, in träumerische Begeisterung bei dem Anblicke der

großen Volksmassen versunken fand. Die Mißvergnügten des Konvents zürnten nicht wenig, Bourdon und Merlin von Thionville ließen sich von dem Aerger selbst hinreißen, während seiner Rede sich in lautem Hohne zu ergehen und den neuen Oberpriester vor den Augen des Volkes zu verspotten. Er sah ihre Bewegungen und hörte selbst einige ihrer Worte — seht, wie er einherglänzt, wie er den Beifall einsaugt, er fühlt sich schon als den Herrn, er möchte sich als den Gott des Volkes fühlen. Er empfand es bitter, trotz des tosenden Beifallslärmens, mit dem ihn große Scharen des Volkes empfingen. Wollen die Zwerge die Verschwörung der Titanen erneuern und den Himmel erstürmen? in diesen Zeilen schrieb er bald nachher seine gereizte Stimmung nieder. Er war im Innersten verletzt und beschloß, sofort mit einer lange erwogenen Maßregel hervorzutreten, welche ihm, und ihm allein, die Köpfe der frechen Gegner zur Verfügung stellen sollte.

Das Revolutionsgericht war seit der Gesetzgebung des letzten September in unabläßiger, immer wachsender Thätigkeit. Es zerbrach die verschiedenen politischen Oppositionen und ebnete der Regierung nacheinander durch den Tod der Girondisten, Hébertisten und Dantonisten die Wege. Es schärfte die kommunistische Gesetzgebung dem Volke ein, indem es heute eine Edeldame, weil sie ihre Pferde mit Gerste gefüttert, morgen eine Anzahl Bauern, weil sie Brot und Korn verschleudert hatten, auf das Schafott sandte. Es half die Kassen des Schatzes füllen, indem es durch seine Hinrichtungen binnen Jahresfrist die Zahl der Staatsgläubiger so stark verminderte und den Betrag des konfiszierten Gutes so fühlbar steigerte, daß bei den Regierungsausschüssen der sprichwörtliche Satz aufkam: Münze schlagen mit der Guillotine. Ohne Zweifel bildete das Tribunal das wirksamste Rad in der Regierungsmaschine der revolutionären Gewalthaber. Robespierre hatte ihm von jeher eine lebhafte Aufmerksamkeit geschenkt und die Mehrzahl seiner Aemter mit ergebenen Anhängern besetzt. Seit dem September hatte er den öffentlichen Ankläger, Fouquier-Tinville,

der bis dahin seine Weisungen nur von dem Sicherheitsausschusse empfangen, daran gewöhnt, sie täglich im Bureau des Wohlfahrtsausschusses zu suchen [1]), und sich bald dieser Arbeit, bei der sonstigen Geschäftsüberhäufung seiner Kollegen, fast ausschließlich bemächtigt. Seitdem er sich vollends jenes Bureau der hohen Polizei dort eingerichtet, war die unbedingte und vollständige Unterordnung Fouquiers unter seine Befehle offiziell ausgesprochen [2]). Zufrieden aber war Robespierre mit diesem Ergebnis nicht. Das Gericht brachte in der Woche durchschnittlich zwanzig Menschen zum Tode; Robespierre aber fand, daß sich mit dieser Zahl die seinen Zwecken nötige Einschüchterung des Volkes bei weitem nicht erreichen lasse, und drängte unaufhörlich auf raschere Erledigung und massenhaftere Verurteilung [3]). Als im Februar ihm auf solches Schelten bei einem Mittagsschmause ein Geschworener sagte, die gesetzlichen Formen erlaubten es nicht anders, rief Robespierre: ach, die Formen, ihr sollt bald ein Gesetz haben, das euch von den Formen befreit. Im Mai vernahm Fouquier von dem damaligen Vizepräsidenten des Gerichtes, Dumas, ein solches Gesetz sei ent-

[1]) Aussage Fouquiers in seinem Prozeß.

[2]) Beschluß des Wohlfahrtsausschusses vom 25. Floreal, von Robespierres Hand (Reichsarchiv): Fouquier soll in jeder Dekade die Liste der bevorstehenden Prozesse vorlegen. Fouquier sagte nach dem 9. Thermidor, er habe stets mit dem ganzen Wohlfahrtsausschusse, nie mit Robespierre allein verkehrt und von der Existenz jenes Polizeibureaus nichts gewußt. Darauf legte aber Billaud, 9. Germinal III., ein Schreiben Fouquiers vor, adressiert: aux représentants du peuple, membres du C. de S. P., chargés de la police générale. Nach diesen Daten ist es eine völlig gleichgültige Frage, ob Fouquier persönliche Neigung zu Robespierre gehabt habe oder nicht, was L. Blanc wiederholt, X, 20, 484, versichert. Er hat dafür keinen anderen Beweis als Fouquiers Erklärungen nach dem 9. Thermidor, wo alle Welt sich von Robespierre lossagte. Das Wesentliche ist, daß vor dem 9. Thermidor Fouquier, mochte er nun Robespierre lieben oder hassen, ihm unbedingt gehorchte, daß er, mochte er ihn persönlich besuchen oder nicht, ihm die Prozeßlisten regelmäßig einsandte.

[3]) Aussage Fouquier-Tinvilles an der Barre des Konvents, 9. August 1794.

worfen, der Prozeßgang solle abgekürzt, die Zahl der Geschworenen vermindert werden. Gegen die Unbarmherzigkeit hatte Fouquier, ein völlig roher und stumpfer Mensch, nicht das mindeste einzuwenden; die Verminderung der Geschworenen aber erschien ihm unpolitisch, weil sie den Schein gäbe, als könne die Regierung nicht die nötige Zahl unbedingter Werkzeuge auftreiben; es war ohnedies schon bekannt genug, da mehrere derselben, der täglichen Greuel müde, nur durch die Drohung des eigenen Todes auf ihren Sesseln festgehalten wurden. Er wandte sich also an den Wohlfahrtsausschuß, redete Billaud, Collot, Carnot an, wurde aber von ihnen an Robespierre gewiesen, der mit dieser Sache ein für allemal betraut sei. Robespierre, nicht gesonnen, bei seinem Werkzeuge eine eigene Meinung zu dulden, nannte ihn einen Aristokraten und schloß ihm den Mund.

Der Ausschuß also war von vornherein mit dieser Absicht Robespierres einverstanden [1]). Es war den übrigen Mitgliedern ebenso wie Robespierre selbst genehm, die Macht über Leben und Tod der französischen Bürger in das Grenzenlose zu steigern. Sie überließen dem gefürchteten Kollegen sogar die unbedingte Auswahl der Personen, die in Zukunft als Richter und Geschworene das Blut der Mißliebigen vergießen sollten, und bestätigten seine Entscheidung, mit der er 21 vom Sicherheitsausschusse bezeichnete Kandidaten zurückwies. Indessen kam Robespierre bei dem feindlichen Auftreten Talliens, Bourdons, Merlins auf den besonderen Gedanken, den Anlaß zu benutzen, um den Konvent auf eins seiner wichtigsten Vorrechte, daß nämlich kein Abgeordneter ohne Zustimmung des Konvents selbst vor Gericht gestellt werden konnte, verzichten zu lassen. Wenn dies gelang, reichte ihm eine kurze Weisung an Fouquier hin, einen jeden Widerspruch im Konvente sofort im Blute des Urhebers zu ersticken, und, einmal des allmächtigen Ge-

[1]) Nur von St.-Just wissen wir, daß er es nicht war. Hamel, St.-Just, 520.

richtes sicher, würde er auch im Wohlfahrtsausschusse selbst keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten haben. Hiernach ließ er in tiefer Heimlichkeit durch seinen Freund Couthon die abschließende Redaktion des Gesetzentwurfes vollenden, und zwei Tage nach dem Feste des höchsten Wesens, am 10. Juni (22. Prairial nach dem republikanischen Kalender), legte Couthon sein Werk dem Konvente zur Bestätigung vor. Er klagte, daß der alte Despotismus die Vorstellungen über Recht und Unrecht gänzlich verfälscht und die Staatsverbrecher, welche die Wohlfahrt aller bedrohen, mit denselben schützenden Formen wie die Verletzer eines untergeordneten Privatrechts umgeben hätte. Um diesen Uebelstand für alle Zeiten abzustellen, sollte das Revolutionsgericht neu besetzt, Dumas Präsident, 65 andere, namentlich bezeichnete Patrioten Richter und Geschworene werden. Es sollte sich in vier nebeneinander wirkende Sektionen teilen und die Feinde des Volkes mit dem Tode bestrafen. Feinde des Volkes seien die Anhänger des Königtums, die Verleumder der jetzigen Regierung und der Patrioten, die Vaterlandsverräter und die untreuen Lieferanten, die Verführer des Volkes, die Verschlechterer der Sitten. Es sollte keine Verteidiger, kein geheimes Verhör, keinen Zeugenbeweis, wenn sonsther die Ueberzeugung der Geschworenen gebildet sei, bei dem Gerichte weiter geben. Niemand sonst als der Konvent oder die beiden Regierungsausschüsse, oder die Repräsentanten in Mission oder der öffentliche Ankläger sollten jemand vor das Gericht stellen.

So groß sonst die Unterwürfigkeit des Konvents war, so wurde dieses Mal doch die gegenwärtige Furcht durch die Angst vor der Zukunft überwogen. Einige Stimmen forderten Vertagung. Einer rief, er würde sich eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn sie verweigert würde. Allein als Robespierre mit voller Heftigkeit jede Zögerung abwies, regte sich kein Laut mehr, und es erfolgte einstimmige Annahme des ganzen Gesetzes. In der Nacht entwickelte sich die Besorgnis der opponierenden Deputierten weiter, die Ansichten klärten sich und richteten sich auf den für sie einzig

entscheidenden Punkt. Am folgenden Tage brachte somit Bourdon den Antrag, der Konvent möge erklären, daß nach wie vor er allein das Recht habe, seine Mitglieder vor das Gericht zu stellen. Couthon und Robespierre waren gerade abwesend, und so wurde Bourdons Antrag ohne weitere Verhandlung verfügt. Robespierre entlud seinen Zorn über diese Widerspenstigkeit zunächst am Abend bei den Jakobinern, indem er den Hébertistisch gesinnten Fouché als halsstarrigen Atheisten mit höchstem Ungestüm angriff, und dann in der Sitzung des Wohlfahrtsausschusses, wo es über das ganze Gesetz zu einer äußerst lebhaften Verhandlung kam. Der alte Gegensatz zwischen Collot d'Herbois und Robespierre machte sich aufs neue geltend; Collot, gerne bereit, einige tausend sonstiger Bürger dem Tribunale seines Nebenbuhlers zu überliefern, wollte ihm doch keine weitere Faktion des Konvents und am wenigsten seine alten Hébertistischen Freunde aufopfern, und Carnot, seit Wochen mit St.-Just über die belgische Kriegsführung und mit Robespierre über die Vendée in offenem Zwiste, gab Collot seine nachdrückliche Zustimmung. Es kam zu einem solchen Ausbruche tobenden Haders, daß auf der Straße die Vorübergehenden aufmerksam wurden; das Ergebnis war, daß Robespierre auf die sofortige Hinrichtung der ihm verhaßten Deputierten verzichten mußte, dagegen der Ausschuß sich zu der prinzipiellen Aufrechthaltung des Gesetzes in seinem ganzen Umfange bequemte. So begehrte denn am 12. Juni Couthon im Namen des Ausschusses die förmliche Zurücknahme des gestrigen, von Bourdon erwirkten Dekretes, als einer unerträglichen Beleidigung für den Ausschuß, der dadurch bezichtigt werde, jenes kostbare Vorrecht des Konvents angegriffen zu haben, eine Absicht, die ihm völlig fremd gewesen sei. Bourdon und Tallien wiesen bei dieser seltsamen Wendung auf den Text des Gesetzes, bei welchem für jenes Vorrecht zweifellos kein Raum mehr bleibe; hierauf aber verlor Robespierre alles Maß, nannte Bourdon einen verächtlichen Lügner und nichtsnutzigen Intriganten, und da auch Billaud die Unverschämtheit Talliens

als ganz unglaublich angriff, so fügte sich der zitternde Konvent zum zweiten Male und hob sein letztes Dekret wieder auf. Was nun auch Couthon über die Absichten des Ausschusses gesagt haben mochte, nach dem Buchstaben des Gesetzes war jetzt das Leben jedes Deputierten in die Hand des Wohlfahrtsausschusses und Fouquiers gelegt. Die einzige Hoffnung für Bourdon, Tallien, Fouché stand auf der Fortdauer der Spaltung, welche einen Teil des Ausschusses den Plänen Robespierres abwendig machte, und wie unsicher ein solcher Schutz war, hatte erst vor kurzem das Beispiel Héberts und Dantons in der grellsten Weise gelehrt. Zunächst hatte Robespierre die Sitzung mit tödlichem Grolle verlassen, unerschüttert in seinem blutigen Vorsatze, jetzt nur darüber brütend, den Widerstand des Ausschusses ebenso wie jenen des Konvents zu brechen.

In der That war für ihn die Aussicht gering, mit seinen Kollegen im Ausschusse zu einer Verständigung zu gelangen. Sie wäre leicht gewesen, wenn es ihm nur auf ein Weiterherrschen in der bisherigen Weise angekommen wäre: er hatte mehr als ein anderer Mensch zu der Entstehung derselben, der Diktatur des Ausschusses, der Knechtung des französischen Volkes, dem allgemeinen Kriege gegen Europa beigetragen, und gerne hätten, falls er es dabei bewenden ließe, seine Genossen ihm den leitenden und überwiegenden Teil des Einflusses überlassen. Aber wir wissen, welche Seiten der bisherigen revolutionären Wirtschaft, trotz seines früheren Wirkens für die Beförderung derselben, ihn ein für alle Male gründlich abstießen. Er wollte den populären Despotismus, aber nicht jenen lärmenden, tumultuarischen, schmutzigen; er wollte eine stumme, stramme, überall eintönige Unterwürfigkeit. Im Innern war ihm die Anarchie, die er gegen die alten Machthaber entfesselt hatte, jetzt, nachdem er selbst die Macht gewonnen, wegen ihrer eigenwilligen Ungebundenheit zuwider. Nach außen blickte er auf den Krieg, den er im vorigen Sommer über Europa ausgebreitet hatte, mit peinlich nagender Sorge: er sah einerseits die Möglichkeit, daß der Ruhm eines siegreichen Feldherrn über

den seinigen emporwachse, er hatte andererseits durch den Besitz der Herrschaft gelernt, daß jenes planlose Hineinstürmen in den Weltkrieg eine Thorheit war. Allerdings einen vollen Friedensstand mit dem alten Europa begriff er deshalb so wenig wie einer seiner Freunde. Frankreich, schrieb damals St.-Just, muß in Friedenszeiten ein Heer von 80 000 Mann haben, um allen Staaten furchtbar zu sein; es muß eine Münze einführen, welche nie im Auslande Kurs gewinnen kann. Er verwarf also jeden lebendigen Verkehr mit den Nachbarn, die er auch nach dem Friedensschluß mit einer dem ganzen Weltteil überlegenen Waffenmacht bedroht hätte. Immer aber ließ sich auf diesem Standpunkte die auswärtige Politik regularisieren, die Masse der Gegner trennen, ein Monarch des alten Europa gegen den anderen gebrauchen. Wir sehen, es erging Robespierre ganz ähnlich wie im vorigen Jahre Danton. Als Haupt der Regierung warf er die Lieblingsgedanken seiner demagogischen Zeit verächtlich hinweg. Hatte Danton im letzten Sommer sich zum Kampfe gegen Oesterreich durch einen Frieden mit England und Preußen zu stärken gesucht, so wünschte Robespierre in seinem Hasse gegen England eine Verständigung mit Kaiser Franz. Sofort aber machte auch er dieselbe Erfahrung, wie er sie das Jahr zuvor Danton bereitet hatte, und wurde von der Mehrheit des Ausschusses einer lauen, wenn nicht verräterischen Gesinnung bezichtigt. Außer Couthon und St.-Just standen die übrigen Mitglieder noch fest in dem alten, auch von Robespierre so oft gepredigten Hasse gegen Oesterreich, in dem auch von ihm dereinst verkündeten Streben auf eine allgemeine Umwälzung Europas. Zwischen diesen beiden Standpunkten gab es keine Vermittelung. Sie war noch weniger denkbar bei den inneren Fragen. Der Firnis von Ehrbarkeit, Tugendhaftigkeit und Frömmigkeit, dessen Mangel nach St.-Just und Robespierre in Zukunft ein todeswürdiges Verbrechen bei jedem Franzosen bilden sollte, war sonst im Wohlfahrtsausschusse ein Gegenstand des Spottes und des Zornes; Männer wie Barère und Collot höhnten, sobald Robes-

pierre den Rücken wandte, über den pedantisch priesterlichen Hochmut, welcher die siegreiche Revolution einem neuen Pfaffentume unterwerfen wolle. Vollends heftig war diese Gesinnung im Sicherheitsausschusse, wo Robespierre nur zwei Anhänger, den Maler David und St.-Justs Freund Lebas zählte: von dort führte Vadier am 15. einen verdeckten, aber höchst empfindlichen Streich gegen Robespierres Religionseifer, indem er dem Konvente eine alte Dame, Katharina Theot, denunzierte, welche sich für die Mutter Gottes hielt, mit einigen Verehrern harmlose Konventikel auf einer Dachkammer hatte und unglücklicherweise für Robespierre als den Hersteller der Religion in Frankreich schwärmte. Während Vadiers Bericht, der bald über die Thorheit der Sektierer spottete, bald gegen das Verbrechen eines solchen Fanatismus donnerte, ging endloses Gelächter durch den Konvent, und Robespierre fühlte sich mit knirschendem Ingrimm wehrlos als die eigentliche Zielscheibe all dieses Hohnes.

Mit einem Worte, es erschien nach allen Seiten hin der Gegensatz, hier des Wunsches, in dem revolutionären Strome Tag für Tag weiter fortzuschwimmen, und dort des Strebens, einen Abschluß zu machen und die einmal gewonnene Herrschaft bleibend festzustellen. Es war die Krisis, welche jeder revolutionäre Triumph über seine Kämpfer, sei es läuternd, sei es vernichtend, verhängt: der Augenblick, in dem die Waffen der Empörung sich gegen den bisherigen Träger wenden und dieser seine äußere Inkonsequenz durch den inneren Wert seiner Herrschaft rechtfertigen oder zu Grunde gehen muß.

Der Bruch zwischen den beiden Parteien des Ausschusses heilte also nicht aus, obwohl Lindet und Prieur wiederholt zur Einigkeit mahnten, Barère sich augendienerisch um Robespierre bemühte, Collot und Billaud selbst einen offenen Kampf scheuten und in allen untergeordneten Dingen dem gefürchteten Kollegen geflissentlich zu Gefallen lebten. Robespierre war damals vor allem emsig beschäftigt, dem Revolutionsgerichte in Ermangelung der mißliebigen Deputierten

anderweitigen Stoff aus der Masse der eingekerkerten Verdächtigen zu liefern; sein Freund, der Maire Fleuriot, hatte in einem Gefängnisse einen Eisensträfling aufgetrieben, der sich willig zeigte, falsche Anklagen auf Empörung und Verschwörung gegen seine Mitgefangenen zu erheben, und der Ausschuß beeilte sich, weitere Vertraute Robespierres, Lanne, Dumas, Hermann, mit der Verfolgung dieser Sache zu bevollmächtigen, womit denn bald dem Blutgerüst eine tägliche Ernte von 50, 60, 80 Köpfen zuwuchs [1]). Ueberhaupt steigerte sich die Thätigkeit des grausenvollen Tribunals in einer Weise, für welche die Sprache keine Bezeichnung mehr hat. Seit seiner Errichtung bis zum 22. Prairial hatte es in 14 Monaten etwas über 1200 Todesurteile gefällt: von

[1]) Die modernen Verehrer Robespierres sind fortdauernd bemüht, Robespierre von diesem Vorwurf zu entlasten und ihn allein auf die Majorität der Ausschüsse zu wälzen, deren Vernichtung nach ihrer Ansicht Robespierres einziger Zweck bei dem Gesetze des 22. Prairial gewesen. Ein Beispiel von der Art ihrer Beweisführung mag hinreichen. Als Ladmiral und C. Renaud vor das Tribunal gestellt wurden, gesellte man ihnen noch 52 weitere Angeklagte hinzu, alle unter dem Titel einer conspiration de l'étranger. Darunter war eine Frau von St.-Amaranthe, mit Tochter, Sohn und Schwiegersohn, eine Familie von mehr als zweideutigem Rufe; nach Robespierres Sturz brachten dann seine Gegner die Verleumdung auf, Robespierre habe sich an der Tafel derselben berauscht und Staatsgeheimnisse ausgeplaudert, St.-Just aber der alten Dame vergeblich einen Liebesantrag gemacht, deshalb seien die Unglücklichen auf das Schafott geschickt worden. Statt sich auf die Widerlegung dieser Dinge zu beschränken, welche keine Schwierigkeit macht, erörtert jetzt L. Blanc weiter, Robespierres Feinde hätten die St.-Amaranthes und die 48 anderen Opfer in den Prozeß der C. Renaud verwickelt, um durch diese Schlächterei den Namen Robespierres als des angeblichen Urhebers derselben gehässig zu machen, während in Wahrheit weder Robespierre noch St.-Just mit der Prozedur das geringste zu thun gehabt. Nun aber beschränkt sich alles, was authentischerweise über das Schicksal der Familie St.-Amaranthe bekannt ist, auf die beiden Daten, daß sich eine polizeiliche Denunziation in St.-Justs Papieren vorgefunden, und daß St.-Just sie in der Anklage gegen Danton als dessen infame Genossen bezeichnet hat. Von einem anderen Verfolger derselben als St.-Just weiß niemand etwas.

jenem Tage bis zum Sturze Robespierres, in sechs Wochen, lieferte es 1366. Die einzelnen Anklagen faßten 20 oder 30 Menschen auf gutes Glück zusammen, große Edelleute aus Paris, Tagelöhner aus Marseille, Schiffer aus Brest, Bauern des Elsasses, die sich miteinander zum Sturze der Republik verschworen haben sollten: Untersuchung, Verhandlung, Beweisverfahren war beseitigt, kaum die Namen der Opfer wurden den Geschworenen verlesen, und mehr als einmal kam es vor, daß der Sohn mit dem Vater, ein ganz Unbeteiligter mit dem wirklich Angeklagten verwechselt und auf die Guillotine geschickt wurde. Die Richter drängten die Geschworenen zum Todesurteil mit lärmenden Drohungen; Mitglieder der Regierungsausschüsse waren fast täglich zugegen und riefen den Blutsprüchen mit rohen Späßen Beifall zu. Auf diesem Boden verstummte der Hader der Parteien. Sonst war damals Billaud mit Robespierre selten einverstanden, aber die Liste der morgen hinzuschlachtenden Gefangenen, welche ihm dessen Freunde im Ausschusse zuschoben, unterzeichnete er „mit Vergnügen“ [1]). Ebenso unterschrieben beide nebst Collot und d'Herbois am 25. Prairial genaue Anweisungen für Fouquier in dem Prozesse Ladmirals [2]). Einige Wochen vergingen darüber den Machthabern in leidlichem äußeren Frieden. Robespierre erschien nur noch selten bei den Gesamtsitzungen des Ausschusses, versäumte jedoch nicht, sich die Protokolle derselben nachträglich zur Einsicht und Unterschrift vorlegen zu lassen [3]). Desto pünktlicher fand man ihn, wie zur Zeit der Hébertschen Kämpfe, auf der Rednerbühne der Jakobiner, die er seit Ende März beinahe ganz der Lenkung Collots überlassen hatte, jetzt aber in der Aussicht neuen Streites wieder ausschließlich für sich in Beschlag zu nehmen wünschte. Auch er war, wie Collot, noch nicht zum letzten Angriffe entschlossen und mit sich selbst weder über die Zeit noch den

[1]) Aussage Trinchards in Fouquiers Prozeß, Buchez XXXIV, 336.
[2]) Compardon, le tribunal révolut. I, 364.
[3]) Die Originale sind vorhanden, im Reichsarchiv.

Umfang desselben im reinen. Am 27. Juni aber langte St.-Just mit der Siegesnachricht von Fleurus in Paris an: eine Entscheidung über die auswärtige Politik wurde dringender, und St.-Just, der seinen Freund schon einmal — gegen Danton — zur That getrieben hatte, spornte auch jetzt zu mutiger und kräftiger Entschließung. Robespierre wiederholte also im Ausschusse den Antrag, die widerspenstigen Mitglieder des Konvents vor das Revolutionsgericht zu stellen; er erlebte jedoch eine zweite Abweisung und mußte nachdrückliche Worte gegen Willkürherrschaft und Diktatur vernehmen. Darauf brachte er am 1. Juli diese Zwistigkeiten zum ersten Male bei den Jakobinern zu öffentlicher Erörterung. Er klagte, daß die Partei Dantons, die Partei der Schwachen, wieder auflebe, daß man ihn der Herrschsucht bezichtige, nicht bloß in London, sagte er, sondern auch hier in Paris; ihr würdet schaudern, wenn ich erzählte, an welchem Orte, unter Männern, welche mit einem geweihten Charakter bekleidet sind. Sollte man mich zwingen, rief er zum Schlusse, aus dem Wohlfahrtsausschusse auszutreten, so würde ich immer noch Volksvertreter bleiben und den Todeskampf gegen die Tyrannen bis zum letzten Atemzuge fortsetzen. Zwei Tage nach dieser offenen Drohung gab es neue Erörterungen im Ausschusse. Hermann hatte in den Gefängnissen ein so reiches Material gesammelt, daß er eine Liste von 160 Personen vorlegte, welche in ihrer Haft eine Verschwörung zum Umsturze der Regierung gemacht hätten: der Antrag ging dahin, sie alle an einem Tage vor das Gericht, d. h. sie auf das Schafott zu senden. Dies war aber, bei der offenbaren Stimmung des Pariser Volkes, selbst Collot zu viel; er rief aus: was wollt ihr thun, wenn ihr die Todesstrafe selbst außer Ansehen gesetzt habt; und der Beschluß ging durch, die Masse wenigstens auf drei Tage zu verteilen. Noch stärker fand sich Robespierre gereizt, als am 4. Juli der sonst so geschmeidige Barère im Konvente einen unverhüllten Ausfall gegen die auswärtige Politik seines bisherigen Meisters machte. Es war die Zeit, in welcher die Oesterreicher ihren

Rückzug aus Belgien antraten. Robespierre hatte so viel durchgesetzt, daß der Ausschuß statt einer raschen Verfolgung des feindlichen Heeres die Wiedereinnahme der vier französischen Festungen verfügte; jetzt erwirkte Barère ein Dekret, welches die Besatzungen bei irgend welchem Widerstande mit Niedermetzelung bedrohte, und wies in seiner Rede jede Möglichkeit eines Friedens mit Oesterreich mit polterndem Geräusch zurück. Wir haben euch erraten, rief er, listige Freunde des Friedens, wir kennen euer Streben, den Mut zu dämpfen und die Heere zu schwächen: aber hütet euch, die Freiheit hat euch fest in das Auge gefaßt und uns die schrecklichen Folgen einer vorzeitigen Schwäche enthüllt. Robespierre gab seine Antwort einige Tage nachher, wieder bei den Jakobinern. „Ein Volk," sagt er, „glänzt nicht durch den Sturz anderer Könige; unser erhabener Beruf ist der Kampf gegen die Parteien und die Gründung eines Reiches der Tugend und der Gerechtigkeit. Was helfen uns die prunkenden Gemeinplätze gegen Pitt? Was nützen uns die brausenden und hohlen Siegesberichte? Dieselben Menschen, welche sich in diesen Redensarten gefallen, unterwühlen im stillen die Regierung, widersetzen sich den nützlichsten Vorschlägen, verleumden die besten Patrioten und verdächtigen das starke Bollwerk unserer Freiheit, das Revolutionsgericht."

So erhitzte sich dieses Geplänkel, aus dessen Worten überall die unversöhnlichen Todesdrohungen hervorleuchteten, von Tage zu Tage mehr. Bereits schritt Robespierre zu unmittelbaren Vorbereitungen seines Staatsstreiches. Die Vertrauten im Stadtrate und den Pariser Sektionen begannen die Bürger im einzelnen zu bearbeiten; hier und da hörte man Stimmen im Volke, es sei ein neuer 31. Mai gegen die Mehrheit des Konvents erforderlich [1]), und ein Versuch wurde gemacht, die Einwohner durch öffentliche Schmausereien auf den Straßen in Bewegung und Aufregung zu setzen [2]). Indessen sah man bald, daß die große

[1]) Couthon warnt dann bei den Jakobinern vor solchen kompromittierenden Aeußerungen.

[2]) So ist Barères Angabe. Garnier, Geschworener beim Re-

Masse zu Robespierre so wenig Neigung wie zu Collot hatte, und beeilte sich, mit einer plötzlichen Verfügung des Stadtrates die brüderlichen Mahlzeiten wieder abzustellen. Desto eifriger ergingen sich Robespierres Freunde bei den Jakobinern, wo jedoch der Erfolg nicht viel glänzender war. Der Klub zeigte sich überall dienstwillig, schloß Tallien, Bourdon, Fouché aus, aber von dem früheren Feuer war nichts mehr zu spüren. Der Klub, rief der jüngere Robespierre, ist matt und lau und hilft nicht mehr den verfolgten Patrioten, ich wünsche mir nur noch ein Grab neben dem meines Bruders. Gleichzeitig suchte man auch die Provinzen heranzuziehen. Obgleich Robespierre durch sein spärliches Erscheinen im Wohlfahrtsausschusse auf einen Teil seines bisherigen Einflusses verzichtete, so hatte er dennoch fortdauernd die innere Verwaltung durch die persönliche Ergebenheit der Ministerialkommissare zu unbedingter Verfügung. Hermann, der Kommissar des Innern, ließ damals aus allen Teilen des Reiches zuverlässige Beamte und einflußreiche Klubisten nach Paris kommen, um mit ihnen über die bevorstehende Umwälzung Abrede zu nehmen. Der Ausschuß, dessen Mehrheit mit wachsender Sorge diese Schritte verfolgte, ließ durch den Konvent am 20. Juli die Ausweisung der Männer aus Paris verfügen, wobei sich Barère bitterlich über Robespierres hetzende Klubreden beschwerte. Um dieselbe Zeit erhob der Sicherheitsausschuß heftige Klage, daß Robespierres Polizeibureau in seine Wirksamkeit eingreife, und die Mehrzahl des Wohlfahrtsausschusses kam zu dem Beschlusse, das Bureau aufzulösen. Am 22. waren die beiden Regierungsausschüsse zu einer gemeinsamen Sitzung vereinigt, um die allgemeine Lage zu beraten. Robespierre fehlte, St.-Just aber war anwesend, und Billaud sondierte, ob er nicht für die Mehrheit zu gewinnen wäre. Es handelte sich von einem Berichte an den

---

volutionsgericht, meldet Robespierre, 27. Messidor, daß er solche Gastmahle veranstaltet, nachher aber wohlweislich unterlassen habe, da sich die Aristokraten der Sache bemächtigt.

Konvent über die neuesten Erschütterungen der öffentlichen Meinung, einem Manifeste, wie es der Ausschuß den großen Katastrophen regelmäßig vorauszusenden pflegte: Billaud klagte über Robespierres Herrschsucht, schilderte den Zustand als einen vulkanischen und schlug endlich St.-Just vor, den Bericht zu übernehmen. Dieser, obgleich im Herzen völlig für Robespierre entschieden, hielt es für gut, den Gegnern nicht alle Hoffnung abzuschneiden. Er erklärte sich bereit, vorausgesetzt, daß der Bericht achtungsvoll gegen den Konvent und dessen Mitglieder sein dürfe; er sagte, er werde darin auf den Grund aller Uebelstände gehen und den ganzen Umsturzplan enthüllen. Es war hiernach deutlich, daß eine Krisis nicht lange mehr hinauszuschieben war, jedoch war neben dem Zorne auch eine große Scheu der Gegner sichtbar geworden, und Robespierre kam zu dem Beschlusse, einen letzten Versuch der Verständigung zu machen. Er beantragte eine zweite Sitzung der beiden Ausschüsse auf den folgenden Tag.

Ehe wir hier in die Katastrophe Robespierres und des Schreckenssystems überhaupt eintreten, wird es gut sein, einen Blick auf den damaligen Zustand Frankreichs zu werfen und uns zu vergegenwärtigen, wohin das Land unter der Herrschaft dieser Gewalten gekommen war.

Die revolutionäre Regierung war, wenn man von der Vendée und einigen Bezirken der Bretagne absieht, um diese Zeit im ganzen Umfange des Reiches anerkannt. Jeder Schatten eines Widerstandes war beseitigt, jede Waffe aus den Händen, jede Hoffnung aus den Herzen der Bürger gerissen und zitternder Gehorsam über die gesamte Bevölkerung verbreitet. Der Wohlfahrtsausschuß herrschte mit unbedingterer Gewalt, als jemals vor ihm einer der französischen Könige geherrscht hatte. Die Mitglieder desselben sollten gesetzlich für jeden ihrer Akte gemeinsam einstehen; die unermeßliche Häufung der Geschäfte hatte aber sehr bald eine Teilung der Arbeit in der Weise herbeigeführt, daß einzelne Mitglieder einzelne Geschäftskreise allein übernahmen und die übrigen dann ihre formell nötige Unterschrift ohne

Prüfung der Sache hinzusetzten. So leitete Carnot das Kriegswesen, Jean Bon St.-André die Marine, Barère das Auswärtige, Robespierre die Polizei und die Gerichte. Zu einer festen Regelmäßigkeit gedieh jedoch diese Ordnung um so weniger, als einzelne Mitglieder oft und lange abwesend waren, Couthon wegen Krankheit, St.-André auf der Flotte, Prieur in der Vendée, St.-Just beim Nordheere, als überhaupt die schrankenlose Willkür, welche den Grundzug des Systems bildete, sich auch zwischen den Trägern desselben nicht verleugnete, Robespierre z. B. die Sekretäre Carnots verhaften ließ, St.-Just in die großen Maßregeln der Kriegführung einredete u. s. w. So entschied auch keine sachliche Regel, sondern bald politische Rücksicht, bald ein bloßer Zufall, welche Dinge in den Gesamtsitzungen des Ausschusses zur Beratung und Beschlußnahme kamen [1]). Es leuchtet ein, daß bei einem solchen Verfahren eine eingehende, folgerichtige und fruchtbringende Behandlung der öffentlichen Interessen von vornherein unmöglich war. Ebenso unsicher war aber auch die Verteilung des lenkenden Einflusses inmitten des Ausschusses selbst. Daß Robespierres Ansehen seit der Vernichtung Héberts vorwog, haben wir aus dem neuen Programme der Regierung, der Verleugnung des Atheismus, dem Gesetze des 22. Prairial ersehen: auch in diesen letzten Wochen erhielt sich trotz der neuen Parteienspaltung das Verhältnis im ganzen, und offenbar ist es verkehrt, wenn neuere Verehrer Robespierres ihn deshalb für machtlos erklären, weil er seit dem 22. nicht an allen Gesamtsitzungen des Ausschusses Anteil genommen hat. Denn diese bildeten, wie gesagt, nur den kleineren, immer wechselnden Teil der Regierungsthätigkeit; Robes-

[1]) Die Protokolle der Sitzungen und Hunderte von einzelnen arrêtés (Pariser Reichsarchiv) zeigen dies in der zweifellosesten Weise. Nicht besser war die Kompetenz zwischen dem Wohlfahrts- und dem Sicherheitsausschuß oder zwischen dem Polizeibureau des ersteren und dem Gesamtausschuß abgegrenzt. Verhaftungen und Freilassungen wurden von allen diesen Behörden neben- und durcheinander vollzogen. Beispiele hat u. a. Hamel, St.-Just 543.

pierre erfuhr täglich, was dort vorging, setzte seine persönlichen Arbeiten als Ausschußmitglied mit gesteigertem Eifer fort und übte dabei den größten Einfluß durch die unbedingte Abhängigkeit der Pariser Stadtbehörden, des Revolutionsgerichtes und fast aller Ministerialkommissionen aus [1]) — der einzige Kommissar der Landheere, Pille, folgte, nach der Natur seines Amtes, mehr Carnots als Robespierres Antrieb. Immer aber war, wie jetzt keiner weiteren Erörterung bedarf, jener lockere und willkürliche Geschäftsgang im Ausschusse seinem gesteigerten Herrschersinne nicht mehr genügend. Wie er früher es durchgesetzt hatte, die Orts- und Bezirksbehörden der Reichsregierung, so wünschte er jetzt diese selbst dem eigenen Willen in fester und formeller Weise zu unterwerfen.

Die zweite oder der Form nach erste Zentralbehörde der Republik, der Konvent, war ohnmächtig bei jedem Auftreten des Ausschusses, welcher allerdings gesetzlich jeden Augenblick durch den Gesamtwillen des Konvents beseitigt werden konnte, der aber über das Leben jedes einzelnen Deputierten willkürlich verfügte. Daß der Ausschuß monatlich neuer Vollmacht vom Konvente für seine Fortdauer bedurfte, war eine leere Formsache geworden: ach, ich hätte es fast vergessen, rief Barère am 12. Juli nach Beendigung eines anderen Berichtes, der Ausschuß muß aufs neue bestätigt werden; und der Konvent gab die Erneuerung durch langes Händeklatschen. Dennoch war die Gesinnung der Mehrheit des Joches gründlich müde. Die ehemalige rechte

[1]) Die Akten des Ausschusses im Reichsarchiv liefern dazu eine Menge Belege. Vieles daraus ist übrigens seit langer Zeit gedruckt und wird von den heutigen Verehrern Robespierres und seiner Freunde lediglich ignoriert, so z. B. Fouquiers Aussagen vor dem Konvente, 9. August, über Robespierres Teilnahme an der Verfolgung der Gefängniskonspiration, Mitte Messidor, die Aussage des Redakteurs des Moniteur, Moniteur, 12. germinal. an III, Beschluß des Ausschusses vom 2. Messidor, Buchez XXXV. 43, Beschluß des Ausschusses vom 2. Thermidor, rapport des Vingtun, pièces Nr. 11, u. s. w. Vgl. auch Wilson Croker, essays, S. 468.

Seite, die Gemäßigten und Girondisten, sahen mit stummer Freude, wie ihre Besieger sich untereinander zerfleischten. Der Berg aber bestand nur zum kleineren Teile aus persönlichen Anhängern Robespierres; der frühere Haß zwischen Dantonisten und Hébertisten verschwand täglich mehr vor der gemeinsamen Gefahr, mit welcher der Grimm des Diktators sie alle bedrohte. Sie vernahmen aus den geheimen Beratungen des Ausschusses nur unbestimmte, aber um so peinlichere Angaben; verschiedene Listen der von Robespierre geforderten Köpfe gingen umher; bald fünf oder sechs, bald achtzehn und mehr Namen wurden genannt. Nur wenige derselben waren so mutig, sich eine Gelegenheit zum Kampfe zu wünschen, die meisten strebten durch Unthätigkeit und Unsichtbarkeit in rettende Vergessenheit zu geraten. So zählten die Sitzungen des Konvents in dieser Zeit nicht leicht mehr als 200 Mitglieder. Von den ursprünglichen 753 waren etwa 50 ermordet oder hingerichtet, 20 geächtet, 73 verhaftet, 100 in den Departements oder bei den Heeren abwesend, 280 endlich vertieften sich in die unscheinbare Arbeit der mit den einzelnen Zweigen der Gesetzgebung beauftragten Ausschüsse. Hier wäre freilich, bei dem Umsturz aller früheren Verhältnisse, Stoff zu unübersehbarer Thätigkeit gewesen, aber auch hier erlahmte alles unter der erdrückenden Wucht des herrschenden Despotismus. Nicht ein schöpferisches Gesetz, nicht eine zukunftfähige Organisation hat dieser Zeitabschnitt der Revolution hervorgebracht. Der einzige unter jenen Ausschüssen, welchem die Umstände eine praktische Wirksamkeit zugewiesen hatten, war jener der Finanzen. Hier machte Ramel zuweilen eine gewisse Sachkunde und Cambon seine störrische und hitzige Eigenwilligkeit bemerkbar: beide waren denn auch bei Robespierre auf das übelste angeschrieben und ihre Namen in jeder Aechtungsliste zu finden.

Nicht fester und freier als der Konvent waren die Ministerialkommissionen gestellt. Es gab schlechterdings keine Regel darüber, welche Angelegenheiten sie den unteren Behörden zu überlassen, welche sie selbst zu erledigen, welche

endlich sie zur Entscheidung des Wohlfahrtsausschusses zu bringen hatten. Ganz nach zufälligen oder persönlichen Einflüssen gingen aus den Departements die Berichte der Konventskommissare, der Ortsbeamten und der Klubs bald an den Ausschuß, bald an ein Ministerium, bald auch an den Pariser Jakobinerklub. Ebenso schwankend und willkürlich griff von oben herunter bald das eine, bald das andere Mitglied des Ausschusses mit herrischer Heftigkeit in die Arbeit der Kommissionen ein. Diese waren also in jeder Hinsicht unfähig zu einer umfassenden Erkenntnis und regelmäßigen Behandlung der Geschäfte. Ueberall zeigte diese Regierung ihren Ursprung: sie war auch damals noch, als Europa vor ihren Waffen erzitterte, ein zur Macht gelangter Klub, eine notdürftig regulierte Volksversammlung. Auf der einen Seite die schranken- und regellose Willkür des hervorragenden Demagogen, auf der anderen eine vielköpfige, zugleich unterwürfige und brutale Masse. Niemals in aller Welt hat ein Staat eine größere Anzahl von Beamten besoldet als dieses jakobinische Gemeinwesen, welches damit die bequemste Verpflegung und Vermehrung seiner Parteigenossen erreichte. Die einzige Kommission des Handels und der Lebensmittel zählte 35 000 Angestellte und so die übrigen nach Verhältnis [1]). In den Departements hatte man noch immer die Bezirks- und Stadträte, deren Mitgliederzahl schon sehr beträchtlich war; thatsächlich hatten sie jedoch alle Bedeutung an die Revolutionsausschüsse abgeben müssen, welche jetzt durch die Konventskommissare in sämtlichen Gemeinden des Reiches unter dem Beirate der Klubs errichtet waren, als polizeiliche Aufsichtsbehörden allmählich die ganze Verwaltung in die Hand nahmen und darüber unmittelbar an die Zentralbehörden berichteten. Die Zahl derselben belief sich auf 52 000 mit mehr als 560 000 Mitgliedern, deren jedes nach dem Gesetz vom

[1]) Dubois-Crancé C. N. 5. Mai 1795. Johannot sagt am 14. April 1795: Die Revolutionsbewegung hat uns dazu gebracht, Gehalte an eine größere Anzahl Personen zu geben als alle anderen Staaten Europas zusammen.

5. September 1793 einen Tagessold von drei Livres empfangen sollte. Hiernach würden sie dem Staate jährlich 591 Millionen gekostet haben, 10 Millionen mehr als die konstituierende Versammlung für das Gesamtbudget des Staates ausgeworfen hatte. Der Finanzausschuß des Konvents ließ sich denn auch trotz des Gesetzes nicht bewegen, jene Tagegelder anzuweisen: die Revolutionsausschüsse aber, auf ihr Recht pochend, erhoben dann ihre Besoldung unmittelbar von den Unterthanen auf dem Wege der revolutionären Taxen, obgleich das Gesetz vom 4. Dezember 1792 jede solche außerordentliche Besteuerung den niederen Behörden untersagt hatte. Es wurde eine Gesetzwidrigkeit eben durch die andere ausgeglichen [1]).

Frankreich hatte vor der Revolution etwa $4\frac{1}{2}$ Millionen erwachsener arbeitsfähiger Männer. Von diesen waren mehr als hunderttausend in den inneren Kämpfen zu Grunde gegangen, eine nicht geringere Zahl in das Ausland geflüchtet, eine nicht minder ansehnliche als verdächtig eingesperrt. Sodann hatte beinahe eine Million der Krieg in die Heere und damit in die Besoldung des Staats geführt: ein großer Teil der zweiten war mit Amt und Gehalt in der inneren Verwaltung versehen und somit das bürgerliche Gewerbe geradezu der Hälfte seiner Arbeitskraft beraubt. Auf je vier Bürger kam im Innern ein Beamter, auf je drei ein Soldat an den Grenzen. Es kam vor, daß in Dörfern von zwölf Haushaltungen die Männer sämtlich den Revolutionsausschuß des Ortes bildeten und jenen Tagegeldern zuliebe sich gegenseitig mit Eifer überwachten. Es leuchtet ein, wie wenige unter der Masse für die Aufgabe eines Verwaltungsamtes vorbereitet waren; die Mehrzahl sah in der neuen Stellung neben dem Gehalte vor allem ein Mittel, jeden persönlichen Widersacher zu unterdrücken, den verhaßten Verwandten, den zudringlichen Nachbarn, den lästigen Gläubiger oder Gewerbsgenossen zu beseitigen. Da sie durch-

[1]) Ueber dies alles vgl. Cambons Bericht, C. N. 6. frim. III, sowie die Debatte, C. N. 17. brum. II.

gängig dem Bauern- und Handwerkerstande angehörten und alle ihre Interessen, ihre Neigungen und ihre Feindschaften sich in diesem Kreise bewegten, so kam durch sie der revolutionäre Schrecken, der ursprünglich nur dem Adel, dem Klerus und den reichen Bürgern bestimmt gewesen, nun auch in vollem Maße über die unteren Klassen. Namentlich die Bauern wurden schwer getroffen. Denn gerade in den Dörfen hatte sowohl die ökonomische als die religiöse Erschütterung der letzten Jahre die auffallendsten Wirkungen gehabt. Der städtische Geistliche war ohne Anstoß beseitigt worden, jeder Landpfarrer aber hatte eine Anzahl hitziger Verteidiger gefunden. In den Städten war auch vor der Revolution die Bereicherung eines kleinen Spekulanten und der Sturz eines großen Geldfürsten nichts Unerhörtes gewesen; in den Dörfern dagegen hätte früher die kühnste Phantasie es nicht zu denken gewagt, daß ein gemeiner Pächter als Inhaber des Herrenhauses einherprunken oder ein armer Kolone fette Stücke des Kirchengutes an sich bringen könnte. Nun war mit den großen Konfiskationen ein volles Drittel des französischen Bodens durch einen solchen Wechsel hindurchgegangen, und jegliche Leidenschaft, welche Gewinnsucht, Neid und der Sturz aller alten Gewohnheit aufregen kann, in den Herzen der Bauern auf das stärkste erregt worden. Die neuen Besitzer, zuerst von den herrschenden Parteien mit Jubel bewillkommnet, wurden bald von allen Seiten mit scheelen Blicken betrachtet. Die Regierung fand, daß sie wieder zu große Güter vereinigten, die kleinen Bauern zogen ungünstige Vergleichungen zwischen ihnen und den alten Herren, an mißgünstigen Nachbarn und politischen Gegnern fehlte es keinem. So richtete sich vornehmlich gegen diese Klasse im Sommer 1794 die revolutionäre Verfolgung. Zwei Drittel der Opfer, welche nach dem 22. Prairial das Pariser Revolutionsgericht zum Tode brachte, waren Bauern [1]).

[1]) Das ergeben die offiziellen Listen. Ein resümierender Auszug in den Tabellen bei Prudhomme, crimes de la révolution.

Ueberhaupt aber war die persönliche Sicherheit der Einwohner im Juli nicht besser geachtet als im September zuvor. Die Zahl der Verhaftungen blieb im Wachsen. In Paris stand sie fortdauernd zwischen 5000 und 7000, und noch immer war die Verhaftung eine fast sichere Ankündigung des Untergangs. Jene beiden Volkskommissionen vom 14. Mai hatten nach acht Wochen 800 Angeklagte geprüft, und darunter, wie sie berichteten, auf 80 Menschen einen Patrioten gefunden; so gerecht, sagten sie, seien die Revolutionsausschüsse bei den Verhaftungen verfahren. Was die Departements betraf, so wurden bei dem Aufhören aller freien Diskussion jetzt weniger Nachrichten laut als während des Getümmels im vorigen Jahre: was aber bekannt wurde, zeigte den Despotismus der Konventskommissare in völlig unverändertem Lichte. Die Departements Vaucluse und Rhonemündung zählten etwa 500 000 Einwohner; von diesen waren im Mai 15 000 verhaftet. Lyon unterlag fortdauernd den Aechtungsgesetzen vom Oktober; die Zerstörung der Häuser ging ihren Gang, und oft genug ertönten im Pariser Klub die zornigen Klagen, daß das Volk von Commune-Affranchie unverbesserlich sei. Im Jura hatte Bassal während des Winters 2800 Verhaftungen vorgenommen; seine Nachfolger, Lejeune und Prost, haderten untereinander als Anhänger, der eine Héberts, der andere Robespierres, und kerkerten abwechselnd die Gesinnungsgenossen des Widersachers zu Hunderten ein. Zu Straßburg gab es bei St.-Justs Abreise 2000 Eingesperrte, und mehrmals war die Rede davon, sie auf einen Tag im Rheine zu ersäufen; besonders galt deutsche Sprache und Kleidung als Beweis verdächtiger Gesinnung, und seit dem 22. Prairial ließ der Vorsitzer des dortigen Revolutionsausschusses, St.-Justs begeisterter Verehrer Monet, die Masse der Verhafteten bis auf 4000 steigen. Aehnliche Ergebnisse hatte St.-Justs Reise zum Nordheere in den von ihm berührten Grenzbezirken; in vier Departements ließ er alle Edelleute ohne Unterschied verhaften, und dann flog von einem Klub zum andern sein Ausspruch, daß man darauf denken müsse, mit den Volksverrätern nicht die Kerker,

sondern die Gräber zu füllen. Unter solchen Verhältnissen machte der Wohlfahrtsausschuß von der Befugnis, ausnahmsweise in den Provinzen Revolutionsgerichte bestehen zu lassen oder einzusetzen, zahlreichen Gebrauch. Gleich aus dem Monat Floreal liegen solche Beschlüsse für Arras, Orange, Nimes, Bordeaux, Noirmoutiers vor [1]). Ein schreckenvolles Andenken ihrer Wirksamkeit haben davon vornehmlich die beiden erstgenannten hinterlassen. In Arras lenkte den blutigen Frevel als Konventskommissar ein ehemaliger Priester, Lebon, einst ein harmloser und leichtsinniger Mensch, der im Februar von dem Ausschusse nach Paris berufen wurde, um einen Verweis wegen seiner Milde zu empfangen. Gleich nachher schrieb einer seiner Genossen an St.-Justs Freund Lebas: in einem heiligen Fieber ist Lebon aus Paris zurückgekommen; er hat sofort eine revolutionäre Jury nach dem Pariser Muster zusammengebracht, sechzig haarige Schurken, und die Guillotine feiert jetzt nicht einen Augenblick, die Köpfe der Aristokraten, Männlein und Weiblein, fallen wie Hagel. Lebon selbst, ohne sittliche Festigkeit, wie er war, kam in wahnsinnige Aufregung und that es bald einem Carrier an Grausamkeit, Liederlichkeit und Brutalität zuvor. Die Einwohner atmeten auf, als das Gesetz des 14. April erschien und alle Angeklagten nach Paris lud; dort in Arras erschien es als ein Gewinn, aus Lebons Händen in jene Fouquiers zu fallen. Aber ihr Peiniger erhielt auf seine dringenden Bitten nicht bloß die Vollmacht [2]), fortzufahren, sondern seine Energie noch zu steigern. Er unterwarf dann die Nachbarstädte Cambrai, Doullens, Boulogne einer gleich wilden und wüsten Verfolgung, so daß im Juni die Klagen seiner Opfer in Paris nicht ganz mehr unterdrückt werden konnten. Der Deputierte Guffroy, sonst ein gemeiner Fanatiker wie Lebon, erhob sich gegen den früheren Genossen; der jüngere Robespierre hatte Nachrichten aus Arras, welche

[1]) Im Pariser Reichsarchiv.

[2]) Beschluß des Wohlfahrtsausschusses, 30. germinal, das Konzept von Robespierres Hand.

Lebon als Hébertisten schilderten; es kam im Wohlfahrtsausschuß zu einer lebhaften Verhandlung, und Lebon eilte hinüber, sich selbst zu verteidigen. Für ihn verwandte sich St.-Just; Couthon sagte bei den Jakobinern, Lebon habe in seinem Departement den Geist der Freiheit neu belebt, und Barère setzte im Konvente Tagesordnung über alle Beschwerden durch, weil, sagte er, dem eifrigen Republikaner gegen die Aristokraten alles erlaubt sein müsse, wenn er, obgleich in etwas herben Formen, doch aus reinen Beweggründen handle. Voll von Jubel kam Lebon nach Arras zurück und verkündete dort seinen Leuten, daß der Ausschuß ihn ermahnt habe, immer besser fortzufahren, daß Robespierre die Errichtung eines besonderen Tribunals in jeder Grenzstadt wünsche [1]).

In gleicher Weise und mit gleicher Wärme von Robespierres Partei befördert, verfuhr in denselben Wochen der Konventskommissar Maignet in Orange. Gleich nach dem Gesetze des 14. April erklärte er dem Ausschusse die Unmöglichkeit, alle Verschwörer der dortigen Gegend nach Paris zu senden, und beantragte demnach die Errichtung eines besonderen Tribunals. Da er in dem Lande selbst keine geeigneten Richter zu finden wußte, und da auch in den benachbarten Departements Drome, Ardèche und anderwärts derselbe Mangel vorlag, so entspann sich darüber in Robespierres näherem Freundeskreise ein ausführlicher Briefwechsel, der allein für die geschichtliche Beurteilung dieser Menschen völlig ausreichen könnte [2]). Robespierre erstattete am 10. Mai seinen Bericht an den Ausschuß, welcher die Stiftung des Tribunals zur Folge hatte: dasselbe erhielt, nach einem von Robespierre selbst verfaßten Entwurf, schon damals dieselben Weisungen wie das Pariser Gericht durch das Gesetz vom 22. Prairial [3]) und lieferte denn auch in seinen ersten achtzehn Tagen 197 Hinrichtungen. Am 17. Mai kam es vor,

[1]) Aus den Akten im Reichsarchiv. Einiges ist in den Papiers inédits de Robespierre gedruckt.

[2]) Er ist gedruckt bei Buchez 35.

[3]) Hier, wie man sieht, ist kein Raum für den beim 22. Prai-

daß in dem Dorfe Bedouin nicht weit von Avignon der Freiheitsbaum in der Nacht umgehauen wurde; Maignet ließ darauf mehrere Einwohner hinrichten und den ganzen Ort von 500 Häusern niederbrennen, so daß die armen Menschen, beinahe 2000 an der Zahl, obdachlos in dem Gebirge herumirrten und mehrere Monate in Bergspalten und Erdhöhlen ihr Leben fristeten [1]). Maignet hatte selbst einigen Zweifel, ob der Wohlfahrtsausschuß eine solche Strenge billigen würde, und warnte vor einer verderblichen Nachsicht: er wurde sofort beruhigt, indem auf den Antrag des Ausschusses der Konvent selbst seine Billigung aussprach. Bald zeigte sich sogar, daß er seinen Pariser Gönnern nicht einmal genug that und sich im Vergleiche mit Robespierres Freunden auf einem lange überwundenen Standpunkte befand. Unter den Beisitzern seines Gerichtes bildeten sich nämlich zwei Parteien. Die eine wollte alle früheren Edelleute und Priester sowie alle Reichen, Geschäftsleute und andere Gebildete ohne weiteres für schuldig erklären, bei der Klasse der Handwerker und Tagelöhner aber unterscheiden, da viele derselben selbst getäuscht und verführt und oft durch schlechte Zeugen verleumdet seien. Die andere aber wollte auch bei dieser letzten Klasse nicht von solchen Bedenken hören und wütete, daß ihre Kollegen an den Formen klebten und Beweise forderten, wie Richter des alten Regime. Als Maignet zu der ersten Ansicht hinüberneigte, wandte die andere sich an Robespierres Freund Payan nach Paris, und dieser gab die Entscheidung höchst unumwunden, daß auf Formen gar nichts, daß es nur darauf ankomme, ob der Angeklagte Freund oder Feind der Revolution sei, daß mit einem Worte der Richter jedes menschliche Gefühl vergessen müsse. So ging die Blutarbeit dort im Süden so wie im Norden unter Lebon ihren rastlosen, zügellosen Gang weiter.

---

rial beliebten Vorwand, daß das Gesetz nur die Ausrottung der Terroristen zum Zweck gehabt habe.

[1]) Goupilleaus Bericht C. N. 3. Frimaire III. Ebenso die Deputation der Einwohner selbst. 15. Frimaire ($^5/_{12}$ 94). Die

Ebenso gewaltthätig wie gegen die Personen verfuhr die Regierung gegen die Güter ihrer Unterthanen.

Seit der Beendigung des Bürgerkrieges hatte man der Erhebung der Steuern, welche längst in vollständiges Stocken geraten war [1]), wieder einiges Augenmerk zugewandt und den Finanzausschuß mit der Entwerfung der nötigen Gesetze beauftragt. Verwirklicht aber war noch nichts, und so lebte man einstweilen weiter mit den bisherigen Mitteln, Requisitionen und Konfiskationen, Zwangsanlehen und Revolutionstaxen, vor allem aber mit Papiergeld. Die Gesamtbeträge dieser Einnahmen sind für die despotische Regierung von 1794 so wenig wie für die anarchische von 1793 zu bestimmen, und nur zur Veranschaulichung des Verfahrens wollen wir einige Beispiele anführen. Die Repräsentanten beim Rheinheer befahlen im Januar in dem Departement Niederrhein den Austausch von 10 Millionen Silber gegen den gleichen Betrag von Papiergeld, im Februar von 5 Millionen in dem Oberrhein, dann im Juli wieder von 10 Millionen im Niederrhein; das Papier verlor aber damals im Kurse über 60 Prozent, und die drei Verfügungen enthielten demnach eine Erpressung von ungefähr 16 Millionen. Im Mai schien der flandrische Krieg eine Verstärkung der Reiterei zu fordern, und der Wohlfahrtsausschuß verfügte sofort die Aushebung von 14 000 Ackerpferden; im Juni fand man dann, daß viele Pferde der Armee grünes Futter bedürften, und der Ausschuß ergriff zu diesem Zwecke Besitz von allen Wiesen in 32 Departements. Als endlich im Juli das Fuhrwesen des Nordheeres bei dessen Vorrücken in Belgien nicht mehr ausreichte, erging der Befehl, daß alle Wagen und Pferde in Paris nach dem Kriegsschauplatze, jeder wenigstens zu einer Fuhre, abrücken sollten. Die revolutionären Taxen blieben, wie wir schon sahen, zumeist in der Hand der Lokalausschüsse und wurden durch-

Seidenmanufakturen des Ortes sind zerstört, 60 000 Pfd. Seide verbrannt, eine Kirche in die Luft gesprengt.

[1]) Bericht des Finanzausschusses, 12. Juni 1795: die Steuerrückstände betragen 1200 Millionen.

gängig zu politischen Zwecken verwandt, zur Besoldung der Ausschüsse und zu patriotischen Missionen, zur Unterstützung der Armen und zu den Kosten der Klubs, zur Feier des Vernunftdienstes und zur Veranstaltung von Freitheatern. An den Schatz gelangten endlich aus dieser Quelle 31 Millionen. Zu den Taxen gesellten sich die patriotischen Gaben, deren Freiwilligkeit bald nachher von den Machthabern selbst nur mit ironischem Ausdrucke gepriesen wurde: der Schatz bezog daraus im ganzen 21 Millionen, die Bürger aber hatten ohne Zweifel an die Lokalausschüsse wenigstens das Zehnfache bezahlt. Es reihten sich hieran 25 bis 30 Millionen, aus dem Erlöse des Kirchensilbers [1]), 15 Millionen aus dem Kupferwerte der Glocken und nahe an 200 Millionen, zu welchen der Ertrag des großen Zwangsanlehens auf die Reichen trotz aller Härte des Schreckenssystems zusammengeschrumpft war [2]). Wie hoch sich die Konfiskationen in diesem Zeitpunkte beliefen, dafür giebt der Verkauf der Nationalgüter eine ungefähre Schätzung. Im Oktober 1793 ließ die Regierung einen Maueranschlag verfertigen, auf welchem die konfiszierten Güter der Emigranten im Departement Paris verzeichnet waren. Dies Blatt fiel so riesenmäßig aus, daß Druck und Papier desselben über eine Million kostete und nachher die Leser auf einer Leiter an ihm auf und ab kletterten. In 417 anderen Bezirken standen damals Emigrantengüter im Taxwerte von 1700 Millionen zum Verkaufe aus, und im April 1794 wurde dem Konvente berichtet, daß davon nicht ganz ein Zehntel, und zwar zum doppelten Preise, im ganzen für 241 Millionen veräußert worden. Indes erhielt der Schatz auch von dieser Einnahme nur geringen Gewinn, teils weil sie nur in kleinen Abschlagszahlungen einlief, teils weil sie durch den niedrigen Stand des Papiergeldes sofort wieder auf die Hälfte ihres Nennwertes herunterkam.

[1]) Cambon C. N. 2. November 1794, 24. Februar 1795.

[2]) Cambons großer Bericht C. N. 13. Dezember 1794 sowie seine Rede 3. Februar 1795. Johannot 2. niv. (22. Dezbr. 1794) Einnahme aus den Nationalgütern monatlich 20—24 Millionen.

Die Assignaten also zu halten und zu heben, war fortdauernd die wärmste Sorge der revolutionären Regierung. Je mehr die regelmäßigen Einnahmen versiegten, je weniger fruchtbaren Gewinn die Erpressungen abwarfen, desto dringender war man auf die Assignatenplatte als die letzte Hülfsquelle angewiesen. Bis zum 1. Januar 1793 hatte man 3600 Millionen in Umlauf gebracht; das Jahr 1793 lieferte dazu eine weitere Masse von gleichem Betrage und die erste Hälfte von 1793 wiederum einen Zuwachs von 1000 Millionen [1]). Der Kurs, welcher zu Anfang 1793 auf 61 gestanden, ging denn trotz aller Strafgesetze von Woche zu Woche bis auf 34 hinab und drohte immer weiteres Sinken, obgleich jeder Geldhandel und jede Warenverteuerung von mehr als 500 000 Aufpassern belauert und mit Kerker und Blutgerüst bedroht wurde. Gegen die Natur der Dinge kämpfte dieser Despotismus wie jeder andere vergeblich. Der Ausschuß selbst war ja täglich in dem Falle, sein Gesetz des Maximum zu brechen, gewissenlosen Lieferanten entsetzliche Wucherpreise zu bewilligen und für Ankäufe im Ausland Metallgeld unter den drückendsten Bedingungen aufzusuchen. So zerflossen die Ballen des Papiergeldes der Regierung ebenso rasch unter den Händen wie die Beute der Konfiskationen und Requisitionen. Der Schatz blieb leer, obgleich das Mark des Volkes bis auf den letzten Tropfen ausgesogen wurde. Die Kriegsrüstungen kosteten monatlich 180 bis 200, die Ankäufe fremden Getreides 100 bis 120 Millionen [2]); bringt man nach dem Kurse der Assignaten auch nur zwei Drittel dieser Summen als wirkliche Werte in Rechnung [3]), so ergiebt sich für die beiden Posten allein ein höheres Jahresbudget, als jemals unter Napoleon I. das gesamte Staatswesen in Anspruch

[1]) Tabelle bei Ramel, les finances de la rép. franç. en l'an IX.
[2]) St.-Justs Aufsatz, bei Buchez 35, 294. Verhandlungen des Konvents 30. Mai, 19. Juni, 12. Juli. Cambon, 22. März.
[3]) Weniger anzusetzen ist unmöglich, da gerade in diesen beiden Branchen neben den Assignaten alles Metallgeld verbraucht wurde, was die Regierung besaß.

nahm. Für die sonstigen Aufgaben der Verwaltung geschah nichts, als daß zuweilen auf dem Papier ein Befehl erlassen, eine Summe ausgeworfen wurde. In Wirklichkeit vereinten sich alle Parteien in der Klage, daß die Straßen und Kanäle durch Unterlassung der Reparaturen völlig unbrauchbar geworden [1]), daß die Forsten in beispielloser Weise verwüstet, die Gefängnisse und Hospitäler verfallen und die Bewohner derselben dem Hungertode preisgegeben seien [2]). Die Rechtlosigkeit, womit der Staat seine Hand nach dem Gute der Bürger ausgestreckt hatte, war versengend und verödend auf ihn selbst zurückgefallen.

Unter der Bevölkerung aber war bei solchen Verhältnissen der Sinn für Arbeit, Bewegung, Vorwärtskommen erloschen. Der Ackerbau war zerstört durch die Entziehung der Millionen Arbeiter, deren Kräfte jetzt in den Heeren, den Klubs und den Revolutionsausschüssen verbraucht wurden — durch die Entfernung des Kapitals, welches entweder in die Staatskassen zusammen- oder über die Grenze hinausströmte — durch die Zerstörung des Viehstandes infolge der immer neuen, immer wachsenden Requisitionen — durch die Entwertung alles Eigentums, welches mit der Heiligkeit seines Rechtes überall auch die Fruchtbarkeit seines Bestandes einbüßt. Es war eine Schickung des Himmels, wichtiger für Frankreich als zehn gewonnene Schlachten, daß in diesem Jahre die Ernte früher und üppiger als jemals seit Menschengedenken ausfiel, daß die Natur mit überströmender Freigebigkeit in das Mittel trat, um gut zu machen, was Thorheit und Frevel der Menschen verdorben hatten. Aber selbst in diesem Augenblicke wurde die tiefe Verfahrenheit des Zustandes fühlbar. So stumpfsinnig und widerwillig hatte die lange Unterdrückung die Menschen ge-

[1]) C. N. 11. März (Barère), 16. März (Baudot).

[2]) C. N. 14. Juli, 13. Juli, 21. Juli über die Hospitäler. 25. April Echasseriaux in der C. N. über die Forsten. Die Akten des Reichsarchivs sind voll von ähnlichen Aeußerungen. Alle Welt leidet Mangel an Brennholz, die Marine nimmt alte und junge Stämme, eine gute Forstwirtschaft ist unmöglich.

macht, daß an hundert Orten die Schnitter sich weigerten, das Geschenk des Bodens einzubringen: es bedurfte wieder des Staatsbefehls, um die Ernte zu sichern, und auf die todbrohende Requisition des Wohlfahrtsausschusses zog dann wohl die ganze Einwohnerschaft einer Stadt, Behörden und Offiziere an der Spitze, auf die Aecker ihres Weichbildes zum Einscheuern des Getreides hinaus.

Das städtische Gewerbe, die Industrie und der Handel waren aus den gleichen Ursachen dem gleichen Schicksal wie der Ackerbau verfallen. Das Maximum verscheuchte die Waren zuerst vom Markte und lähmte bald auch ihre Erzeugung. Der Fabrikant sah sich bei den Klubs und Revolutionsgerichten wie einst den Edelmann und den Priester geächtet. Der Krieg hatte alle überseeischen und kolonialen Beziehungen in ihrer Wurzel zerschnitten. Am härtesten traf es, der Natur der Sache nach, die ärmeren Klassen, die Arbeiter. Ihr Lohn ging bei dem Mangel an Nachfrage fortdauernd herunter, bei den Schneidern z. B. auf ein Viertel des Satzes von 1790, bei den Maurern auf ein Fünftel, bei den Wasserträgern, in deren armseliges Geschäft der Eintritt am leichtesten und der Zudrang am größten war, noch tiefer [1]). So war, da die Preise der Lebensmittel bei der mangelnden Erzeugung wuchsen, das Elend unermeßlich. In Bordeaux kam acht Monate lang ein halbes Pfund Brot auf den Kopf der Bevölkerung. Man half sich mit Quecken, hier und da mit Reis, in der Umgegend schlugen sich die Hungernden um das Kraut des Feldes [2]). In Paris erschienen fast in jeder Woche Arbeiterdeputationen, um bei dem Konvente oder dem Ausschusse höheren Lohn zu erbitten. Seit Monaten, sagten sie, leben wir nur von Brot und Käse. Obgleich die Regierung von allen Seiten her mit militärischer Gewalt die Nahrungsmittel der Hauptstadt heranzuschaffen suchte, fehlte es doch

[1]) St. Aubin, tableau comparatif des denrées. Lecoulteux, C. N. 3. Dezember 1795.

[2]) Tallien, C. N. 12. März.

auf allen Seiten. Der Staat mußte zuletzt buchstäblich die Portionen jedem Bürger vorschneiden. Kein Metzger durfte das Fleisch anderswo als auf dem städtischen Markte kaufen, wo ihm eine bestimmte Menge zugemessen wurde. Der Hausvater durfte dann nicht mehr als ein Pfund Fleisch alle zehn Tage für den Kopf seiner Familie anschaffen und erhielt es nur gegen eine von seiner Sektionsbehörde ausgestellte Karte. Aehnliche Einrichtungen wurden in Bezug auf Brot, Butter, Käse, Eier getroffen; die Bestrafung der Widerspenstigen, deren Eßlust sich mit der zugewiesenen Ration nicht begnügen wollte, nahm kein Ende [1]). Der Wein, den man infolge einiger guten Ernten reichlich vorhanden glaubte, war plötzlich versiegt, aus einem andern Grunde: im Wohlfahrtsausschusse selbst kam es bald nachher zur Erörterung, daß niemals so große Massen verbraucht worden seien als in diesen Jahren revolutionärer Aufregung [2]).

Dies also war der Zustand des von der Natur in ganz Europa meistbegünstigten Landes. „Wir mußten fürchten," sagte drei Monate später Robert Lindet dem Konvente, „daß die Ländereien nicht mehr bebaut würden, weil ihre Inhaber im Gefängnisse schmachteten oder als Mitglieder der Revolutionsausschüsse von der Arbeit entfernt waren. In den Gewerben versiegt die Thätigkeit, die Bedürfnisse wachsen, der Verbrauch ist ausschweifend. Der französische Handel zeigt nur Ruinen, die Stoffe für die Manufakturen liegen unter Siegel, alle Fabriken, außer den Anstalten für Kriegsmaterial, haben die Arbeit eingestellt. Alle Stände, alle Bezirke sind voneinander getrennt, Keime des Haders sind gesäet und erwachsen zwischen Städten und Dörfern, zwischen Bauern und Handwerkern, zwischen benachbarten Gemeinden und zusammengehörigen Familien. Der Genius der Zwietracht ist zerstörend von einem Ende des Landes zum andern geschritten." Was Lindet öffentlich im September aus-

[1]) Fast in jeder Nummer des Moniteur, April bis Juli.
[2]) Robert Lindets Bericht, C. N. 20. September 1794.

sprach, wurde im Ausschusse während des Frühlings wiederholt verhandelt, und die ökonomische Frage schied die Parteien desselben ebenso nachdrücklich wie die auswärtige Politik. Man war einmütig genug über einzelne lindernde Maßregeln, überwies monatlich viele Millionen Assignaten für die Unterstützung der Armen, verbot alle Privatalmosen und gab ein Gesetz über die Beseitigung der Bettelei in den Dörfern. Aber wenn es sich um gründliche Heilung des Zustandes handelte, gingen die Ansichten schroff auseinander. Die Mehrheit sah wie früher in allen Schwierigkeiten nur Umtriebe der Aristokraten, und meinte mit scharfer Handhabung des Maximum das Papiergeld halten und dann mit diesem unendlichen Schatze von Tage zu Tage fortbestehen zu können. Robespierre hatte in diesen Dingen, soweit sich blicken läßt, keine eigene Meinung; seine Freunde aber, besonders Couthon und St.-Just waren sehr entschieden für einen Wechsel im System. St.-Just verwarf sowohl das Papiergeld als die Zwangstaxen, wie er ja beim ersten Auftreten derselben nachdrücklich gegen sie geredet und nur aus Parteipolitik seinen Widerspruch aufgegeben hatte. Ebenso wollte Couthon, von der Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes durchdrungen, zu regelmäßigen Einnahmen und einem festen Abgabensysteme zurück. Insoweit war ihre Ansicht ohne Zweifel jener der Mehrheit überlegen, in derselben Weise, wie Robespierres Kritik der bisherigen Regierungsform ihre sehr bestimmte Berechtigung hatte. Was aber gedachten sie, im Falle sie obsiegten, an die Stelle der verworfenen Einrichtungen zu bringen?

Couthon setzte seine Hoffnung auf den Plan eines politischen Schwindlers, wie deren in erregten Zeiten Hunderte aufschießen, Namens Rioux de Maillou, der den Staatshaushalt durch die Vervollkommnung des Maximum zu retten gedachte. Dieses Gesetz bestimmte, wie man sich erinnert, daß alle Waren zu dem Durchschnittspreise von 1790, dazu die Hälfte desselben, verkauft werden sollten. Maillou und, von ihm völlig überzeugt, auch Couthon waren nun der Meinung, diese zusätzliche Hälfte sollte in Zukunft bei

jedem Verkaufe an den Staat abgegeben werden: sie hatten das Vertrauen, daß hieraus eine Jahreseinnahme von zwei Milliarden leicht und sicher entspringen würde. Die statistischen Einwürfe des Finanzausschusses wies Maillou ein für allemal mit der Bemerkung ab, daß diese Zahlen aus der Zeit der Monarchie stammten und für die Republik ohne Beweiskraft seien [1]). St.-Just hatte seinerseits weiter verarbeitete Pläne. Er hoffte auf Genesung des Staatshaushaltes durch die umfassende Wiedergeburt des ganzen Volkes, wie er dieselbe durch jene schon früher angekündigten Institutionen erreichen wollte. Da sich Robespierre selbst den Entwürfen seines Freundes anschloß [2]), so geben die Bruchstücke, die uns von denselben erhalten sind, ein authentisches Bild der Zukunft, welche diese Partei ihrem Vaterlande zudachte. Wir müssen sie uns also nach ihren wesentlichen Punkten vor Augen führen.

Die Institutionen, sagte St.-Just [3]), sind die Gewähr freier Regierungen gegen das Verderbnis der Sitten und die Gewähr freier Völker gegen das Verderbnis der Regierung: wenn es Sitten gäbe, so ginge alles gut: man bedarf Einrichtungen, sie zu reinigen, dann folgt alles andere von selbst. Leider fand er den augenblicklichen Zustand in hohem Grade hoffnungsarm. Die Revolution, erklärte er, ist erstarrt, die Grundsätze sind erschlafft, man sieht nur noch Freiheitsmützen auf Wühlerköpfen; die Handhabung des Schreckens hat die Verbrecher abgestumpft, wie starke Getränke den Gaumen abstumpfen. Insbesondere dünkte ihn das Papiergeld vermöge seiner Massen und seiner Schwankungen eine Pest für die Sitten des Volkes. Viele Menschen seien dadurch reich, viele zu Bettlern, alle aber arbeitsscheu, habgierig und weichlich geworden. Das Trachten nach Reichtum sei allgemein, der Reichtum aber an sich ein Verbrechen: in einem gesunden Staate dürfe es keine Reichen

[1]) Aus den Akten des Finanzausschusses im Reichsarchiv.
[2]) Siehe unten, in den Reden beider am 8. u. 9. Thermidor.
[3]) Sein Aufsatz, der einen Gesetzentwurf mit Motiven darstellt, ist gedruckt bei Buchez, 35, 294 ff.

und keine Armen geben, sondern jeder Bürger in dem Besitze eines gerade auskömmlichen Grundbesitzes sein. Denn die Hand des Mannes sei nur für den Pflug oder das Schwert bestimmt, jedes andere Gewerbe aber oder jede Gewerblosigkeit abscheulich [1]). Niemand dürfe Schätze aufhäufen und dadurch die Quote seines Nächsten schmälern — oder, wie Couthon einmal im Konvente sagte, man müsse die Gefühle der Menschen so stimmen, daß sie all ihr Gut nur als Eigentum der einen großen Familie betrachteten. St.-Just wollte hiernach, daß man die Nationalgüter in kleinen Losen unter die Armen verschenke und, wo dies nicht ausreiche, die Grundbesitzer zur Bildung zahlreicher kleiner Pachthöfe zwinge; jeder Mensch über fünfundzwanzig Jahre, der nicht Beamter oder Handwerker sei, müsse dann selbst den Acker bauen und jährlich vier Schafe auf jeden Morgen Landes aufziehen. Die Schlichtheit der bäuerlichen Sitten sollte sich ferner in dem Verbote aller Dienstboten und aller goldenen oder silbernen Geräte ausprägen; kein Kind unter sechzehn Jahren sollte an irgend einem Tage, kein Erwachsener an drei Tagen der Dekade Fleisch essen, jeder Bürger jährlich Rechenschaft über den Stand seines Vermögens ablegen. Auf Grund dieser Prüfung würde er dann ein Zehntel seiner Renten und ein Fünfzehntel seines Arbeitsgewinnes dem Staate zahlen und dieser hierauf jede andere Abgabe entbehren können.

Ob diese spartanische Bauernrepublik sofort in vollem Umfange zu verwirklichen sei, erschien doch auch der lehrhaften Selbstsicherheit des jungen Fanatikers zweifelhaft. Er hatte also sein Augenmerk vor allem auf das heranwachsende Geschlecht geworfen und griff hier zu den umfassendsten Mitteln. Vom siebenten Jahre an sollten alle

[1]) P. 296. Un homme n'est fait pour le métier, ni pour l'hôpital, ni pour les hospices: tout cela est affreux. Il ne peut exister de peuple vertueux et libre qu'un peuple agriculteur. Un métier s'accorde mal avec le véritable citoyen: la main de l'homme n'est faite que pour la terre ou pour les armes.

Knaben den Eltern weggenommen und der Schule der Nation überliefert werden, wo man sie in soldatischer Zucht zu kurzer Redeweise und abgehärtetem Leben erziehen und im Kriegsdienst, Ackerbau und Sprachkenntnis unterrichten würde. Das Familienleben dachte St.-Just zu zerstören, indem er die Erklärung einer Ehe erst nach erfolgter Schwangerschaft forderte, die Ehescheidung frei ließ und jede kinderlose Ehe durch das Gesetz trennen wollte. Statt dessen sollte als öffentliche Institution die Freundschaft eintreten. Mit dem einundzwanzigsten Lebensjahre würde jeder Bürger im Tempel erklären, wer seine Freunde seien, und, wer keine Freunde nachweise, verbannt werden. Die Freunde ständen im Gefechte nebeneinander, trügen als Schiedsrichter die Prozesse ihrer Genossen aus, müßten bei der Schließung jedes Vertrages anwesend sein. Wenn jemand ein Verbrechen beginge, so würden seine Freunde verbannt.

Bis diese Einrichtungen ihre Wirkung erzielt und eine, nach St.-Justs Ansicht, sittliche Bevölkerung erzogen hätten, meinte er, daß der Staat entweder eines kräftigen Diktators oder tugendhafter Zensoren zu seiner Rettung bedürfe [1]). Unter den Zensoren verstand er hochbejahrte Männer, deren einer in jedem Bezirk mit einem Gehalte von 6000 Livres ohne eigene Amtsgewalt, aber zur Beaufsichtigung der Beamten und Klageerhebung gegen schlechte Behörden angestellt werden sollte. Indessen wie die Dinge einmal lagen, schien ihm der Weg durch die Diktatur der angemessenere. Ohne Zweifel, sagte er [2]), ist die Zeit noch nicht gekommen, das Gute zu thun; man muß ein allgemeines Unheil abwarten, das stark genug ist, um ein allgemeines Bedürfnis nach dem Guten zu verursachen; denn alles, wodurch das Gute hervorgebracht wird, ist schrecklich oder erscheint fratzenhaft, wenn man zu frühe beginnt. Also fürs erste eine Diktatur, welche den Schrecken so weit verstärkte, daß die Nation

[1]) P. 312. Il faut dans toute révolution un dictateur pour sauver l'état par la force, ou des censeurs pour le sauver par la vertu.

[2]) P. 290.

sich daraus gerne in die von St.-Just geschilderte Mäßigkeit und Zucht ohne Familienleben, Wissenschaft und Wohlstand hineinretten ließe. Dort sollte sie dann, unter Einführung der Zensur, im wesentlichen die bisherigen Behörden behalten. St.-Just verwarf ebenso die einheitliche wie die vielköpfige Herrschaft: für ein freies Staatswesen schien ihm ganz das rechte eine höchste Behörde von wenigen Mitgliedern zu sein, wie der Wohlfahrtsausschuß eben war, vorausgesetzt natürlich, daß St.-Just und Robespierre die Mehrheit darin wieder erhielten [1]).

Es wird nicht nötig sein, ein solches System einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Ziehen wir die Summe. Frankreich war unter seiner bisherigen Regierung nach außen durch Carnots Anstrengung und die Uneinigkeit der Mächte zu Sieg und Ehren, im Innern aber trotz der ungeheuersten Opfer bis an den Rand der Vernichtung gekommen. Ein Drittel seiner männlichen Einwohner lebte von dem Papier des Staates, und um dieses zu verwerten, wurden die beiden anderen Drittel jeder Art der Beraubung und Verfolgung unterworfen. Inmitten einer segensreichen Ernte meldete sich Tag um Tag für Millionen der Hungertod an, und die Regierung, welche willkürlich über Gut und Blut aller Unterthanen verfügte, war ohne Vermögen, ordnungslos und einheitslos. Ordnung und Einheit dachte ihr Robespierre allerdings zu verleihen, aber wie wir jetzt wissen, nicht durch Beseitigung, sondern durch Steigerung des

[1]) Daß es ihm bei dem Streite mit der Mehrheit des Ausschusses nur auf den Besitz der Macht und nicht auf Milderung des Schreckens ankam, erhellt mit urkundlicher Deutlichkeit aus seiner letzten Arbeit, dem Entwurf zu seiner Rede am 9. Thermidor. Der Angriff, welchen diese gegen Billaud, Collot u. s. w. richtet, dreht sich in mannigfaltigen Wendungen stets um den einen Vorwurf, daß diese ein System verderblicher Milde und die Abschwächung des Revolutionsgerichts beabsichtigten. Wir wissen nur zu gut, daß dieser Vorwurf unbegründet war, aber nicht minder deutlich ist es, daß, wer ihn erhob, das Schreckensregiment nicht selbst beseitigen wollte. Diese Gegner waren gleichgesinnt über die Fortsetzung der Tyrannei; sie stritten nur über die höchste Lenkung derselben.

Schreckens. Eine leere Ausrede seiner nachgeborenen Anhänger ist es, daß die Greuel des Juni ohne sein Wissen oder gegen seinen Willen vollzogen worden seien. Er war es, welcher auch damals die Verbrecher des Pariser Revolutionsgerichts leitete; er war es, welcher unmittelbar oder durch seine Freunde und Werkzeuge Lebon beschützte und Maignet anspornte; er war es, der gegen seine Widersacher unaufhörlich die Anklage erhob, daß sie die Wirksamkeit des Revolutionsgerichts zu hemmen suchten. In der Verfassung, die seine Partei für Frankreich im Sinne trug, fehlten die beiden Hebel des mittelbaren Kommunismus, das Papiergeld und das Maximum, aus dem einfachen Grunde, weil man die Ländereien unmittelbar zu verteilen und die Ausgleichungen des Besitzes jährlich zu erneuern meinte. Die Nichtachtung des persönlichen Rechtes und infolgedessen das Schreckenssystem und die Verödung Frankreichs würde also unter ihrer Herrschaft nur gleichmäßiger, allseitiger und erdrückender aufgetreten sein.

Die beiden Regierungsausschüsse eröffneten am Vormittage des 22. Juli die von Robespierre gewünschte Beratung. Robespierre begann mit einer Klage über die Unzulänglichkeit der revolutionären Justiz; die beiden Volkskommissionen vom 14. Mai seien außer stande, die Masse der Verhafteten zu bewältigen; man müsse endlich die anderen vier, im Gesetze des 12. Ventose vorgesehenen Kommissionen einsetzen. Bei Robespierres bekanntem Wunsche, eine Anzahl Deputierter hinrichten zu lassen, hatte die Mehrheit der Ausschüsse überhaupt wenig Neigung für irgend eine Verstärkung des Revolutionsgerichts; indessen überwog noch immer die Scheu vor einem offenen Bruche, und der Antrag wurde ohne eine widerspenstige Stimme bewilligt. Man fragte darauf, was weiter von den Ausschüssen begehrt werde: denn offenbar hätte es allein zu der bloßen Vollziehungsmaßregel eines bestehenden Gesetzes einer außerordentlichen Sitzung nicht bedurft. Robespierre war still und hielt zurück; St.-Justs Freund, Lebas, warf einige Worte hin über die Notwendigkeit, alle Feinde des Volkes

mit raschem Griffe zu zerdrücken. Wieder stockte dann die Verhandlung, beide Parteien scheuten das entscheidende Wort zu sprechen. Da erhob sich St.-Just [1]). Ihr scheint niedergeschlagen, sagte er, es ist nötig, von dem Herzen weg zu reden, ich will beginnen, wenn ihr es erlaubt. Er erzählte dann, angeblich nach der Aussage der Kriegsgefangenen, daß Oesterreich einen baldigen Sturz der „schrecklichen Regierungsform" und des „heilsamen Gerichtswesens" in Frankreich erwarte; dies zeige, was die inneren Parteien im Schilde führten, und in der That höre er bereits mit Entrüstung von der Notwendigkeit der Milde und Nachsicht reden. Man strebe, den Einfluß der besten und fähigsten Männer zu verderben, indem man sie als Tyrannen schildere. Ein solches Verfahren habe leider Aussicht auf Erfolg, weil der Republik die Institutionen fehlten, aus denen das politische Dasein Sicherheit und Gewähr empfinge. Man sehe das auf allen Gebieten der Verwaltung. Das Uebel sei auf seiner Höhe, die volle Anarchie der Macht und des Willens sei vorhanden. Der Konvent gebe unausführbare und unausgeführte Gesetze, die Repräsentanten bei den Heeren verfügten nach Laune über die Truppen, die Konventskommissare rissen alle Gewalt in den Provinzen an sich. Diese unendliche Verwirrung sei ohne Zweifel nur zu heilen durch Konzentration der Macht, Einheit der Regierung, Kraft der Institutionen.

Er hielt inne. Rede aus, rief man ihm zu, wohin soll das führen? „Wohl," sagte er in seinem ruhig absprechen-

[1]) Das Folgende nach St.-Justs Rede 9. Therm. und Barères Memoiren. Wenn L. Blanc und Hamel Barères Aussage als lügenhaft verwerfen, weil er an einer Stelle Messidor statt Thermidor sagt (ein offenbarer Schreibfehler, da er gleich nachher bemerkt, die Scene sei drei Tage vor dem 8. Thermidor vorgefallen), so haben sie dabei St.-Justs eigenen Bericht übersehen oder vergessen. Hier spricht St.-Just zwar nicht ausdrücklich von Robespierres Diktatur, wohl aber führt alles, was er sagt, mit notwendiger Konsequenz darauf und bestätigt damit Barères Erklärung. Vgl. die Rede Ruhls 3. Germinal III und die Notiz bei Buchez XXXIII, 359.

den Phlegma, „ich will reden. Nötig ist die Diktatur — nicht die Diktatur des Wohlfahrtsausschusses, sondern eines Mannes, der Geist, Kraft, Vaterlandsliebe und revolutionäre Erfahrung besitzt, der tugendhaft, unbeugsam und unbestechlich ist. Dieser Mann ist Robespierre. Er allein kann den Staat retten: ich fordere, daß die Ausschüsse morgen für ihn die Diktatur beantragen." Die anderen hatten vorausgesehen, was er sagen würde, immer aber war der Eindruck des wirklich ausgesprochenen Wortes groß. Couthon, David, Lebas pflichteten ihrem Genossen bei; die übrigen hatten Zweifel und Bedenken und steigerten sich schnell zu einmütiger und erregter Abweisung. Aber auch jetzt wurde eine offene Kriegserklärung vermieden. Wir sind deine Freunde, sagte Billaud zu Robespierre, wir sind immer zusammengegangen. Trotz des entschiedenen Auftretens St.-Justs fand sich der Ausschuß nicht veranlaßt, den ihm gestern erteilten Auftrag zurückzunehmen und die Berichterstattung an den Konvent einem anderen Mitgliede zu übertragen. Die Lage war auf das schärfste gezeichnet, die Parteien hatten gleichsam ihr Lager verlassen und sich in Schlachtordnung gegeneinander aufgestellt: aber noch im letzten Augenblick sträubte sich jede, den ersten Schuß zu thun.

Dies Verhalten der Mehrheit hatte die wichtige Folge, daß Robespierre, ohnehin kein Mann des plötzlich durchgreifenden Handelns, daß auch St.-Just, der sonst überall das rasche und entscheidende Thun empfahl, eine gewisse Gesetzlichkeit und Schonung in ihrem Auftreten einzuhalten beschlossen. Jenen Dantonisten und Hébertisten im Konvente blieb der Tod zugedacht; was aber Billaud und Collot und überhaupt die Ausschüsse betraf, so wollte Robespierre im Konvente eine umfassende Anklage gegen das System ihrer Verwaltung erheben, ohne jedoch die einzelnen Personen zu bezeichnen; den Tag nachher aber würde St.-Just, da man auf die Fügsamkeit Barères, St. Andrés, Lindets, und der beiden Prieur rechnete, namentlich über Billaud, Collot und Carnot Beschwerde führen, allein auch dann

nicht ihre Hinrichtung, sondern statt dessen den Erlaß seiner Institutionen beantragen. Wenn dies gelang, so zerbrach es die politische Macht der Angegriffenen vollständig und ließ für die Zukunft immer noch der vertagten Anwendung der Guillotine jeden wünschenswerten Raum. Je gelinder und gerechter man aber im Augenblicke auftrat, desto mehr Aussicht hatte man, die Mehrheit des Konvents und insbesondere die Männer der rechten Seite mit sich fortzureißen.

Diese, seit mehr als einem Jahre bedroht, verfolgt und unterdrückt, gewannen auf diese Art durch den Zwiespalt ihrer Besieger eine unvermutete Wichtigkeit zurück. Robespierre that allerdings keinen besonderen Schritt, sie zu gewinnen; er, welcher die 73 girondistischen Deputierten geschützt hatte, hielt sich der Rechten im allgemeinen sicher, teils nach deren langbewährter Furchtsamkeit, teils nach ihrem bitteren Hasse gegen die Hébertisten. In der That war damals noch seine Rechnung richtig. Tallien und Fréron, Bourdon und Fouché, völlig außer sich nach den oft wiederholten Drohungen des Diktators und jede Nacht ihrer Verhaftung gewärtig, so daß sie Tag für Tag ihre Schlafstätten wechselten, wandten sich mehrmals an die Männer der Rechten mit eindringlichen Bitten um Bündnis, mit pressenden Anträgen auf einen Kampf der Befreiung. Allein deren Führer, Champeaux, Boissy d'Anglas, Durand-Maillane fanden die Vorschläge höchst bedenklich. Dantons Beispiel hatte gelehrt, wie leicht die radikalen Häupter sich auf Kosten eines Gemäßigten versöhnten; jede Regung war für diese ein Spiel um Leben und Tod, und wohl konnte man fragen, ob Robespierres Verdrängung durch Collot einen solchen Einsatz wert sei. So wiesen sie zweimal binnen wenigen Tagen die Aufforderungen der bedrohten Montagnards zurück.

Am 25. Juli, dem 7. Thermidor nach republikanischem Kalender, erschien eine große Abordnung der Jakobiner im Konvente, um in hergebrachter Weise den bevorstehenden Kampf zu eröffnen. Es war Robespierre gelungen, den Klub sich vollständig zu unterwerfen; vor allem sein Bruder,

Couthon und Lebas hatten dort gewirkt, während St.-Just den Posten inmitten des feindlichen Wohlfahrtsausschusses behauptete. Nach Couthons Vorschlägen beschwerte sich die Deputation über das Auftauchen einer neuen gemäßigten Partei, forderte unerbittliches Walten der Revolutionsjustiz, pries die Reinheit des Konvents, welche nur durch die Anwesenheit weniger Verbrecher besudelt werde, und schloß mit einer Klage über den Kommissar des Heerwesens, Pillé, welcher Paris von patriotischen Kanonieren entblöße und seine Thätigkeit in ein verdächtiges Dunkel hülle. Den Tag darauf begehrte unter allgemeiner, atemloser Spannung Robespierre die Erlaubnis, sein gepreßtes und zerrissenes Herz dem Konvente zu eröffnen. In einem langen Vortrage beschwerte er sich dann, daß man ihn verleumde, als trachte er nach Alleinherrschaft und Ermordung vieler Deputierten. Er aber sei ein Sklave der Freiheit, ein lebender Märtyrer der Republik, das Opfer und der Feind aller Verbrecher. Seit dem Feste des höchsten Wesens hätten die Angriffe gegen ihn begonnen, seitdem suche man das Bollwerk der Freiheit, das Revolutionsgericht, zu untergraben. Die Finanzen der Republik würden durch die Partei, die er bekämpfe, sowie durch einen Cambon und Ramel zu Grunde gerichtet, die auswärtigen Beziehungen würden vernachlässigt, mit akademischen Redeblumen die Nation immer tiefer in den blutigsten Krieg verwickelt, das Heerwesen einer für die Freiheit gefährlichen Selbständigkeit überlassen. Es sei unerläßlich, die Ausschüsse zu reinigen und die Regierung zu stärken und zu vereinfachen; dann müsse man die Justiz des Volkes zur Bestrafung auch der heuchlerischen Verbrecher in stand setzen und nach deren Erdrückung gewisse sittliche und politische Institutionen einführen, welche die guten Bürger schützten, ohne den Gang der nationalen Rechtspflege zu lähmen.

Der Konvent hörte diese Rede in tiefem Schweigen, jeden Augenblick die Namen der einzelnen Opfer erwartend und am Schlusse überrascht, daß Robespierre ohne bestimmten Antrag endigte. Die Einschüchterung war noch so groß,

daß ein Gegner selbst, Lecointre von Versailles, den Antrag auf Druck der Rede stellte und der Konvent, nachdem Couthon sich zürnend gegen jedes Bedenken erhoben hatte, einmütig den Druck und die Versendung an die Departements verfügte. In diesem Augenblicke aber riß Cambons Heftigkeit durch alle Schranken hindurch. Ehe ich entehrt werde, rief er, will ich zu der Nation reden. Er verteidigte seine finanziellen Maßregeln, und im Sprechen sich immer heftiger erbitternd, schloß er mit dem Ausrufe: ein einziger Mensch lähmt die Arbeiten der Regierung, und dieser Mensch ist Robespierre. Das Eis war gebrochen, Billaud und andere kamen ihm zu Hülfe; die Forderung erhob sich, daß Robespierres Rede vor dem Drucke an die Ausschüsse zum Berichte gehen sollte, und daneben ertönte laut und lauter, von allen Seiten wiederholt, der Ruf, Robespierre solle die Uebelthäter, deren Tod er suche, namhaft machen und damit die Unschuldigen beruhigen. Dies traf mehr als alles andere in das Gemüt der rechten Seite; es gingen Gerüchte, daß Robespierre von dem ganzen Konvente nur 21 Mitglieder verschonen wollte; als er hartnäckig jede Erläuterung darüber verweigerte, schlug die Meinung bei der Masse durch, es heute zu keiner Entscheidung kommen zu lassen, und mit großer Mehrheit wurde das Dekret über den Druck der Rede zurückgenommen. Eben in diesem Sinne faßte Robespierre das Ergebnis der Sitzung auf: er hielt sich keineswegs für geschlagen und hatte noch das beste Vertrauen zu der Mehrheit des Konvents. Vor allem eilte er am Abend mit seinen Freunden zu den Jakobinern, wo die Männer des Stadtrates in dichten Massen ungeduldig seines Erscheinens harrten. Er wurde mit rauschendem Beifall empfangen, las seine Rede zum zweiten Male und gelangte kaum bis an das Ende vor dem Jubel, der bei jeder kräftigen Wendung hervorbrach. Mehrere Stimmen forderten eine Wiederholung des 31. Mai, ein neues Auftreten des Stadtrates gegen den Konvent, und Robespierre erklärte sich einverstanden, daß man den Konvent von den Schurken, die ihn bisher unterdrückten, noch einmal reinige. Vor

allem aber, rief Couthon, ist es nötig, daß der Klub selbst seine Reinheit erhalte: er begehrte demnach die Ausschließung aller verbrecherischen Deputierten, aller derer, welche am Morgen gegen den Druck der Rede gestimmt hatten. Collot und Billaud waren anwesend und sahen damit den Sturm unmittelbar gegen sich gerichtet. Ohne Gegenrede, unter lärmendem Zuruf wurde Couthons Antrag zum Beschlusse erhoben, und wildes Geschrei auf Entfernung umgab die geächteten Männer. Vergebens wandte sich Collot noch einmal, Versöhnung flehend, an Robespierre: wir lieben dich alle, rief er, du hast unrecht, zu zürnen, wir alle stehen gemeinsam für den Ausschuß ein. Robespierre verzog keine Miene, das Toben der Masse wurde drohender, Billaud wurde am Kragen ergriffen, Collot sah entblößte Messer gegen sich gerichtet, mit Mühe erreichten sie den Ausgang. Es war nicht weit von Mitternacht, und der Klub blieb dann noch eine Weile beisammen. Immer hitzigere Vorschläge drängten sich, Robespierre aber mahnte, über das Vorbild des 31. Mai nicht hinauszugehen, und demgemäß erließ Henriot sofort an mehrere Bataillone der Nationalgarde den Befehl, morgens um 7 Uhr bereit zu sein [1]). Robespierre hoffte stets noch auf die rechte Seite, so daß auch ein gelinder Druck von außen hinreichen würde, ihm die Mehrheit zu sichern; er sagte zu seinem Hauswirte, der ihn bei seiner Rückkehr aus dem Klub mit lebhafter Sorge empfing: der Konvent ist rein, beruhige dich, ich habe nichts zu fürchten.

Aber in demselben Augenblicke, in dem er diese Stütze pries, wurde sie ihm zerbrochen. Die Montagnards sahen nach der Rede Robespierres ihr Verderben vor Augen und waren den Tag und die Nacht hindurch in krampfhafter Bewegung. Fréron, Cambon, Lecointre eilten in Paris umher, erfuhren von den Befehlen Henriots und den Vorkehrungen des Stadtrats und rannten einer nach dem an-

[1]) Lecointre, C. N. 29. August. Anderweitige Details sind nicht beglaubigt.

dern auf den Wohlfahrtsausschuß, um Verhaftung der Hochverräter und Schutz für sich selbst zu erwirken. Tallien, Bourdon und einige andere wandten sich nochmals in äußerster Angst an Boissy d'Anglas und Durand. Die Entscheidung sei da, morgen seien sie verloren, wenn sie dem Tyrannen nicht zuvorkämen; alles hange ab von einem Dekrete des Konvents; die Rechte, welche dies entscheiden könne, sei verantwortlich für alles Blut, welches Robespierre noch vergießen werde. Boissy d'Anglas war ein Mann von ruhiger Klugheit und fester Ueberzeugung; er sah, daß es Ernst wurde, und hierüber einmal versichert, besann er sich nicht lange. Er verabscheute die Menschen, die sich jetzt um seine Hülfe krümmten, nicht weniger als Robespierre selbst: aber er verabscheute mehr als die Personen das herrschende System, und es war deutlich, daß dieses nicht mit Collot und Billaud, wohl aber mit Robespierre stürzte. Denn Robespierre war es, der über die Ministerien und die Revolutionsgerichte, über den Jakobinerklub und die Pariser Behörden verfügte: wie die Verhältnisse lagen, mußten in seinen Sturz diese Grundpfeiler der Schreckensherrschaft hineingerissen werden, während sein Sieg die Wirksamkeit derselben nur immer schrankenloser ausdehnte. Nach dieser einfachen, aber alles entscheidenden Erwägung gaben Boissy und Durand der Opposition des Berges ihr Versprechen auf Beistand in der nächsten Sitzung.

Während diese wichtige Wendung sich vollzog, verbrachte der Wohlfahrtsausschuß die Stunden der Nacht in nicht geringerer Aufregung. Barère, Carnot, Prieur, Lindet saßen mit St.-Just zusammen. Man beriet zuerst laufende Verwaltungssachen, die Verhandlung aber stockte bei der tiefen Spannung der Gemüter in jeder Minute. Endlich brach Barère das Schweigen, indem er St.-Just aufforderte, den am 22. Juli übernommenen Bericht dem Ausschusse zur Genehmigung vorzutragen. St.-Just lehnte es ab, weil er das Aktenstück nicht bei sich habe, und erregte Argwohn, als er auch den Schlußantrag desselben mitzuteilen weigerte. Darüber kamen Billaud und Collot aus dem Klub zurück,

entrüstet, erschüttert, außer sich. Als St.-Just in starrer Kälte sich erkundigte, was es bei den Jakobinern gegeben, schrie ihn Collot an: du fragst noch, du Mitschuldiger Robespierres, Triumvir, Mordgenosse? und ein heftiger Streit entstand, in welchem die Rede wieder auf jenen Bericht zurückkam und St.-Just zuletzt erklärte, daß er einige der Kollegen angreifen werde, ohne jedoch auf ihre Verfolgung anzutragen. Robespierre, sagte er, kennt alle eure Schritte, er weiß, wie Collot mit Fouché verkehrt und Fouché gegen uns arbeitet. Die anderen riefen, das alles sei Verleumdung, sicher dagegen sei die verräterische Absicht des Stadtrats, morgen einen Gewaltstreich gegen den Konvent zu führen. Collot forderte die sofortige Verhaftung Fleuriots, Payans und Henriots: da erhob St.-Just so nachdrücklichen Widerspruch, daß der Lärmen des Streites weit in die Vorzimmer hineindrang. Endlich, als der Morgen dämmerte, machte Billaud den vermittelnden Vorschlag, jene städtischen Beamten für den Tag in das Lokal des Ausschusses zu berufen, und St.-Just, der dagegen nichts einwenden konnte, schied von ihnen mit dem Versprechen, um 11 Uhr wiederzukommen und ihnen seinen Bericht zu lesen. Allein der Maire, bereits in offenen Aufstand tretend, jagte den Boten des Ausschusses mit schmähenden Reden hinweg, und noch vor elf kam ein kurzes Schreiben von St.-Just: ihr habt diese Nacht mein Herz zerrissen, ich werde es dem Konvente öffnen. Sie schrieen auf, daß sie verraten seien, und eilten hinweg zu der Sitzung, wo ihr Leben gewogen werden sollte. Die Deputierten sammelten sich in ungewöhnlich großer Anzahl; ehe die Sitzung begann, sah man sie in den benachbarten Gängen und Sälen, Gemäßigte und Montagnards untereinander; Bourdon drückte Durands Hand mit den Worten: o die wackeren Männer der Rechten! Eben wollte Tallien zu ihnen treten, als er durch die geöffnete Thüre St.-Just bereits auf der Rednerbühne erblickte. Der Augenblick ist da, rief er, wir müssen enden.

„Ich gehöre zu keiner Fraktion," sagte St.-Just, „ich werde sie alle bekämpfen. Sie werden nicht eher erlöschen,

bis die Institutionen vorhanden sind, welche der Staatsgewalt ihre Schranken geben und den menschlichen Hochmut unwiderruflich beugen. Wie die Dinge liegen, wird diese Tribüne vielleicht der tarpejische Fels für den, der euch sagt, daß die Mitglieder der Regierung den Weg der Weisheit verlassen haben. Aber ich glaube, daß ich euch die Wahrheit um jeden Preis schuldig bin. Die beiden Regierungsausschüsse hatten mich mit einem Berichte beauftragt, ihr Vertrauen war mir ehrenvoll, aber es hat jemand diese Nacht mein Herz zerrissen, ich will es nur euch eröffnen." Hier fiel Tallien ein. „Ich habe einen Ordnungsantrag zu stellen," rief er. „Welch ein Unheil bedrängt das Gemeinwesen? Man sieht nichts als Spaltung. Gestern hat ein Mitglied der Regierung vereinzelt und in seinem eigenen Namen geredet, heute thut ein anderes dasselbe, neue Angriffe stehen bevor, das Vaterland wird dem Abgrunde zugedrängt, ich fordere, daß der Schleier ganz zerrissen werde." Ein langes, tobendes Klatschen folgte diesen Worten. Billaud sprang auf, um die gestrige Scene bei den Jakobinern und St.-Justs eigenmächtiges Benehmen gegen den Ausschuß anzuklagen; dann, in hitzigem Erguse, wandte er sich gegen Robespierre, schilderte dessen Herrschsucht, erklärte, daß er Edelleute anstelle, den Verräter Danton lange Zeit beschützt, den Ausschuß monatelang unterdrückt habe. Wir werden alle mit Ehren sterben, rief er, denn es giebt hier keinen, der unter einem Tyrannen leben möchte. Robespierre stürzte auf die Rednerbühne, aber ein allgemeiner Ruf empfing ihn: fort, fort mit dem Tyrannen! Wieder ergriff Tallien das Wort und begehrte die Verhaftung Henriots und seines Stabes und die Permanenz der Sitzung bis zum Sturze der Tyrannei; dahin war es jetzt gekommen, daß dieser Mann, der einst die Septembermörder geführt und in Bordeaux die Opfer zu Hunderten geschlachtet hatte, die Notwendigkeit verkündete, das Revolutionsgericht zu Anstand und Gerechtigkeit anzuhalten und die Freiheit der Presse in Frankreich wieder zu erwecken. Auf der Stelle wurde die Verhaftung Henriots und Dumas' verfügt und alle An-

strengungen Robespierres, zum Worte zu kommen, mit wütendem Geschrei erstickt. Barère ließ darauf das Amt eines Generalkommandanten der Pariser Nationalgarde überhaupt abschaffen und den Maire mit seinem Kopfe für die Ruhe der Hauptstadt verantwortlich machen. Vadier und Tallien lenkten die Verhandlung wieder auf Robespierres Vergehen zurück; dieser stand neben ihnen auf der Rednerbühne, bei jedem Worte, das er hervorstieß, mit Murren und Rufen unterbrochen. Er wandte sich an den Berg und fand nur den Ausdruck tödlichen Hasses; ich richte mich an euch, rief er dann zur Rechten hinüber, reine Männer, nicht an die Schurken. Aber nur ein dröhnender Ausbruch des Unwillens folgte; zum letzten Male, Präsident der Mörder, schrie er dann, fordere ich das Wort von dir. Seine Stimme brach sich im Zorne; Dantons Blut erstickt ihn, rief Garnier. Der Augenblick war reif: ein sonst unbekannter Deputierter, Louchet, rief in das Getümmel das entscheidende Wort und begehrte Robespierres Verhaftung. Ein Augenblick überraschten Schweigens trat bei dem Antrage ein, der gestern noch ein unerhörter Frevel gewesen wäre: in wenigen Minuten aber verbreitete sich ein wachsender Beifall durch die Versammlung, und von allen Seiten her wurde die sofortige Abstimmung gefordert. Robespierre erlebte es, was er so vielen Tausenden bereitet, die Verdammung ohne Rechtsform, ohne Verteidigung, ohne Richterspruch. In wilder und haltloser Verzweiflung rang er vergebens gegen den Strom, ohne Kraft, ihn zu brechen, ohne Kraft, sich zu fassen. Es blieb seinen Freunden überlassen, den Sturz ihrer Sache zu adeln, und sie entzogen sich dem Opfer nicht. St.-Just starrte mit verächtlichem Schweigen in das Getümmel, Couthon bekannte sich zu jeder ihm vorgehaltenen Klage, der jüngere Robespierre und Lebas forderten selbst, unter die ehrenvolle Verurteilung mitbegriffen zu werden. Nach langem Streiten wurde endlich der Beschluß unter einem weithin hallenden Rufe: es lebe die Freiheit, es lebe die Republik, gefaßt und die fünf Deputierten nach verschiedenen Gefängnissen abgeführt. Fast gleichzeitig, 5 Uhr nachmit-

tags, war auch Henriot, welcher, von einigen Gendarmen begleitet, in den Straßen umhersprengte und zur Empörung gegen den Konvent ermahnte, verhaftet worden. Die Sitzung wurde darauf bis 7 Uhr vertagt.

Der eigentliche Kampf stand jedoch noch bevor [1]). Seit dem Morgen waren, wie der Konvent, auch die Jakobiner und der Stadtrat in lebhafter Beratung. Dort zeichnete sich der Plan immer lebhafter, wie am 2. Juni den Konvent mit den Bataillonen der Nationalgarde zu umringen und die Vernichtung von Robespierres Gegnern zu erpressen. Der Stadtrat sandte im Laufe des Nachmittags einzelne Mitglieder in die Sektionen, um die Gemüter vorzubereiten, erließ ein Manifest, worin er das Lob Robespierres, Couthons und St.-Justs verkündete, und zog die, wie er hoffte, zuverlässigen Kanoniere der Nationalgarde zusammen. Abends gegen 6 Uhr erhielt er die Nachricht von den Maßregeln des Konvents. Der Maire beantragte sofort, die Männer des 10. August wieder auf das Rathaus zu berufen, und erklärte, indem er die Tafel der Menschenrechte hoch emporhob, wenn die Regierung diese Rechte verletze, sei der Aufstand eine heilige Pflicht. Indes war die Stimmung gedrückt; man bemerkte, daß die Galerie sich nicht füllen wollte, und sandte hinaus auf den Platz, um treibende Massen der Zuhörer zu werben; dann war die Liste, auf der sich die anwesenden Mitglieder zum Teile eingezeichnet hatten, plötzlich verschwunden, und die Sekretäre, welche das Protokoll zu führen hatten, erklärten, daß sie zum Essen nach Hause gehen wollten. Die Kühneren sahen, daß man nicht zaudern dürfe, wenn der Abfall nicht allgemein werden sollte; sie ließen die Sturmglocke läuten, sandten in die

[1]) Ueber das Folgende ist bisher das bei Buchez gedruckte offizielle Protokoll des Stadtrats als Quelle benutzt worden. Es ist allerdings während der Sitzung geschrieben, aber sofort im Sinne der Partei redigiert worden. Das Reichsarchiv bewahrt dagegen die gleich am folgenden Tage zu Protokoll gegebenen Wahrnehmungen der Sekretäre des Stadtrats, wo die Thatsachen schlicht und unverhüllt hervortreten.

Gefängnisse, um die verhafteten Deputierten und Henriot zu befreien, und drängten, so rasch wie möglich den bewaffneten Streich gegen den Konvent zu führen. Darüber erschien zuerst der jüngere Robespierre und wurde mit Jubel und Umarmungen empfangen. Der ältere war auf das Amt der Polizeiverwaltung gebracht worden und weigerte sich auf die erste Einladung, zu kommen; er wollte wie Marat sich vor dem Revolutionsgerichte stellen und hoffte dort auf eine glänzende und siegreiche Freisprechung. Auf eine zweite Botschaft aber, die ihm zugleich die Befreiung Couthons und St.-Justs meldete, gab er nach und steigerte durch sein Erscheinen den Eifer seiner Anhänger auf die höchste Höhe. Es wurde ein Ausschuß von zwölf Mitgliedern zur Leitung des Aufstandes eingesetzt, zahlreiche Verhaftungen im Saale selbst bewirkt, da auch hier Stimmen zu Gunsten des Konvents laut wurden, und der ebenfalls befreite Henriot zum Losbruche gegen den Konvent befehligt. Dieser hatte seine Sitzung zur anberaumten Stunde wieder eröffnet und wurde Schlag auf Schlag durch eine Unglückspost nach der andern überrascht. Jedoch hielt die Sicherheit des Verderbens, wenn man nicht siegte, die Gemüter aufrecht. Auf die Nachricht von der beginnenden Empörung sprach der Konvent die Acht gegen jede widerspenstige Behörde und gegen jede Nichtachtung eines Verhaftsbefehles aus, ernannte den Abgeordneten Barras, der früher Offizier gewesen, zum Befehlshaber der bewaffneten Macht und sandte Kommissare in alle Sektionen, um sich der Gesinnung der Bürger zu versichern. Diese Maßregeln hatten ihre sofortige und vollständige Wirkung. Die Elemente, welche allein ihn hätten retten können, hatte Robespierre selbst vier Monate früher durch den Sturz der Hébertisten vernichtet. Damals waren die Banden, welche einst am 10. August den König und am 2. Juni den Konvent überwältigt hatten, ihrer Häupter beraubt und zu Grunde gerichtet worden. Jetzt hatte man eine Bevölkerung vor sich, welche keinen anderen Wunsch als den nach bürgerlicher Ruhe und persönlicher Freiheit hatte und in Robes-

pierre den tief gehaßten Schöpfer und Führer der Schreckensherrschaft sah. Henriots Kanoniere selbst, welchen er soeben den Befehl gegeben, ihre Stücke gegen die Tuilerien zu richten, ließen ihn im Stiche, als der Achtsbefehl verkündet wurde, so daß er sich in eilfertiger Flucht auf das Stadthaus zu seinen Genossen hinwegrettete. Aus den Sektionen zog die Nationalgarde um die Wette zum Schutze des Konvents heran; bald nach Mitternacht war hier jede Gefahr beseitigt, und sofort konnte man daran denken, selbst zum letzten Angriffe überzugehen. Legendre führte eine Kolonne gegen die Jakobiner, trieb den Klub ohne Schwierigkeit auseinander und verschloß sein Lokal. Mit zwei anderen Scharen setzte sich Leonard Bourdon gegen das Stadthaus in Bewegung. Dort war es in dem großen Saale still geworden: man wartete des Ergebnisses in den Sektionen; Robespierre und seine nächsten Freunde hatten sich zu engerer Beratung in ein Nebenzimmer zurückgezogen. Plötzlich vernahm man im Saale aus diesem Kabinett hervor den Schall mehrerer Schüsse, und das Schreckenswort lief blitzschnell umher, daß Robespierre Hand an sich gelegt habe [1]). Bei der Nachricht, daß die Nationalgarde sich allerorten für den Konvent entscheide, hatten nämlich St.-Just und Lebas ihren Freund aufgefordert, persönlich hervorzutreten und die letzten Getreuen zum Angriffe gegen den Konvent zu führen; als er, in sich gebrochen, alles ablehnte, rief Lebas, der schon tags zuvor den schlimmsten Ausgang vermutet hatte: wohlan denn, so bleibt uns nichts übrig, als zu sterben. Er trug ein Paar Pistolen bei sich, reichte Robespierre die eine und erschoß sich in demselben Augenblicke mit der andern [2]). St.-Just blieb hier wie während des ganzen Tages in düsterer Ruhe, Robespierre aber setzte die Waffe an den Mund und drückte mit unsicherem Finger los; in seinem

[1]) Protokoll der Sekretäre. Ebenso die Aussage des Pförtners des Stadthauses bei Campardon, hist. du tribunal révol. I, 423.

[2]) Notiz über Lebas, bei Buchez, 35. Ich kann diesen Aussagen gegenüber Hamels Beweise gegen den Selbstmord nicht für ausreichend halten.

Schwanken zerschmetterte er sich die Kinnlade, traf sich aber nicht auf den Tod. Fast in demselben Augenblicke drang Leonard Bourdon mit seinen Truppen in das Stadthaus ein, wo die Partei in wilder Verwirrung und Verzweiflung zu keinem gemeinsamen Handeln mehr gelangte. Der jüngere Robespierre stürzte sich zum Fenster hinaus auf das Straßenpflaster, lebte aber noch, als er unten ergriffen wurde. Henriot wurde von einem über seine Fassungslosigkeit erzürnten Parteigenossen durch die Scheiben geworfen und fiel nur leicht verwundet auf einen Kehrichthaufen. Alle waren binnen wenigen Minuten verhaftet. Nach der Achterklärung bedurfte es keines gerichtlichen Verfahrens weiter, doch dauerte es bis zum Nachmittage, ehe die Vorkehrungen zur Hinrichtung beendigt waren. Man hatte Robespierre auf einen Tisch gelegt, einen Koffer unter dem verwundeten Haupte: er war still und starr und bewegte sich nur, um mit Papierstücken das reichlich quellende Blut aus dem Gesichte zu wischen. Unaufhörlich gingen Neugierige ab und zu; er hörte rings um sich her nur Worte des Grimmes und des Jubels, verzog aber keine Miene und sah seine Verfolger mit stieren, gläsernen Augen an. Endlich erschienen die Karren, um ihn mit 21 Gefährten auf den Richtplatz zu schaffen. Auf dem Blutgerüste riß ihm der Henker den notdürftig aufgelegten Verband herunter, da stieß er einen grellen Schmerzensruf hervor, den ersten Laut seit seiner Verhaftung und den letzten. Tags nachher folgten ihm noch 71 Mitglieder des Stadtrats im Tode: in einem schreckenvollen Blutbade endigte die Herrschaft des Schreckens.

Was nun werden würde, vermochte kein Mensch abzusehen. Es verstand sich, daß zunächst der Sieg über die gestürzte Fraktion nach allen Seiten vervollständigt und ausgebeutet wurde. In jeder Sitzung des Konvents fanden sich wochenlang neue Gegenstände der Anklage, Verfolgung und Aechtung; es wurde eine gründliche Reinigung des Personals bei den Volks- und den Ministerialkommissionen befohlen und die Thätigkeit des Revolutionsgerichtes bis zu

einer neuen Besetzung desselben unterbrochen. Aber schon an dieser Stelle löste sich das Bündnis, welchem Robespierre erlegen war: den Gemäßigten der rechten Seite, welche die sofortige Auflösung des Gerichtes forderten, warfen sich die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses mit vollem revolutionärem Eifer entgegen. Sie zogen aber damit die Anstrengungen der Mehrheit unmittelbar auf sich selbst, und mit überwältigendem Beifall nahm der Konvent das Wort auf, daß vor allem er selbst sich von der Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses befreien müsse. Rasch nacheinander wurde demnach jene anstößige Bestimmung vom 22. Prairial beseitigt, dann eine völlig neue Besetzung beider Ausschüsse vorgenommen und dabei verfügt, daß am Ende jedes Monats ein Viertel derselben austreten solle und erst nach Ablauf eines weiteren Monats wieder wählbar sei. Allerdings war hiermit der nächste Zweck erreicht und die Allmacht des Ausschusses über den Konvent gebrochen. Aber wenn schon in dem früheren Zustande die Sachverständigen bitterlich über Unordnung und Verwirrung in der Regierung geklagt hatten, so war durch das neue System vollends jede stetige Richtung und sichere Geschäftsführung unmöglich gemacht, und die Stockung wurde um so fühlbarer, je zweifelhafter es noch eine geraume Zeit blieb, welche Partei endlich das Uebergewicht behaupten würde. So war plötzlich an die Stelle einer schlechthin allmächtigen Herrschaft eine tiefe Ohnmacht der Staatsgewalt getreten, und die öffentliche Meinung erhielt mit einem Schlage wieder eine Kraft, wie sie sie kaum in den ersten Tagen der Revolution besessen hatte. Nur war der Unterschied in ihrer Richtung unermeßlich zwischen 1789 und 1794. Damals hatte die demokratische Partei an ihrer Spitze gestanden, die Hoffnung und Neigung der Nation in ihrer unendlichen Mehrheit und Masse hinter sich. Jetzt war diese Partei verwirrt und zerrüttet durch ihren inneren Hader und bei der Nation zum Abscheu geworden durch den greuelvollen Mißbrauch ihrer Stärke. Durch ganz Paris und bald durch ganz Frankreich ging mit täglich wachsender Macht und Heftigkeit der Ruf, daß jetzt Gewalt und Raub

und Mord zu Ende sei. Zahlreiche Zeitungen, deren Bann der 9. Thermidor gebrochen, eilten der Volksstimme mit kräftigen Manifesten voran; bereits wurden die Verdächtigen zu Hunderten entlassen, das Maximum überall mißachtet, die nachsichtslose Bestrafung der großen Verbrecher gefordert. Die Regierung wagte einstweilen weder hindernd noch fördernd einzugreifen.

Der völlige Stillstand, welcher über das französische Staatswesen gekommen war, machte sich im höchsten Grade fühlbar in den auswärtigen Beziehungen. Der Krieg erlahmte an allen Grenzen vollends, nachdem Carnot aus dem Wohlfahrtsausschusse ausgeschieden war. Kein besseres Schicksal hatten die diplomatischen Beziehungen, welche Robespierre im Augenblicke seines Sturzes anzuknüpfen im Begriffe stand. Zu einer irgendwie eingehenden Verhandlung war es noch an keiner Stelle gekommen; gewisse Tendenzen der Annäherung waren hüben und drüben vorhanden und hatten auf die Kriegsereignisse mächtig genug eingewirkt; aber ein bindendes Wort war nirgends ausgesprochen und kaum ein vorbereitender Schritt dazu gethan worden. So warf die Katastrophe des 9. Thermidor alles in vollständige Ungewißheit zurück, und stärker als jemals trat das Schicksal Polens in den Vordergrund der europäischen Verwickelungen.

Zweites Kapitel.

Einnahme von Krakau.

In Petersburg war, wie in Rußland überhaupt, nur eine Stimme des Zornes, nur ein Ruf der Rache gegen Polen. Die Herrschsucht der Kaiserin, das Ehrgefühl der Armee, der alte Nationalhaß beim Volke, alles war durch die Warschauer Bluttage im höchsten Grade erregt und verletzt worden. An Frieden dachte niemand: trotz aller Lasten und Gefahren schien es sich von selbst zu verstehen, daß

der Schimpf der russischen Waffen nur durch die gänzliche Vernichtung Polens gesühnt werden könne. Katharina war nicht am wenigsten davon durchdrungen, überschaute aber auch am klarsten die Unsicherheit der Lage. Die Niederlagen in Polen legten die Mängel des russischen Heerwesens in erschreckender Blöße offen; mit aller Mühe trieb man in dem weiten Reiche noch etwa 30 000 Mann verfügbarer Reserven auf, welche doch erst nach mehr als einem Monate den Kriegsschauplatz erreichen konnten. Soltikows Heer mußte den größeren Teil dazu beisteuern; um so weniger wagte man, Suworow in Anspruch zu nehmen, welcher dann fast allein die Südgrenze gegen die Türken zu decken hatte; denn wer stand dafür ein, daß die Pforte jetzt nicht für die ihr widerfahrenen Drohungen Vergeltung übte? Die Nachrichten aus Konstantinopel lauteten zweifelhaft und widersprechend; auf sicheren Frieden wagte Rußland kaum mehr zu hoffen. Auch im Norden wurde das Verhältnis zu Schweden immer feindseliger. Nachdem Stael mit Dänemark jenes Bündnis auf bewaffnete Neutralität geschlossen, hatte die russische Regierung sich freudig eingelassen, als eine Partei des schwedischen Adels, unter Leitung des schönen, heißblütigen, wagehalsigen Freiherrn von Armfeld, ihr das Anerbieten machte, durch eine mächtige Verschwörung den Regenten und Reuterholm zu stürzen, wenn Katharina ihnen durch das Erscheinen der russischen Flotte vor Stockholm Unterstützung und Rückhalt geben wollte. Allein der Plan wurde vor der Zeit entdeckt, Armfeld entkam den Häschern mit genauer Not und wurde, da ihn die schwedische Regierung mit bitterem Hasse verfolgte, die alliierten Höfe aber seine Auslieferung hartnäckig weigerten, der Gegenstand mehrerer diplomatischen Federkriege von beispielloser Heftigkeit. In Warschau dagegen hatte der schwedische Gesandte das beste Vernehmen mit den neuen Machthabern, so daß Polen und Russen bei dem geringsten Anlasse ein thätiges Eingreifen Schwedens erwarteten.

Bei dieser Mißlichkeit aller Verhältnisse richtete sich der Blick der Kaiserin um so gespannter auf ihre großen Ver-

bündeten, auf die beiden deutschen Mächte. Dieses Mal war es harter Ernst, wenn sie gleich nach dem Warschauer Unheil sowohl in Wien als in Berlin die nach den Verträgen ihr zukommende Waffenhülfe in Anspruch nahm. Freilich hätte sie bei dem damaligen Stande ihrer Neigungen ein anderes Ergebnis gewünscht, als sie im ersten Augenblick erzielte. Oesterreich, der künftige Verbündete gegen die Türken, dem sie daraufhin ihre volle Gunst zuwandte, schien anfangs nur für belgische und nicht für polnische Kämpfe Mittel zu haben, während das lästige, in Polen schon so weit ausgedehnte Preußen mit eifriger Hast ein starkes Heer unter persönlicher Führung des Königs in Bewegung setzte. Indes trotz aller Vorliebe für den einen mußte man sich doch freuen, daß der andere die Streitmittel Kosciuskos für eine Weile beschäftigte und damit den Russen Zeit zu ihrer Rüstung verschaffte. Diese war denn allerorten in eifrigem Betriebe. Aus der Ukraine rückte General Derfelden mit einem Corps von Soltikows Heer nordwärts gegen Brzesc und Slonim; angeblich sollte es 30 000 Mann zählen, hatte aber in der Wirklichkeit noch nicht ein Viertel dieser Stärke. In Riga war der an Igelströms Stelle zum Oberfeldherrn ernannte Fürst Repnin angelangt und führte 6000 Mann unter General Nummsen zur Verstärkung der in Litauen noch vorhandenen russischen Truppenkörper heran. Was in Polen selbst von der Garnison von Warschau übrig war, stand, nahe 7000 Mann stark [1]), nicht weit von der preußischen Grenze bei Lowicz; General Denissow war nach der Niederlage von Raclawice gegen Opatow ausgewichen, im Sendomirschen, und wurde dort allmählich auf 8500 Mann gebracht [2]); über diese Truppen wurde Anfang Mai der General Fersen gesetzt und einstweilen Denissow angewiesen, sich ebenfalls der preußischen Grenze zu nähern und mit Favrats Corps zu vereinigen. So war Rußland äußerst thätig, um die Mittel zum Kampfe zu sammeln und zu

[1]) Pistor 194.
[2]) Treskow 62.

kräftigen. Ueber den Zweck und das Ziel derselben hüllte man sich in vorsichtiges Schweigen, so oft auch der preußische Gesandte in Petersburg andeutete und sondierte. Katharina wollte um keinen Preis eine bindende Aeußerung thun, ehe sie mit Oesterreich zu einer vollen Verständigung gelangt wäre, und darüber mußten bei der Entfernung Franz' II. in Belgien mehrere Monate vergehen.

Für Preußen, welches Anfang Mai an 50 000 Mann geübter Truppen in der Nähe der entscheidenden Punkte hatte, war die Lage also äußerst günstig. Sein Weg war so klar wie möglich gezeichnet. Mochte in früheren Jahren ein Zweifel denkbar gewesen sein, ob man Polen gegen Rußland halten und im Bunde mit ihm den eigenen Vorteil befördern könne — jetzt war jede Möglichkeit des Schwankens abgeschnitten und jede Kraft auf rasches Handeln gewiesen. Kosciusko hatte den Krieg gegen Preußen wie gegen Rußland erklärt; wenn er auch nachher geheime Anträge auf Neutralität brachte, so war es doch gewiß, daß es in ganz Südpreußen gärte und bei Kosciuskos erstem Siege dort der Aufstand losbrechen würde; ja trotz der Warschauer Bluttage hätte niemand behaupten können, daß in der Stimmung Polens, welche 1793 zuletzt doch das russische Joch dem deutschen vorzog, eine Aenderung zu Preußens Gunsten eingetreten wäre. Der gegenseitige Haß lag hier seit vier Jahrhunderten in den Seelen; es war ein Unheil für Polen und kein Glück für Deutschland: aber es war so, und Preußen konnte nicht zurück. Es galt also, vorwärts zu gehen und auf der großen Trümmerstätte das Interesse des eigenen Staates gegen die feindseligen Freunde und die grollenden Nachbarn zu wahren. Noch war zwischen den Höfen das Wort Teilung nicht ausgesprochen worden; es lag aber in der Luft, in Petersburg wie in Berlin, in den Heerlagern und den Kanzleien; es war gewiß, daß es dazu kam, und nur zweifelhaft, wie sie geregelt werden würde. Was Preußen in einem solchen Falle zu wünschen hatte, war an sich selbst klar; für den Besitzer von Breslau, Posen und Königsberg hatte die Natur die einzig sichere Grenze

in den Flußlinien des Niemen, der Narew und der Weichsel unverkennbar gezeichnet. Ebenso sicher war aber auch der Einspruch Oesterreichs gegen eine solche Ausdehnung seines Nebenbuhlers, und zum mindesten sehr wahrscheinlich war die Begünstigung Oesterreichs durch Katharina. Je weniger nun Preußen in seiner materiellen Kraft sich mit den beiden Kaiserhöfen messen konnte, desto mehr galt es, durch Schnelligkeit und entschlossenes Wirken sein Gewicht zu stärken. Offenbar konnte man eine ganz andere Sprache führen, wenn man mit siegenden Waffen die polnische Erhebung erstickt und den gewünschten Landbezirk mit fester Hand ergriffen, als wenn man erst von dem guten Willen der Verbündeten die Einweisung in den Besitz desselben zu erbitten hatte. Auch sahen wir schon, daß Manstein und Lucchesini bei dem Könige den militärischen und diplomatischen Kriegsplan ganz in diesem Sinne entwickelten.

Wäre hiernach der Angriff des preußischen Heeres im Mai mit vollem Nachdrucke erfolgt, so würde Kosciusko so wenig Mittel wie Katharina gehabt haben, die Wünsche des Königs zu hindern. Denn in ganz Polen war der Zustand im höchsten Grade traurig und eine echte Kraft zum Widerstande an keiner Stelle vorhanden. Kosciusko, erfüllt von Vaterlandsliebe und militärischer Begabung, entbehrte der politischen Uebung und der demagogischen Rücksichtslosigkeit, welche damals vielleicht in gleich hohem Grade von der Lage gefordert wurden. Er hatte eine ruhige, von Natur ernsthafte Seelenstimmung; er war frei von jeder selbstischen oder gemeinen Leidenschaft, von Haß und Rachsucht und Eigennutz und wurde nur durch ein glühendes Streben nach Heldenruhm in Aufregung versetzt. Er hatte sein Unternehmen ohne große Hoffnung aus Pflichtgefühl begonnen und war eigentlich in jedem Augenblicke des Untergangs gewärtig. Aber auf seine Thätigkeit und seine Hingebung hatte dies Gefühl keinen Einfluß, es befestigte nur den ihm ohnedies natürlichen Willen, eine sterbende Sache nicht wegen kurzen Vorteils durch Unrecht und Gewaltthat zu beflecken. In den ersten Wochen des Aufstandes hatte er einen Russen-

freund aufknüpfen lassen; nachher war er zu keiner Maßregel des Schreckens mehr zu bringen. Sein Streben war, die sinnliche Trägheit und flackernde Hast seiner Landsleute durch patriotische und religiöse Anregung zu läutern und emporzuheben und die Parteien in dem Gedanken an das eine Vaterland zu versöhnen. Aber bei den Menschen, unter denen er wirken sollte, reichten solche ideale und milde Antriebe nicht aus, und seine Anstrengungen blieben eitel, weil er sie weder durch den Reiz der Selbstsucht noch durch Furcht und Schrecken unterstützen mochte. So war er fortdauernd mit dem Aufgebot des Landsturmes bemüht, wurde aber durch den bösen Willen des Adels und die stumpfe Schlaffheit der Bauern auf jedem Schritte gelähmt. Es half nichts, daß seine Agenten den Bauern Freiheit und Grundbesitz boten; es hatte keine Wirkung, als daß die Edelleute sich mit doppelter Entrüstung von dem Zerstörer ihres Eigentums abwandten. Sie wiesen die Bauern an, bei dem Erscheinen der patriotischen Regimenter sich in die Wälder zu flüchten, und wanderten selbst in großen Haufen nach Galizien aus. So verstärkte sich Kosciuskos Heer äußerst langsam, er hatte Anfang Mai vielleicht 12 000 Mann bei Krakau, während westlich von ihm Favrat eine gleich große Masse Preußen bei Czenstochau sammelte und im Osten General Denissow ihm alle Verbindung mit dem rechten Weichselufer, mit Lublin und Chelm und den Truppen Grochowskis abschnitt. Eben die Verbindung mit diesem dünkte dem polnischen Feldherrn vor allen Dingen wichtig; er beschloß also, auf Favrats Langsamkeit zu hoffen, Krakau gegen die Preußen durch 3000 Sensenmänner weniger zu decken als zu maskieren und mit seiner Hauptmasse die Weichsel hinab auf Denissow loszugehen. Aber es zeigte sich sogleich, daß er allein nicht im stande sein würde, auch nur die Russen zu überwältigen; er sah' sich vielmehr genötigt, in einer festen Stellung bei Polaniec, die Weichsel neben sich, einen tiefen Bach vor seiner Fronte, hinter starken Redouten Stellung zu suchen, bis Grochowski seinerseits herankäme und Denissow dadurch zwischen zwei Feuer ge-

riete. So stand man sich hier bis zur Mitte des Mai fast unthätig gegenüber, bis Grochowski mit 7000 Mann nach angestrengtem Zuge die Weichsel überschritt und Denissow, um nicht von ihm im Rücken genommen zu werden, eiligst nach Nordwesten auswich und, wie ihm längst befohlen war, der preußischen Grenze zuzog. Da Kosciusko hierauf sich ohne Zaudern mit Grochowski vereinte und dann den Spuren des Russen folgte, schien hier eine Entscheidung dicht bevorzustehen. Denn in denselben Tagen war auch General Favrat seinerseits vorgegangen; er betrat mit 11 000 Mann den Boden der Republik am 10. Mai und hätte in wenigen Märschen das so gut wie wehrlose Krakau erreichen und dort alle Vorräte, Depots und Kassen Kosciuskos nehmen können. Allein der polnische Feldherr hatte diesen Gegner richtig beurteilt. Favrat war erfüllt von jener Vorsicht, durch welche der Herzog von Braunschweig sich in dem preußischen Generalstabe seinen Ruhm und in den preußischen Kriegen seine Erfolglosigkeit geschaffen hatte. Im Quartiere entwarf er mit aller Anstrengung seines Geistes künstliche Marsch- und Schlachtordnungen, mit denen er jeden darauf eingehenden Feind zu zermalmen hoffte, fand leider aber draußen im Felde, daß er sich nicht rühren, geschweige denn fechten könne, weil seine Armee noch keine regelrechte Bäckerei, ja nicht einmal die etatsmäßigen Kochtöpfe hatte. So dauerte es bis zum 18., ehe er sich zu einem Angriff auf jenen Haufen Krakusen entschloß, welchen Kosciusko zwei Stunden vor Krakau bei Skala aufgestellt hatte. Die Wirkung war, wie sich erwarten ließ: nach den ersten Kanonenschüssen liefen die Bauern so eilig davon, daß die Sieger nur einen einzigen Gefangenen machten. Favrat aber zürnte, daß sein Schlachtentwurf nicht zu regelrechter Ausführung gekommen war: er hatte die Bauern alle vertilgen wollen und wäre dann, wie er berichtete, sofort auf Krakau losgegangen. Jetzt aber blieb er am 19. Mai ruhig auf der Walstatt und nahm am 20. von einem Alarmschusse, der sonst keine Folgen hatte, Anlaß, ganz sachte wieder hinter den Fluß Pilica zurückzugehen. Dort suchte ihn dann

General Denissow persönlich auf, um ihn zur Vereinigung mit seinem Corps und zu einer hoffentlich entscheidenden Schlacht gegen Kosciusko zu bestimmen: Javrat aber hatte wieder mannigfaltige Hindernisse und erklärte endlich, daß es ihm nicht zukomme, den Krieg zu beendigen, da die Ankunft des Königs täglich erwartet werde. So gewann Kosciusko eine vollständige Waffenruhe bis zum 3. Juni, eine für ihn und seine Rüstungen geradezu unschätzbare Zeit.

Während er hier im Süden mit den fremden Armeeen und der Abneigung seiner Landsleute seinen unausgesetzten, mühseligen, hoffnungslosen Streit führte, gingen in Warschau die Wogen der revolutionären Bewegung stets in gleicher Höhe weiter [1]). Die provisorische Regierung hatte etwa 1200 Mann Linientruppen in der Stadt behalten und alles übrige in kleinen Heerhaufen teils gegen die Narew, teils nach Lowicz und Rawa hinausgeschickt, um die preußische Grenze zu bewachen und sich durch den Landsturm der Bauern zu verstärken. In demselben Sinne ließ General Mokranowski, der militärische Führer der Hauptstadt, rings um Warschau umher eine Reihe Schanzen aufwerfen, welche dann mit den Geschützen des Arsenals bewaffnet wurden; wer nicht für einen Freund der Russen gelten wollte, mußte wenigstens einige Tage lang Spitzhacke und Spaten führen, und selbst König Stanislaus warf dem Eifer seiner Unterthanen zuliebe einige Erdschollen auf die neuen Bastionen. Allerdings half es ihm nicht viel; niemand traute seiner Schwäche einen ehrlichen Entschluß zu, und die provisorische Regierung wetteiferte mit dem Pöbel, ihm ihren feindseligen Argwohn zu erkennen zu geben. Er stand unter der fortdauernden Aufsicht zweier Gemeindebeamten, und mehr als einmal hielten ihn lärmende Volksmassen von seinen Spaziergängen als verräterischen Fluchtversuchen zurück. Schlimmer noch ging es den Edelleuten, deren Verbindung mit Ruß-

[1]) Außer Zajonczeks Bericht und dem wohl unterrichteten Korrespondenten des politischen Journals habe ich für das Folgende noch die Depeschen des preußischen Gesandten Buchholz und des Holländers Griesheim benutzt.

land, sei es auf dem letzten Reichstage, sei es in den erbeuteten Papieren Igelströms, sichtbar geworden war. Der Hinrichtung der Kossakowski folgten gleich auf dem Fuße neue zahlreiche Verhaftungen; Igelströms früherer Günstling, Oberst Bauer, war bei der Aufstandsschlacht gefangen genommen worden und denunzierte in feiger Todesfurcht bereitwillig alle Mitglieder der früheren russischen Partei oder wen die neuen Machthaber unter diesem Titel zu verderben wünschten. So war der Schrecken gewaltig, und ein gesicherter Zustand wollte sich um so weniger herstellen, als alle Welt bis an die Zähne bewaffnet und diese Masse in keiner Weise militärisch diszipliniert war. Wie immer in solcher Lage zogen sich die Besitzenden und Gewerbetreibenden sehr bald von dem lästigen Kriegslärmen zurück, und nur die Hefe der Bevölkerung trieb sich säbelklirrend in lustiger und gieriger Ungebundenheit umher, übte revolutionäre Polizei gegen die schlechten Patrioten und verpflegte sich trefflich auf Kosten der seufzenden Bürger, welche, ohne einen Gedanken an die nationale Befreiung, nur zwischen dem Aerger über den Unfug des Pöbels und der Furcht vor einem russischen Strafgerichte hin und her schwankten. Mit Kummer trugen sie die patriotischen Lasten und Abgaben, die sich in dichter Reihe folgten: Einsendung des Silbergeräts an die Münze, Ablieferung der Pferde an die Armee, Verpflegung des durchpassierenden Landsturms, Erlegung eines Viertels von jedem Einkommen, bald nachher Vorausbezahlung dieser Steuer für die nächsten drei Jahre. Verkehr und Handel stockte gänzlich: soweit ihn nicht schon die Maßregeln der Mächte zerstört hatten, hinderte ihn die provisorische Regierung selbst, indem sie die Ausfuhr aller zum Kriege brauchbaren Gegenstände, vor allem der Lebensmittel, verbot.

Ende Mai kam in diesen Zustand der Hauptstadt eine neue Verwickelung. Kosciusko hatte endlich, am 10., Nachricht von der Warschauer Revolution erhalten und, um dort eine der großen Sache würdige Regierung zu bilden, seine hervorragendsten Parteigenossen, Ignaz Potocki und Hugo

Kollontai, nach Warschau gesandt. Sie langten am 18. an und ergriffen auf der Stelle die Leitung der Dinge. Im ersten Augenblicke wurden sie von einmütigem Jubel des Volkes begrüßt, nur zu bald aber durch die tiefe Verschiedenheit ihrer Natur getrennt, so daß ihre Anwesenheit nicht der Beginn einer starken Ordnung, sondern neuer gefährlicher Zerwürfnisse wurde. Potocki, aus einer der reichsten und mächtigsten Familien des Landes entsprossen, hatte schon früh nicht minder reiche persönliche Vorzüge entwickelt. Sein Geist war vielseitig, regsam, lebhaft; ursprünglich zum Priesterstande bestimmt, hatte er in Rom eine sorgfältige Erziehung erhalten und reifere Kenntnisse, als sie bei dem polnischen Adel sonst herkömmlich waren, gesammelt. Dabei hatte er die leichte und warme Anmut, welche seiner Nation eigentümlich ist, in hohem Maße; er hatte aber auch, was den meisten seines Volkes verloren gegangen war, einen natürlichen Sinn für alles Große und Edle, einen angeborenen Widerwillen gegen Gemeinheit und Selbstsucht. In den sitten- und gesinnungslosen Kreisen des Warschauer Regimentes bekannte er seine Ueberzeugung mit reinem und bewußtem Stolze; so stand er seit 1788 an der Spitze der Reformpartei, stieg durch seine geist- und kenntnisreiche Thätigkeit sehr rasch von Stufe zu Stufe, wurde Mitglied des Erziehungsrates oder Unterrichtsministeriums und bald nachher, kaum dreißig Jahre alt, Großmarschall von Litauen. Nicht minder wurden ihm die populären Erfolge zu teil; die Masse der Patrioten hing mit Begeisterung an ihrem glänzenden Führer, und er vor allen anderen durfte sich als den eigentlichen Schöpfer der Verfassung von 1791 betrachten. Er ist der einzige von ihnen, meldete damals der russische Gesandte seiner Kaiserin, welcher Talent hat; aber es mangelt ihm an echter Staatsklugheit, und nur zu leicht sind seine Hauptfehler, übertriebene Zuversicht, Eigenliebe und Sicherheit, zu erregen. So teilte er auch jetzt mit Kosciusko die Uneigennützigkeit des Strebens, mit Kollontai eine zur Demokratie hinüberneigende Gesinnung: aber während eine düstere Besorgnis jenen

niederdrückte und diesen verhärtete, war Potocki von unverwüstlicher Hoffnung und strahlender Siegessicherheit erfüllt. In solcher Stimmung war er schon 1792 gewesen, und auch die furchtbare Enttäuschung jenes Jahres hatte ihm sein Vertrauen nicht rauben können. Oft begriffen seine Freunde nicht, wie er trotz aller Gefahren und Mühen doch so heiter bleibe: im schlimmsten Falle, sagte er dann, gehen wir mit dem Vaterlande zu Grunde; wäre das ein Unglück?

Ein Mann wie dieser hätte trotz mancher Meinungsverschiedenheit mit Kosciusko nachhaltig und heilsam zusammenwirken können. Anders verhielt es sich mit Kollontais glänzender Begabung und tiefer Charakterlosigkeit, aus welcher der patriotischen Sache die schlimmsten Zerwürfnisse erwachsen sollten [1]). Auch er war einst, wie Potocki, in Rom zum Priesterstande gebildet worden, hatte sich dann an den Bischof Soltyk angeschlossen und durch dessen Gunst ein Kanonikat in Krakau erhalten. Bald nachher wandte er sich, in Hoffnung weiterern Gewinnes, der russischen Partei zu und erlangte damit das Rektorat der Universität Krakau. Durch seine Tüchtigkeit und bereitwillige Brauchbarkeit empfahl er sich den Machthabern weiter, wurde Kronreferendar und hoffte es zur Würde des Kanzlers und Bischofs zu bringen. Er arbeitete leicht, kannte wie wenige die Irrgänge des polnischen Gesetzes, schrieb mit stets bereiter Feder gewandt, energisch, leidenschaftlich, wie es der Zweck oder der Machthaber forderte. Leider aber nahm er wie an dem Vergnügen so auch an der Verderbnis des polnischen Wesens seinen Teil. Sein rotes, aufgedunsenes Gesicht, aus welchem große, brennende, schwarze Augen hervorfunkelten, verkündete die Unmäßigkeit und Schlemmerei, die ihm auch ein frühes heftiges Podagra zugezogen hatte, so daß er ohne Stock nicht gehen konnte. An der Genußsucht entzündete sich ihm die Geldgier; er hatte den Ruf, für entsprechenden Lohn zu jeder Leistung bereit zu

[1]) Smitt, Suworow II, 172, 476, 484.

sein, den kleinsten Dienst nicht ohne schwere Zahlung zu leisten, am liebsten von allen streitenden Parteien zugleich den klingenden Lohn zu nehmen. Als die patriotische Partei 1790 die Oberhand gewann, war er gleich bereit, sich ihr anzuschließen, und entwickelte sofort nach der Weise der Konvertiten einen fanatisch hitzigen Eifer. Seine Fähigkeit leistete der Partei mächtigen Vorschub: er war sehr unterrichtet, ein kühner Logiker, der vor keiner Konsequenz zurückwich, wenn sie nur mit dem eigenen Interesse verträglich war, der in der technischen Arbeit vortrefflich und in den Umtrieben des Parteikampfes vollends unschätzbar war. So nahm er einen wesentlichen Anteil an der Gesetzgebung und einen noch größeren an dem Staatsstreiche von 1791, und wenn Potocki für die idealen Grundsätze der Menschenrechte, so schwärmte er für die realen Genüsse der Pariser Revolutionen. Als die Katastrophe von 1792 hereinbrach, begann er aufs neue zu schwanken; hätte man ihm sein Amt als Kronunterkanzler gewährleistet, so wäre er auch jetzt ohne Schwierigkeit zu der siegenden Sache übergegangen: bereits stimmte er im königlichen Rate für den Beitritt zu der Konföderation, und als seine bisherigen Parteigenossen zur Auswanderung drängten, klagte er, sie hätten gut reden, ihnen werde es an nichts fehlen, wo sie auch seien; er aber, ein armer Schlucker, der nur von seinem Amte lebte, sei in anderer Lage; ob es nicht besser sei, wenn er bliebe und sich den Targowicern anschlösse, um der patriotischen Sache im stillen weiter zu nützen? Die anderen aber wollten von einer solchen Auskunft nichts wissen, und so entschloß er sich fürs erste zu einem doppelten Spiele. Er reiste wirklich aus Warschau ab, hinterließ aber heimlich seine Beitrittsakte zu der Targowicer Konföderation und setzte sogar den russischen Gesandten davon in Kenntnis. Hart an der Landesgrenze, im Krakauischen, wartete er des Ausganges, mußte aber dann erfahren, daß die Russen ihn verachteten, die Targowicer seine Dienste verschmähten, sein Kanzleramt in andere Hände überging. So kam er nach Dresden mit verdoppeltem Grimme, durstend nach Rache,

in seinem ganzen Wesen von einem glühenden Hasse erfüllt. Nach dem Beginne der Revolution war er bei Kosciusko in Krakau, als die Nachricht von dem Warschauer Aufstande einlief; er fragte den Boten vor allem, ob der König erschlagen sei, und brach bei der verneinenden Antwort in tobende Verwünschungen aus. Unaufhörlich stritt er mit Kosciusko über die Frage, ob es besser sei, die Gegner mit eiserner Faust zu zermalmen oder mit warmer Großmut zu gewinnen. Er wies auf die bodenlose Niederträchtigkeit der feindlichen Faktion und forderte an erster Stelle die Beseitigung des großen nationalen Brandmals, der Sklaverei der Bauern, wohl wissend, daß nach dieser Maßregel der Haß der Parteien grenzenlos und Kosciusko zu blutiger Gewaltherrschaft gezwungen sein würde. Der Ruf dieser Ansichten flog Kollontai nach Warschau voraus und versetzte alle opponierenden Elemente in die höchste Aufregung. Er wolle das Eigentum abschaffen, hieß es, und Massenmorde nach dem Pariser Muster veranlassen.

Die erste Maßregel, welche Potocki nach dem Befehle des Oberfeldherrn in Warschau zu nehmen hatte, war am 28. Mai die Einsetzung eines neuen höchsten Rates, der an die Stelle der provisorischen Regierung treten sollte. Außer ihm selbst und Kollontai wurden dazu der bisherige Präsident Zakrzewski und fünf andere Magnaten berufen, die übrigen Mitglieder des Provisoriums aber beseitigt und der Stadtkommandant Mokranowski, den man für ein Werkzeug des Königs Stanislaus hielt, durch den zuverlässigen General Orlowski ersetzt. Diese Anordnungen erregten jedoch mannigfachen Widerspruch. Auf der einen Seite rührten sich alle Anhänger des Königs, an welche sich in der Furcht vor Kollontais Strenge die früheren Russenfreunde und die große Zahl der Edelleute anschlossen, die in der gefürchteten Aufhebung der Leibeigenschaft den Ruin ihres Wohlstandes erblickten. Auf der andern gärte es unter den Proletariern und Bürgern der Hauptstadt, daß der Rat nur von Edelleuten gebildet und in der großen Sache des Volkes die echten Vertreter des Volkes, wie Kapostas und Kilinski,

von der Regierung ausgeschlossen seien. Die russische Partei trug kein Bedenken, diese populäre Stimmung gegen Kosciusko auszubeuten, ganz ähnlich, wie zuweilen in Paris die Freunde des Hofes sich mit Danton und dessen Pöbelhaufen gegen die konstitutionelle Partei verbündet hatten. Die Bürger, durch so unerwartete Genossen gehetzt und gefördert, kamen bald in volle Bewegung und schickten eine Deputation an Kosciusko, um von diesem Abhülfe ihrer Beschwerde zu verlangen. Der General sah sich in peinlicher Lage; es war demütigend, nachzugeben, und gefährlich, zu weigern; er versuchte also einen Mittelweg, indem er eine Anzahl der populären Kandidaten zwar nicht zu Mitgliedern des Rates, aber doch zu Stellvertretern ernannte. Für den Augenblick beschwichtigte er damit den Unwillen des Volkes: der Stachel aber blieb in den Gemütern, und der Gegensatz der Parteien sollte nur zu bald in helle Flammen ausbrechen.

Unterdessen vollendete Preußen seine Anstalten zum Kampfe. In Ostpreußen zog General Brünneck mit 8000 Mann einen Kordon an der litauischen Grenze, während General Schönfeld an der Narew mit 11 000 Mann gegen die polnische Grenzwache unaufhörliche kleine Gefechte hatte. Weiter südlich, diesseits der Weichsel, befehligte zuerst General Bonin und dann der Kronprinz ein Corps von nahe 8000 Mann zwischen Zakrozyn und Rawa, um Posen gegen etwaige Streifzüge der Warschauer Besatzung zu decken. Am 3. Juni langte dann in Favrats Hauptquartier im Krakauischen der König selbst an, mit ansehnlichen Verstärkungen an Truppen, begleitet von Manstein und Lucchesini, sowie dem Prinzen von Nassau-Siegen, welchen Katharina als militärischen Bevollmächtigten zu dem Könige abgeordnet hatte, um über den Feldzugsplan Abrede zu nehmen und die politischen Absichten Preußens zu sondieren. Nassau galt in Petersburg von jeher für einen eifrigen Vertreter des preußischen Bündnisses, hatte im letzten Winter über seine Instruktionen hinaus in Wien das preußische Interesse gefördert und war also eine geeignete Mittels-

person zwischen dem Könige und dem russischen Hofe, welche einstweilen beide an sich hielten und den andern kommen lassen wollten. Nassau hatte denn bereits den preußischen Gesandten in Petersburg auf die Vernichtung Polens angeredet; er behauptete zu wissen, daß der König eine Teilung wünschte und versicherte, daß Subow und Markow ganz einverstanden damit seien und nur einen schmalen Landstreifen zwischen den beiden Reichen bestehen lassen wollten, um eine unmittelbare Nachbarschaft und die damit stets verbundenen kleinen Mißhelligkeiten zu vermeiden. Im Hauptquartiere wiederholte er diese vertraulichen Eröffnungen, betonte, daß er ganz ohne Auftrag sei und nur seine persönliche Meinung ausspreche, deutete an, wie erfreulich es Subow und wie schmeichelhaft ihm selbst es sein würde, wenn Preußen eben sie als die künftigen Herzöge jenes Grenzstreifens der Kaiserin empfehle, und hatte nicht den mindesten Zweifel, daß dann Subow seinen Einfluß auf das kräftigste für die Abrundung Preußens bis zur Weichsel verwenden würde. Dies alles klang dem Ohre des Königs vortrefflich, und der russische, vom Fürsten Repnin entworfene Feldzugsplan, den Nassau mitbrachte, stimmte ganz wohl damit überein. Es sollten danach die russischen Heere sich auf die Unterwerfung Litauens beschränken und die Eroberung Polens westlich der Weichsel den Preußen überlassen. Allerdings vernahm man aus sonstigen Quellen, daß Repnin persönlich aus seiner Abneigung gegen Preußen kein Hehl mache, wie denn überhaupt die russischen Offiziere sich mit entschiedener Vorliebe für Oesterreich aussprachen und dessen Mitwirkung in den polnischen Händeln begehrten. Auch die Briefe des Grafen Goltz aus Petersburg waren dazu angethan, das Vertrauen auf Nassaus hoffnungsreiche Erörterungen abzukühlen. Die Kaiserin und Subow waren zurückhaltend gegen ihn; Markow stand in engem Verkehre mit dem Oesterreicher Cobenzl, und Besborodko setzte allerorten auseinander, daß Rußland in diesem Jahre den Kaiser ebenso wie 1793 den König von Preußen bevorzugen und stets den Grundsatz befolgen müsse, die eine deutsche

Macht durch die andere im Schach zu halten und zu bevormunden.

In dieser Ungewißheit aller Verhältnisse hatte der König den richtigen Trieb, zunächst die Polen zu schlagen und nach Kosciuskos Vernichtung mit den Mächten weiter zu verhandeln. Er drängte um so mehr zur Eile, als er selbst nur einige Wochen in Polen zubringen und dann nach dem Zuge seines Herzens sich in den französischen Krieg werfen wollte, zum großen Schrecken seiner Minister, welche dem Marquis Luchesini keinen dringenderen Wunsch mitgaben als die Verhinderung dieser, wie sie sagten, unglückseligen Reise an den Rhein. Am 5. Juni kam die Meldung von Denissow, daß die Polen gegen ihn im Anmarsche seien und seine Vorposten zurückgedrängt hätten: der König ließ das Heer sofort antreten und zur Unterstützung der Russen auf Szekozyn marschieren. Gegen Abend erreichte man die russische Stellung dicht an der Pilica, zwei Stunden von dem Feinde entfernt, der ein langes, morastiges Defilee auffallenderweise nicht besetzt, sondern statt dessen eine Meile dahinter sich in der Ebene ausgedehnt hatte. Es waren Kosciusko und Grochowski mit etwa 17 000 Mann [1]), darunter vielleicht die Hälfte frisch ausgehobene, nur mit Sensen bewaffnete Bauernhaufen. Die Preußen waren allein so stark, die Russen zählten über 8000 Mann, die Aussichten waren also für die Verbündeten in jedem Sinne günstig. Nach den Anordnungen des Königs passierten am Morgen des 6. zuerst die Russen und dann die Preußen das Defilee, worauf jene den linken und diese den rechten Flügel der Schlachtordnung bildeten, das Fußvolk in zwei Treffen aufgestellt, die Reiterei auf den Flügeln oder bei der Reserve verteilt. Bei dem ersten Anschwärmen einiger Kosakenpulke löste sich die polnische Reiterei mit derselben Haltlosigkeit wie bei Raclawice auf und suchte ihr Heil in der

[1]) Treskows Ziffer 26 000 ist nach allem Vorausgegangenen offenbar zu hoch, Zajonczeks 15 000 kommen der Wahrheit näher; eine genaue Angabe ist bei dem starken Ab- und Zufließen des Landsturmes überhaupt nicht möglich.

Flucht: es hatte jedoch für die Schlacht keine unmittelbare Folge, da das russische Fußvolk in weiter Entfernung vom Feinde Halt machte und sich mit einer ziemlich wirkungslosen Kanonade begnügte. Die preußische Linie ging desto ungestümer vor, trieb die Polen aus einigen kleinen Dörfern heraus und schickte sich an, den linken feindlichen Flügel erdrückend zu umfassen. Darüber aber war bei dem Zurückbleiben der Russen ihre eigene Linke bloßgestellt, und Kosciusko benutzte das zu einem heftigen Angriffe, dessen Gelingen die Schlachtreihe der Verbündeten auseinander gerissen hätte. Es kam dort zu einem scharfen Gefechte, bei dem mehrere preußische Bataillone Boden verloren, bis die Polen durch ein Gerücht, Kosciusko sei gefallen, in Verwirrung gerieten und zurückwichen. In diesem Augenblicke eilte russische und preußische Reiterei zur Unterstützung ihres Zentrums heran; Kosciusko zog darauf seine Linientruppen hinter das Dorf Rawka zurück und ließ die Sensenmänner seines zweiten Treffens den Stoß der feindlichen Reiterei auf sich nehmen. Trotz ihrer elenden Bewaffnung standen diese Leute unter dem Rufe: es lebe Vater Thaddäus, wie die Mauern, erlitten gleichmäßig starken Verlust, wiesen aber den wiederholten Ansturz der Reiter ab. Allein unterdessen kam endlich auch das russische Fußvolk heran; zugleich vollendete die preußische Rechte die Umgehung der polnischen Linken, und schon sah Kosciusko preußische Dragoner in dem Rücken seiner Stellung. Unter diesen Umständen befahl er den Rückzug. Da brach trotz der bisherigen Todesverachtung der ungeschulte Mut seiner Bauern zusammen, und das ganze polnische Heer warf sich in aufgelöste Flucht. Die einzige Brigade Sangusko verteidigte noch eine Weile einen auf der Rückzugsstraße gelegenen Wald und bewahrte dadurch die Ihrigen vor einer vollständigen Vernichtung.

Aber auch so war in diesem Augenblicke die Lage der Polen die übelste. Kosciuskos Haufen waren in tiefer Zerrüttung und liefen auseinander, wo eine feindliche Abteilung ihnen zu Gesicht kam. Der größere Teil des Land-

sturms, widerwillig unter die Waffen getreten, warf die Sensen weg und zerstreute sich nach Hause. Kosciusko sah sich für den Augenblick völlig wehrlos und war außer stande, dem Sieger noch länger die Straße nach Krakau oder Warschau zu sperren. So hart es war, entschloß er sich unter diesen Umständen ohne Zaudern, Krakau aufzugeben und durch einen Rückzug gegen Norden um jeden Preis seine Verbindung mit der Hauptstadt zu erretten. Gegen Krakau hatte der König von Preußen sofort nach der Schlacht den General Elsner mit etwa 2000 Mann geschickt und zu dessen Unterstützung aus Schlesien den General Ruits mit 5 Bataillonen und 1300 Reitern herangezogen. Polnischerseits betrachtete man die Stadt als verloren; mehrere Offiziere in Kosciuskos Umgebung lehnten den Befehl über den hoffnungslosen Posten ab, und so ernannte endlich Kosciusko den jungen Winiawski zum Kommandanten, einen eifrigen und hingebenden, aber unerfahrenen Offizier, unter dem öffentlichen Auftrage, mit 800 Mann und 8 Geschützen die schwach verschanzte Stadt auf das äußerste zu verteidigen, und der geheimen Weisung, sie bei dem Anrücken der Preußen den benachbarten Oesterreichern zu übergeben. Als die Kolonne des Generals Elsner vor dem Platze erschien, eilte denn Winiawski zu dem kaiserlichen Obersten hinüber; dieser hatte aber damals noch keinen Bescheid aus dem belgischen Hauptquartier erhalten und wagte nicht, auf eigene Verantwortung zu handeln. So kapitulierte Krakau am 15. Juni. Die Polen wichen über die Grenze nach Galizien; den einrückenden Preußen trat zwar ein österreichischer Offizier mit Vorstellungen und Verwahrungen entgegen, General Elsner aber, auf einen solchen Fall vorbereitet, behandelte ihn als verkleideten Polen und wies ihn nachdrücklich über die Grenze. Die alte Sarmatenstadt war in preußischen Händen.

Dies war wichtig genug, als ein Zug in dem beginnenden diplomatischen Schachspiel zwischen den drei Mächten; es war jedoch fast gleichgültig für den polnischen Krieg, dessen Entscheidung wesentlich an der Person Kosciuskos und dem Besitze Warschaus hing. Man kann es nun mit voller

Sicherheit annehmen, daß eine kräftige Verfolgung unmittelbar nach der Schlacht von Rawka die Vernichtung des polnischen Heeres vollendet und den König von Preußen binnen wenigen Wochen als Sieger in das zerrissene und verwirrte Warschau geführt hätte. Eben mit der Energie, welche hier das Bedeutendste hätte erreichen können, war der König einige Tage vorher in die Operationen eingetreten, und man ist überrascht, jetzt nach dem erfolgreichen Schlachttage ein plötzliches und vollständiges Erschlaffen wahrzunehmen. Das Heer machte zuerst drei Rasttage bei Rawka und zog dann in ruhigem Marsche nach dem nahen Michalow, um hier bis zum 23. Juni, also über vierzehn Tage, in tiefer Unthätigkeit zu verharren, so daß Kosciusko Zeit gewann, seine Truppen zu sammeln, zu ermutigen und ziemlich wieder auf die frühere Stärke zu bringen. Ueber die Gründe dieser auffallenden Stockung liegt keine Aeußerung vor: wir wissen nur, daß das Hauptquartier, während es in militärischer Beziehung feierte, desto eifriger mit politischen Sorgen erfüllt war. Man empfing nämlich in dieser Zeit die Nachricht von dem Beschlusse des Kaisers Franz, sein belgisches Heer zu verlassen; die preußischen Agenten in Belgien und dem Rheinlande meldeten als sichere Thatsache, daß die Räumung der Niederlande verfügt und der Separatfriede zwischen Oesterreich und Frankreich vor der Thüre sei. Auch wenn man den letzten Umstand dahingestellt sein ließ, war es leicht, von dem übrigen die Anwendung zu machen: in kürzester Frist mußte man ein kräftiges Auftreten des Kaisers in Polen und Petersburg erwarten. Was aber Rußland betraf, so mehrten sich die Zeichen ungünstiger Gesinnung. Man erfuhr, daß Igelström in den letzten Wochen Kurier auf Kurier an die Kaiserin geschickt hatte, die Preußen würden nicht in Polen einrücken, sondern sich mit Kosciusko vertragen. Eben jetzt traf General Fersen bei dem Heere ein, und auch dieser zeigte nicht die geringste Neigung zu einem näheren Einverständnis mit den preußischen Waffengenossen. Dazu kam, daß im Osten der Weichsel General Derfelden am 8. Juni

ein polnisches Corps unter Zajonczek bei Chelm besiegt, infolgedessen ganz Lublin besetzt und seinen Gegner über die Weichsel zurückgeworfen hatte. Er stand selbst am Ufer dieses Stromes, Warschau näher als der König, und dieser sprach demnach den Wunsch aus, daß Derfelden zu dem Angriffe auf die Hauptstadt mitwirken möchte. So wohlbegründet dieser Vorschlag in den Verhältnissen war, so kam doch umgehend die Antwort, daß nach dem verabredeten Feldzugsplane Derfelden bestimmten Befehl vom Fürsten Repnin habe, ohne Aufenthalt nach Litauen zu ziehen. Es war nichts dagegen zu sagen; es hob aber natürlich die Stimmung im Hauptquartiere nicht, und hier und da wurde die Meinung laut, Preußen dürfe in diesem Kriege keine weiteren Anstrengungen machen, ehe ihm Rußland den Preis derselben zugesichert habe [1]).

Dies mochte zusammenwirken, den bisherigen Eifer abzukühlen. Endlich, am 23. Juni, erhob man sich zu dem Zuge auf Warschau; auch jetzt aber ging der Marsch, wie sehr Lucchesini treiben mochte, äußerst langsam vorwärts, obgleich Kosciusko an keinem Punkte standhielt, sondern bei den ersten Schüssen des verbündeten Vortrabs das Feld räumte und Schritt auf Schritt gegen Warschau zurückwich. Dort hatte sich der Zustand mit jedem Tage verschlimmert, und vor allem war durch die Kunde der Schlacht bei Rawka die Gärung der Parteien auf den höchsten Grad gestiegen. Die demokratische Faktion redete laut von Verrat und forderte ungestüm eine blutige Rache an den verhafteten Russenfreunden. Die Anhänger des Königs und des hohen Adels schürten das Feuer, um dem hohen Rate Verlegenheit zu bereiten. Dieser hatte die Bildung von geschlossenen Klubs verboten, Volksversammlungen aber erlaubt; da gab es denn tagtäglich brausende Straßenscenen, wo junge hitzige Redner über die Langsamkeit der Justiz klagten und das Volk zu revolutionären Schreckensmaßregeln aufriefen. Die Bürger

[1]) Aus Lucchesinis Depeschen an das Ministerium. Treskow 102 ist danach zu berichtigen.

schlichen immer unruhiger und gedrückter umher und meinten, nichts wäre besser, als wenn die Preußen bald einrückten und sie zugleich vor der Gewalt des Pöbels und der Rache der Russen schützten. Dagegen erklärten die demokratischen Führer öffentlich unter brüllendem Jubel ihrer Anhänger, sobald die Feinde erschienen, würde das Volk alle Gefangenen ermorden, und einige fragten zurück, ob man nicht sogleich mit den fremden Einwohnern der Stadt den Anfang machen sollte. Als das preußische Heer seine neue Bewegung begann, kam es in Warschau zu dem längst gefürchteten Ausbruche. Am 29. Juni sammelte sich ein großer Volkshaufen vor dem Gefängnisse der russisch gesinnten Edelleute und begehrte mit wildem Geschrei ihre sofortige Verurteilung. Der Gerichtshof erklärte, das sei unmöglich, weil das Verfahren noch nicht zu Ende geführt sei: darauf begannen die Empörer das Gebäude zu stürmen, machten einen Gefängniswärter nieder, der sich ihnen widersetzte, und schleppten sieben der Verhafteten, darunter den Bischof Messalski, den Fürsten Czetwertinski und zwei Kammerherren des Königs, zur Hinrichtung hinaus. Vergebens warfen sich Potocki und Kollontai in das Getümmel und suchten durch ihre Beredsamkeit die Unglücklichen zu retten; man schob sie auf die Seite und knüpfte die sieben unter rohen Mißhandlungen auf. Dann strömte der Haufen wieder in den Kerker, um neue Opfer zu holen; schon waren dem Grafen Moszinski die Kleider vom Leibe gerissen, als der Präsident Zakrzewski und General Orlowski sich durch die Menge Bahn zu ihm brachen und ihn mit eigener Lebensgefahr den Händen der Wütenden entrissen. Jedoch war es unmöglich, den Haufen zur Ruhe zu bringen, bis der Gerichtshof das förmliche Versprechen abgab, gleich morgen über die übrigen Verräter das Urteil zu fällen.

Kosciusko war über die Nachricht von diesen Abscheulichkeiten tief entrüstet und antwortete sogleich mit einem Befehle, die Urheber derselben auf das strengste zu bestrafen. Sein Name war so hoch gefeiert, die Notwendigkeit seiner Herrschaft so allgemein empfunden, daß sein Wort hinreichte,

die Volksmassen plötzlich aus Zorn und Erregung in Kummer und Niedergeschlagenheit zu versenken. Dafür trat jetzt die königliche Partei mit emsiger Rührigkeit hervor, erklärte sich überall mit Kosciusko einverstanden und suchte in die gegen die Mörder gerichtete Untersuchung keine geringeren Männer als Potocki und Kollontai zu verwickeln. Der Sekretär des einen, der Schreiber des andern hatten an der Spitze der Empörer gestanden, waren aber trotz aller Bemühung der Gegner nicht zu bewegen, sich durch eine Anklage gegen ihre Herren zu retten. Unter so trüben Verhältnissen, den Feind auf der Ferse, die Landesgenossen in wildem Hader, die nächsten Freunde verfolgt und verdächtigt, langte Kosciusko am 9. Juli abends, nachdem sein Heer den Tag hindurch eine lebhafte Kanonade mit den Preußen gewechselt und Zajonczeks Corps ein blutiges Gefecht gegen die Russen bestanden hatte, in Warschau an. Sein lang ersehntes Erscheinen bewirkte dort einen neuen Aufschwung des kriegerischen Eifers; in die Bürgerwehr kam ein so frisches Leben, daß an 15 000 Mann unter die Waffen traten, um an der Verteidigung Anteil zu nehmen. Da Kosciusko durch Heranziehen aller bewaffneten Heeresteile etwa 17 000 Mann Linientruppen und 15 000 Bauern in der Hauptstadt versammelt, da das Zeughaus zur Bewaffnung der Wälle und Schanzen 450 Geschütze geliefert hatte, so waren die materiellen Streitmittel der Polen den Angreifern, 38 000 Mann mit kaum 100 Kanonen, bei weitem überlegen. Freilich waren die Schanzarbeiten noch weit im Rückstande und wurden zum Teil erst im Angesichte des Feindes vollendet; freilich wollten auch dann die Sachverständigen ihnen so wenig Zutrauen schenken wie der soldatischen Ausbildung der Bürgerwehren und Krakusen: allein gerade in der Verteidigung solcher elenden Erdarbeiten hat sich ja unzählige Male die Kraft des individuellen Mutes und der nationalen Opferwilligkeit gegen alles Uebergewicht der militärischen Kunst bewährt, und es kam darauf an, inwieweit hier diese Macht der Gesinnung bei den Polen vorhalten würde. Schlimmer also für ihre Sache als der

Mangel schulgerechten Exerzierens war die politische Zwietracht, welche auch nach Kosciuskos Ankunft in der Stadt und hinter den Schanzen die Reihen der Kämpfer zerrüttete. Seit den Gefängnismorden und deren Verfolgung erschien Kosciusko thatsächlich als Verbündeter der königlichen Partei, und ein größeres Unheil hätten jene Mordbanden über Polen nicht hereinführen können. Denn die sogenannten Royalisten waren durchgängig, wenn nicht Russenfreunde, so doch Gegner der, wie sie sagten, hoffnungslosen Insurrektion, und jeder Einfluß, jede Stellung, jedes Amt, welches sie gewannen, versank für den Krieg auf der Stelle in Schlaffheit und Unthätigkeit. Die demokratische Partei war dabei verblendet genug, sich immer erbitterter mit dem Feldherrn zu überwerfen und diesen täglich mehr zu den Königsfreunden hinüberzudrängen. Bei der Oeffentlichkeit der Gefängnismorde waren die Hauptthäter rasch ermittelt und überwiesen; als nun fünf derselben hingerichtet wurden, schrieen die Demokraten, daß das Gericht sich bei den Volksverrätern saumselig hinter die Rechtsformen verschanze, gegen die Patrioten aber mit blutdürstiger Eile wüte. Die Bewegung wurde so stark, daß Kosciusko nachgab und den demokratisch gesinnten General Zajonczek zum Vorsitzer des Revolutionsgerichtes ernannte. Dieser griff dann allerdings die Prozesse gegen die Russenfreunde mit lebhaftem Eifer an und brachte bald ein Todesurteil gegen den Bischof von Chelm zu stande, auf die Anklage hin, daß er auf dem letzten Reichstage für die Genehmigung des Teilungsvertrages gestimmt habe. Ein solcher Akt politischer Rache rief natürlich die stärkste Aufregung unter der bedrohten Partei hervor, und König Stanislaus sagte sehr richtig, mit diesem Verfahren könne auch er sogleich zum Galgen gebracht werden. Kosciusko, durchdrungen von dem Abscheu gegen unrechtmäßiges Blutvergießen, begnadigte den Bischof zu lebenslänglichem Kerker: wie hart aber auch diese Strafe für eine politische Abstimmung war, so legte Zajonczek auf der Stelle sein Richteramt nieder und machte damit den Bruch zwischen seiner Partei und dem Oberfeldherrn offenkundig. Die

nächste Folge davon war eine heftige Spaltung auch unter den Offizieren des Heeres. Dieselben Männer, welche gemeinsam während der Nachtstunden das Vordringen der preußischen Laufgräben bekämpften, stritten bei Tage untereinander mit wachsendem Hasse als die Verderber des Vaterlandes. Die einen klagten die ganze Insurrektion als ein thörichtes und deshalb verbrecherisches Beginnen an, die andern schmähten, daß jede Meinung dieser Art nicht in dem Blute ihrer Urheber erstickt werde. Kosciusko stand einsam zwischen beiden, jenen als der Urheber des Krieges, diesen als der Vertreter der Milde zuwider, für den Augenblick aber von den letzteren am lautesten angefeindet und wider Willen auf den Beistand der Royalisten gewiesen. So kam es, daß er notgedrungen die wichtigsten Aemter jetzt mit den Männern der gemäßigten Partei, mit den Anhängern des Königs und heimlichen Russenfreunden besetzte. In Litauen hatte bisher Jasinski den kleinen Krieg eines kecken Parteigängers geführt, Streifzüge nach Kurland, Szamaiten und Großrußland unternommen, heute gesiegt, morgen Verlust erlitten, einen Angriff der Russen auf Wilna mit tollkühner Festigkeit abgewehrt. Nun aber näherten sich verstärkte Massen der Feinde, von Norden die Generale Knorring und Sicianow, von Osten das Corps des Generals Numsen, von Süden die Abteilung Derfeldens; es hieß in Warschau, daß Jasinski einer solchen Aufgabe nicht gewachsen und ein erprobter Kriegsmann in Litauen erforderlich sei. Wie die Dinge lagen, erwählte Kosciusko dazu einen Führer der gemäßigten Partei, den General Wielhorski. Kaum aber war dieser in Wilna angelangt, so erklärte er den Ort und das Land für unrettbar verloren, nahm die einzelnen Truppenteile zusammen und wollte sich nach Grodno, also an die westlichste Grenze Litauens, zurückziehen. Die eifrigen Patrioten wüteten, Kosciusko mußte die Ernennung widerrufen, sandte aber auch dieses Mal einen Offizier derselben Partei, den General Mokranowski, und übertrug dessen bisheriges Amt in Warschau dem Neffen des Königs, dem Fürsten Joseph Poniatowski, der sich bald nachher von den

Preußen ebenso gründlich zurückwerfen ließ wie Wielhorski von den Russen. Kurz, auf allen Seiten verurteilte der innere Zwist die polnische Sache zu Ohnmacht und Verfall.

Während das Innere der Stadt diesen Anblick streitender Verwirrung darbot, entwickelte sich ein ganz ähnliches Schauspiel draußen im Lager der Angreifer. Das verbündete Heer war am 13. Juli vor Warschau angelangt. Die Russen hatten den rechten oder südlichen Flügel seiner Aufstellung übernommen; die Preußen waren in weitem Bogen um die Stadt herum marschiert, um sie von der nördlichen Seite her zu bedrängen. Dort waren in jener Zeit die polnischen Verschanzungen äußerst mangelhaft, da man hier am wenigsten auf einen Angriff gerechnet hatte, und sowohl der König als General Favrat waren der Meinung, daß ihnen ein sofortiger Sturm die Stadt überliefern würde. Aber der russische Bevollmächtigte, der Prinz von Nassau, der gerade hinzukam, als der König den Angriff befehlen wollte, wußte in einem geheimen Gespräche den Monarchen umzustimmen, und die Truppen bezogen ein Lager, in welchem sie wieder vierzehn Tage in voller Unthätigkeit zubrachten. Die Waffen ruhten in dieser Zeit gänzlich, und zugleich verschlimmerte sich das Verhältnis zwischen dem Könige und dem russischen General Fersen, welches niemals glänzend gewesen, zu entschiedenem Hader. Er entsprang naturgemäß aus dem allgemeinen Verhältnis zwischen den beiden Mächten. So viel hatte man von den Kräften der Insurrektion, von der Friedensliebe des großen Adels, von der Trägheit der Bauern in Krakau und Sendomir, in Szamaiten und Kurland gesehen, daß kein Mensch im verbündeten Hauptquartier noch an eine ernstliche Kriegsgefahr glaubte. Man fühlte sich stark genug, die Insurrektion in jedem beliebigen Augenblicke zu erdrücken, und die Frage, wann dieser Augenblick eintreten sollte, wurde damit auf der Stelle abhängig, nicht mehr von dem militärischen Bedürfnis, sondern von der politischen Konvenienz. Russischerseits hatte man nun nicht im geringsten mehr den Wunsch, den König von Preußen von einem Triumphe zum andern eilen zu sehen.

Noch war man in Petersburg ohne unmittelbare Nachricht aus Belgien; man wußte aber sicher genug im voraus, welche Forderungen von dort kommen und welches Zerwürfnis mit Preußen die Folge derselben sein würde. Lieber als diesem also den Vorteil einer raschen Ueberwältigung Warschaus gönnte man den Polen noch eine kurze Fortdauer ihres Regiments, bis russische Streitkräfte zur Entscheidung zuerst des Krieges und dann der diplomatischen Frage, der Landesteilung, vorhanden wären. Diese waren aber damals auf allen Seiten im Marsche. Wir sahen vorher, wie viele Heeresteile Litauen umringten; ebenso bedeutende Massen wälzten sich aber auch gegen Polen selbst heran. Am 26. Juni gab in Konstantinopel der Reis Effendi dem russischen Gesandten die schließliche Erklärung, daß die Pforte keinen anderen Wunsch als Frieden mit Rußland habe und auf jenes Begehren hinsichtlich des Zolltarifes nach den russischen Erörterungen darüber verzichte. Hierdurch wurden alle Streitkräfte verfügbar, welche bis dahin die Südgrenze des Reiches gegen die Osmanen gedeckt hatten, und der beste aller russischen Feldherren, General Suworow, erhielt den Auftrag, aus denselben ein Heer für den polnischen Krieg in Podolien zusammenzuziehen. Es war ein offenbares Interesse Rußlands, daß vor dessen Erscheinen den Preußen weiter kein wesentlicher Schlag und am wenigsten ein so durchgreifender wie die Einnahme von Warschau gelänge.

Diese Sachlage machte sich dem preußischen Hauptquartier sehr bald fühlbar. General Ferſen wurde mit jedem Tage, wie der König sich ausdrückte, weniger traitabel. Zugleich kam Nachricht aus Wien über die Beschlüsse des Kaisers Franz. Man erfuhr, daß Oesterreich die vier südlichen Palatinate zu begehren und weder Krakau noch Sendomir in preußischen Händen zu lassen gedenke. Bereits war der kaiserliche General Harnoncourt mit 5000 Mann in Lublin eingerückt und schob einige Posten auch in die von Preußen besetzte Provinz Sendomir hinüber. So bitter man dies im preußischen Hauptquartier empfand, so gleichmütig äußerte Ferſen, daß Oesterreichs Wünsche durchaus

gerechtfertigt wären. Hierauf trat in der Umgebung des Königs eine gründliche Spaltung über die fernere Kriegführung ein. Lucchesini blieb mit verstärktem Eifer bei der Ansicht, je feindseliger sich die Verbündeten zeigten, desto kräftiger müsse Preußen gegen die Feinde verfahren, Warschau so rasch wie möglich angreifen und überwältigen, sich dann nicht einmal auf diese Stellung einschränken, sondern die Weichsel überschreiten und weithin seine Truppen über Litauen ausdehnen, so daß es endlich ein Akt gemäßigten Verzichtes sei, wenn man sich mit der Weichsellinie, mit Warschau und Krakau begnüge. Ein solches System entschlossenen und stolzen Mutes wäre bei der verwickelten und verhetzten Lage ohne Zweifel auch das vorsichtigste und klügste gewesen: leider aber gab es im Hauptquartiere andere Geister, denen ein für allemal die Klugheit auf krummen Wegen zu liegen schien. Lucchesinis Schwager, der General Bischoffwerder, der Urheber des österreichischen Bündnisses, welcher einst im Jahre 1790 die kühne Angriffspolitik Preußens geknickt hatte, griff hier zum zweiten Male verhängnisvoll in die Entschließungen des Königs ein. Die Abneigung der Russen, meinte er, sei freilich unverkennbar; sie hielten sich von jeder Anstrengung und jedem Erfolge zurück; sie wünschten, daß Preußen sich an nutzlosen Kämpfen gegen die polnischen Wälle verblute. Diesen Gefallen müsse der König ihnen nicht erweisen und seine wackeren Soldaten nicht gegen die abscheulichen Insurgenten auf das Spiel setzen. Wenn man Warschau erstürme, so ruiniere man eine in Zukunft preußische Stadt und setze sich der Notwendigkeit aus, zur Stillung des russischen Rachedurstes ein entsetzliches Strafgericht verhängen zu müssen. Dagegen sei es außer Zweifel, daß Warschau kapitulieren werde, sobald man große und imposante Anstalten zu einer förmlichen Belagerung treffe. Während das hierzu erforderliche schwere Geschütz von Graudenz und Breslau herankomme, könne man die Russen veranlassen, einzelne Angriffe zu machen, in denen sie ihre Streitkräfte schwächten, die preußischen Truppen aber für die letzte Entscheidung geschont

blieben. Es gelang dem General, vornehmlich durch die Schilderung der blutigen Greuel einer stürmenden Eroberung, das bestimmbare Herz des Königs zu gewinnen. Es wurde beschlossen, nach Bischoffwerders Ansichten die Belagerung in die Länge zu ziehen und zunächst die Russen ihr Heil gegen die polnischen Schanzen versuchen zu lassen.

Allein General Fersen war über die allgemeine Sachlage viel zu gut unterrichtet, als daß ein solcher Plan mit ihm ausführbar gewesen wäre. Als die Preußen am 26. Juli ihr Lager der Stadt etwas näher, in das Dorf Wola verlegten, um von dort ihre Laufgräben gegen Warschau zu eröffnen und der König dann die Russen zu einem Sturmangriff auf ihrer Seite aufforderte, gab Fersen die deutliche Antwort, daß er mit seinen schwachen Bataillonen allein ein solches Wagnis nicht unternehmen könne, zu jedem gemeinsamen Kampfe aber mit den königlichen Truppen bereit sei. Die Preußen fingen darauf ihre Erdarbeiten an und brachten allmählich einige Batterien zu stande; ihre Ingenieure hatten jedoch den Platz so ungeschickt gewählt, daß kaum eine der Kugeln die Stadt erreichte und die Polen bald nachher Raum fanden, sich ihrerseits mit neuen Schanzen in der linken Flanke der preußischen Laufgräben einzunisten und diese mit einem äußerst lästigen Feuer zu bestreichen. Als die Preußen sich darauf nicht rührten, kam den 3. August eine Erklärung des Generals Fersen, daß er Befehl habe, über die Weichsel zu gehen und nach Litauen zu Repnin abzuziehen, wenn die Unthätigkeit vor Warschau fortdauere und man ihn nicht in das Geheimnis des preußischen Kriegsrates hineinziehe: er müsse, da Rußland bei diesem Kriege nicht bloß Hülfs-, sondern Hauptmacht sei, gemeinschaftliche Beratung bei jeder Maßregel fordern. Der König nahm dieses Begehren sehr ungnädig auf, war aber doch der Meinung, daß Fersens Abzug in Petersburg einen ungünstigen Eindruck machen werde, und ließ sich nach einigen Stunden herbei, eine Denkschrift über einen gemeinsamen Angriff mit stürmender Hand zu Fersen hinüberzuschicken. Aber umgehend sandte dieser die Antwort zurück,

man habe ihn völlig mißverstanden, er protestiere nur gegen seine bisherige Abhängigkeit von dem preußischen Oberbefehl, habe jedoch nie daran gedacht, einen übereilten Sturmangriff einer regelmäßigen Belagerung vorzuziehen. Hierauf gewann, wie scharf auch Lucchesini das offenbare Uebelwollen der Russen und die Notwendigkeit eigener rascher Entschlüsse betonte, die Partei des Abwartens wieder das Uebergewicht bei dem Könige. Katharina, hieß es, lasse nichts von sich hören; während Preußen hier sein bestes Blut zusetze, würden zuletzt die beiden Kaiserhöfe die Beute sich selbst zueignen, ohne einen Schuß dafür gewagt zu haben; man dürfe keinen Schritt weiter thun, ehe man des entsprechenden Gewinnes sicher sei, sondern müsse statt dessen die Russen und Oesterreicher zu thätigem Beistande anspornen. Hiernach gingen Botschaften um Unterstützung an Repnin und Harnoncourt, und in Erwartung ihrer Antwort stockte die kriegerische Thätigkeit aufs neue.

Sorgen anderer Art kamen hinzu, alle dazu gemacht, um eine kräftige Natur zu doppelter Anstrengung voranzuspornen, aber bei einer schwachen und in sich geknickten die Last der Unschlüssigkeit zu vermehren. Im Rücken der Armee bildeten sich Zusammenrottungen und Tumulte auf südpreußischem Boden, in der durch die letzte Teilung erworbenen Provinz. Hier und da tauchten Banden von achtzig bis hundert Köpfen auf, plünderten Kassen, zersprengten kleine Truppenteile und verschwanden vor stärkeren Truppenteilen in die Wälder. Am 22. August gelang es ihnen sogar, einen großen Pulvertransport, der von Graudenz zur Belagerung von Warschau die Weichsel hinauf ging, bei Wroclawec zu überraschen und in das Wasser zu werfen. Nichts hätte sie sicherer gebändigt als die Einnahme von Warschau: bei Bischoffwerder aber und seinesgleichen dienten sie nur zu weiterem Erweise, daß man seine Kräfte zusammenhalten und für künftige Gefahren aufbewahren müsse. Dann kam aus Petersburg die Nachricht, daß Mitte Juli eine offizielle Erklärung Oesterreichs über Polen eingelaufen sei. Es bezeichnete die Stimmung Ka-

tharinas, daß, während alles bisherige Mahnen Preußens mit unverbrüchlichem Schweigen beantwortet worden war, jetzt der diplomatische Stillstand sofort ein Ende erreichte. Am 19. August stellte der russische Gesandte in Berlin, Alopeus, den Antrag, es möge über das Schicksal Polens die abschließende Unterhandlung in Petersburg, unter Zuziehung Oesterreichs, eröffnet werden. Der König hatte seinerseits schon beschlossen, den Grafen Tauentzien, welcher das Jahr zuvor in Koburgs Hauptquartier seine Geschicklichkeit bewährt hatte, nach Rußland zu senden und ihn vor allen Dingen zur Wahrung der preußischen Interessen gegenüber den österreichischen Forderungen anzuweisen. Je näher hier die entscheidende Krisis rückte, je deutlicher es wurde, daß sie vor allem durch die Schritte Oesterreichs bestimmt werden würde, desto lebhafter wurde das Interesse aller Beteiligten wieder auf den französischen Krieg gerichtet. Es war, wie wir uns erinnern, die Zeit, in welcher sich die Räumung Belgiens durch die Oesterreicher vollzog: in Preußen schwankte man zwischen der Besorgnis, daß der Kaiser durch einen Separatfrieden mit Frankreich alle seine Kraft für Polen verwendbar machen, und der Furcht, daß er durch verstärkte Anstrengung gegen die Franzosen sich das volle Wohlwollen Englands und Rußlands erwerben und dadurch den preußischen Einfluß auf Null herunterdrücken möchte. Es war in dieser Lage doppelt unangenehm, daß sich gerade jetzt das eigene Verhältnis zu den Seemächten äußerst peinlich verwickelte und jene Undeutlichkeit des Haager Vertrags vom 19. April in der schärfsten Weise zu Tage kam. Wir müssen hier einen Blick auf die Stellung und die Thätigkeit des preußischen Rheinheeres zurückwerfen.

Es hatte dort nach dem Ende des Winters etwas länger als in Belgien bis zum Beginne der Operationen gedauert. Feldmarschall Möllendorff sollte, wie wir gesehen, eben an den Niederrhein und nach Westfalen abziehen, als der Haager Vertrag das Heer noch einmal bei der Koalition festhielt. Seine Ausrüstung war jedoch bei der Geldnot des Staates sehr unvollständig geworden, Magazine und

Bespannung in üblem Stande, die nötigen Ersatzmannschaften ausgeblieben und sein kämpfender Bestand dadurch auf etwa 44 000 Mann gesunken, so daß erst im Laufe des Sommers der Nachschub den im Haag verheißenen Bestand wiederherstellte. Noch übler sah es bei der Reichsarmee unter dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen aus. Sie zählte auf dem Papiere 79 000 Mann, in Wirklichkeit aber waren 36 000 Oesterreicher ihr einziger streitfähiger Bestand, die elenden Kontingente der Reichsstände ganz und gar unzuverlässig und das Ganze in einer lockeren Kordonaufstellung von Basel bis Worms brockenweise verzettelt. So kamen die beiden Führer erst Mitte Mai zu einer Abrede über eine Angriffsbewegung gegen die Franzosen, welche infolge der Entsendung Jourdans nach Belgien allerdings noch schwächer waren als die Verbündeten, das Rheinheer unter Michaud etwa 36 000, das Moselheer unter Moreau kaum 30 000 Mann. Es wurde beschlossen, daß das preußische Heer von Kreuznach und Mainz südwärts gegen Kaiserslautern und Neustadt vorgehen und gleichzeitig Albrecht mit 12—14 000 Mann bei Mannheim den Rhein überschreiten und in der Ebene den rechten Flügel der Franzosen angreifen sollte. Die Bewegung wurde dann mit Nachdruck und Erfolg ausgeführt, die Franzosen überall geworfen und ihr Hauptcorps bei Kaiserslautern am 23. Mai von Möllendorff gründlich geschlagen. Man dehnte sich am Rheine bis Speier aus und besetzte das Gebirge bis an die Queich: ehe man aber zu weiteren Entschließungen kam, lief im preußischen Hauptquartier ein Schreiben des Ministers Haugwitz ein, mit der Nachricht, daß auf Grund des Haager Vertrags die englische Regierung den Abmarsch der Preußen nach Belgien begehre. Die nächste Wirkung dieser Kunde war eine vollständige Unterbrechung aller bisherigen Entwürfe und Operationen.

Wie wir bemerkten, hatte Malmesbury bereits im Haag im Laufe seiner Verhandlungen die Verwendung der preußischen Truppen in den Niederlanden gefordert, Haugwitz sich persönlich einverstanden erklärt, ein offizielles Versprechen

aber darüber abgelehnt und alles Militärische einer weiteren Vereinbarung zwischen den Generalen vorbehalten. Zum Behuf der ersten Ausrüstung des Heeres sollte England gleich nach der Ratifikation des Vertrages 300 000 Pfund bezahlen und vier Wochen nach dem Empfang dieser Summe, also etwa um den 24. Mai, das Heer feldtüchtig sein. Nun erlitt die Ausführung des Vertrags gleich zu Anfang einen sehr folgereichen Aufschub durch den Umstand, daß die englische Regierung dieses Rüstungsgeld erst den 25. Mai aus London abschickte, daß es darauf nicht früher als um die Mitte des Juni in Hamburg und erst um den Anfang des Juli in Berlin eintraf und mithin die feldmäßige Rüstung des Heeres nicht vor dem Anfang des August von Preußen gefordert werden konnte. Lord Malmesbury, ebenfalls mehrere Wochen unnötig in England aufgehalten, kam seinerseits am 1. Juni nach Maastricht, um dort eine letzte Zusammenkunft mit Haugwitz zu haben. Er erlebte gleich hier, daß Haugwitz den Wunsch andeutete, Möllendorff möge mit dem Heere am Rheine bleiben; als der Lord dann sehr bestimmt die Absicht Englands aussprach, die Truppen in Belgien zu verwenden, gab Haugwitz freilich wieder die besten Versicherungen über seine persönliche Bereitwilligkeit [1]), erinnerte aber zugleich, daß bei dem Ausbleiben des Geldes vor vier Wochen überhaupt an keine Operation zu denken sei. Indessen kam Lord Cornwallis, ohne Zweifel der beste der damaligen englischen Generale, nach Maastricht; zugleich traf von seiten Hollands Baron Kinckel ein, um sich an der preußischen Unterhandlung zu beteiligen. Zu Malmesburys lebhaftem Verdrusse brachte dieser aber eine Denkschrift des Prinzen von Oranien mit, in welcher Möllendorffs

[1]) Dies war Haugwitz' einziges Verschulden, daß er, offenbar aus Bequemlichkeit, dem Marschall Möllendorff die Erledigung der Frage über den Kriegsschauplatz überließ und seinerseits einem Streite mit Malmesbury auswich: doppeltes Spiel kann man dies aber nicht nennen, da er vom Anfang an den Lord nicht in Ungewißheit gelassen hatte, daß eben ein concert militaire darüber entscheiden sollte.

Verbleiben am Rheine auch im Interesse der Niederlande als die einzig richtige Maßregel geschildert wurde, und die ganze herrische Heftigkeit Malmesburys war erforderlich, um die Holländer zur Nachgiebigkeit gegen die englische Ansicht zurückzubringen. Die Hindernisse waren damit noch nicht zu Ende. Wie Oranien stimmten damals, wie wir wissen, auch Koburg und Thugut: und Malmesbury, um so empfindlicher darüber, als er einst diese Ansicht selbst unterstützt hatte, entschloß sich, mit Kinckel und Cornwallis persönlich in das preußische Hauptquartier zu eilen, um dort mit unmittelbarem Nachdrucke Möllendorff nach Belgien in Marsch zu setzen. Er kam in Kirchheimbolanden den 20. Juni an, erfuhr aber auch hier vor allem die Unmöglichkeit eines solchen Zuges, ehe das englische Geld angelangt sei. Denn das Heer, obwohl in Hinsicht der Mannschaft jetzt in trefflichem Stande, hatte keine Magazine, keine Munitionsvorräte, kein Brückengerät, keine Trainpferde. Sodann aber erklärte Möllendorff mit höchster Entschiedenheit, daß seine Truppen dort am Mittelrhein schlechthin unentbehrlich seien. Es schien ihm trotz der eben errungenen Vorteile einleuchtend, daß nach seinem Abzuge das Reichsheer nicht eine Woche den Andrang der Franzosen würde aufhalten können: dies einmal geschlagen und über den Rhein geworfen, würde den Franzosen nichts im Wege stehen, das Unheil von 1792 in größerem Stile zu erneuern, Mainz, Koblenz, Trier einzunehmen und damit die verbündeten Heere in Belgien von Deutschland abzuschneiden [1]). Dagegen erbot er sich,

[1]) Vivenot, der überall sich an Malmesburys Urteile anschließt (der Lord ist auf Preußen ebenso böse wie der österreichische Autor), nimmt auf diese, die Sache schlechthin entscheidende Erwägung gar keine Rücksicht; er vergißt an dieser Stelle völlig, daß er anderwärts in seinem Buche, wo er Oesterreich auf Kosten der übrigen Reichsstände lobt, spezieller als irgend ein früherer Schriftsteller die tiefe Nichtigkeit des Reichsheeres geschildert hat, bei dem von 79 000 Mann höchstens 36 000 kampffähig gewesen (Herzog Albrecht I, 97). Wie hätten diese ohne die Preußen die Rheinlinie decken sollen! S. 92 meldet er freilich, daß Sachsen-Teschen sich mit dem Abzug der Preußen einverstanden erklärt habe,

sobald er durch das englische Geld mobil gemacht sei, durch die Vogesen hindurch einen Angriff auf die Saar und obere Mosel zu machen und dadurch umgekehrt den französischen Heeren in Belgien in den Rücken zu fallen — mithin jenen Plan auszuführen, welchen im Sommer 1793 Koburg und Braunschweig verabredet, damals aber die Einreden Thuguts und Wurmsers verhindert hatten. Koburg und Oranien, sahen wir, wären damit zufrieden gewesen, und von den Engländern erkannte Cornwallis das Gewicht der militärischen Erwägungen dafür an: allein mit gebieterischem Ungestüm rief Malmesbury, daß nach dem Haager Vertrag die Seemächte allein über das preußische Heer zu verfügen hätten, daß sie es nach Belgien senden wollten, daß er also hierüber keine Erörterung weiter zulassen werde. Darüber kam es zu den bittersten Verhandlungen. Möllendorff berief sich auf Haugwitz, der ihm wiederholt gemeldet, daß die Wahl des Kriegsschauplatzes Sache der Generale sei; Malmesbury erklärte das für unglaublich, da Haugwitz von jeher die Absicht Englands gekannt und gebilligt habe. In großem Aerger forderte er den Grafen brieflich auf, den eigensinnigen oder verführten General zurechtzusetzen; Haugwitz aber antwortete ihm am 28. Juni mit einer Erinnerung, wie im März der Lord selbst den Abmarsch des Heeres von Mainz verhindert, wie man dann bei dem Vertrage über den Kriegsschauplatz sich nicht geeinigt und die Entscheidung darüber einer weiteren Abrede unter den Generalen überlassen habe, wie jetzt die erste Quelle aller Schwierigkeiten das Ausbleiben des Geldes sei. Malmesbury sah, daß hier nicht durchzudringen war, und kehrte, heftigen Groll im Herzen, nach Frankfurt zurück, von wo er seiner Regierung die preußische Treulosigkeit in den grellsten Farben schilderte.

---

beachtet aber nicht, daß es der Prinz nur unter der Bedingung thut, daß 25 000 Mann, also fast die Hälfte des Heeres, am Rheine zurückbleiben. Daß Kaiser Franz am 15. Juli selbst den englischen Plan in einem Schreiben an Koburg ein unthunliches Projekt nennt, scheint er ebenfalls übersehen zu haben.

Es hätte nun, denkt man, in diesen Vorgängen für Möllendorff ein starker Antrieb liegen müssen, sein Wort so rasch wie möglich wahr zu halten und durch eine energische, in Lothringen vordringende Offensive die Verteidiger Belgiens zu unterstützen [1]). Denn mochte der Anspruch des Generals auf Selbständigkeit in den militärischen Operationen noch so begründet sein: die Bestimmung der Aufgabe überließ der Haager Vertrag unzweideutig den Seemächten, und nachdem diese die Deckung Belgiens gefordert, mußte Möllendorff irgendwie im Interesse Belgiens wirken, nach seinem militärischen Ermessen an der Maas oder an der Mosel, aber er mußte thätig sein. Allein wir haben gesehen, welch ein Verfahren ihm General Manstein gerade für den Fall eines englischen Subsidienvertrages vorgeschrieben hatte: nach Erlangung des Geldes sollte das Heer am Rheine bleiben, das Deutsche Reich in starker Defensive schützen, im stillen Frankreichs Friedensbedingungen erkundet werden. Seitdem war die Meinung weder bei Manstein noch bei Möllendorff geändert, im Gegenteil, sie war durch den polnischen Krieg und Oesterreichs bedenkliche Haltung nur verstärkt worden. Demnach verfuhr also der Feldmarschall, zu großer Freude seiner Offiziere, bei denen allen durch Thuguts feindselige Politik die alte Abneigung gegen Oesterreich und ein tiefer Widerwille gegen den französischen Krieg erweckt worden war. Er beschirmte die Grenzen des Reiches und deckte seine Verantwortlichkeit: so viel that er, nicht weniger, aber auch nicht mehr, so oft ihm die augenblickliche Schwäche der Franzosen Gelegenheit zu glänzenderen Erfolgen geben mochte. Es war das genaue Gegenbild zu Thuguts Verhalten in Belgien. Wie dieser wegen der preußisch-polnischen Händel der Armee jede Verstärkung und die Gegenwart des Kaisers entzog, so lähmte die Sorge vor Oesterreichs Feindschaft die preußische Kriegführung am Rheine. Wer diese Spannungen nicht kannte, wußte sich

[1]) Das Folgende nach der Korrespondenz Möllendorffs mit Manstein und Lucchesini sowie der Korrespondenz Hardenbergs mit Haugwitz. (Berliner Archiv.)

Möllendorffs Benehmen nur durch eine, gerade in Preußen beispiellose, Insubordination des Feldmarschalls und seiner Offiziere erklären. Lord Malmesbury meinte, das preußische Heer bilde einen Staat im Staate; ein preußischer Offizier selbst nannte das Heer eine kleine militärische Republik; der Minister der fränkischen Provinzen, Hardenberg, welcher damals am Rheine war, sprach mit großer Besorgnis von dem Politisieren der Offiziere, welches einen jeden zu eigenwilligem Handeln trotz aller Befehle Möllendorffs verführe. Das alles aber war leerer Schein. Die Offiziere handelten durchaus im Sinne ihres Feldherrn, und dieser that, wie er vom königlichen Hauptquartier aus angewiesen war. In dem Heere herrschte strenge Disziplin wie immer; der Fehler lag in den zwiespältigen Schwankungen der höchsten Regierungskreise, und dieser Zustand war unverbesserlich, solange Preußen in einer Koalition verblieb, deren wichtigster Genosse ein unversöhnter Todfeind Preußens war.

Indessen, mochte Möllendorff guten oder schlechten Grund zu seiner Unthätigkeit haben, die schlimmen Folgen auf dem militärischen Gebiete konnten nicht ausbleiben. In Belgien trat die verhängnisvolle Wendung des Feldzuges ein, die Abreise des Kaisers, die Schlacht von Fleurus, der haltungslose Rückzug des Heeres. Anfangs hatte man bei diesen Hiobsposten im preußischen Hauptquartiere das Gefühl, wie gut es wäre, nicht selbst in dieses Unheil verwickelt zu sein. Eine Menge Berichte schilderten den Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich als abgeschlossen, und auch die Vorsichtigsten meldeten, daß Koburg erst hinter dem Rheine wieder Halt machen würde. Haugwitz und Hardenberg, welche doch bei Malmesburys Forderungen in einiger Verlegenheit gewesen, freuten sich jetzt doppelt, daß Möllendorff ihm widerstanden, weil sonst die preußischen Truppen jetzt allein in Belgien der französischen Uebermacht bloßgestellt wären. Aber der Rückschlag der belgischen Niederlagen traf jetzt auch den Mittelrhein selbst. Die Franzosen empfingen dort ansehnliche Verstärkungen und stürzten sich seit Anfang Juli in immer heftigeren Angriffen auf die preußische

Stellung im Haardtgebirge. Vom 2. bis zum 13. Juli war kaum ein Tag Ruhe; fast um jede Bergkuppe in der Gegend von Kaiserslautern wurde heftig gestritten; endlich mußte Möllendorff mit einem Verluste von 2000 Mann und 16 Geschützen bis unter die Kanonen von Mainz weichen, und Herzog Albrecht retirierte nach Mannheim und zog seine Truppen sämtlich auf das rechte Rheinufer zurück. Möllendorff konnte fragen, was erst aus der Sache geworden wäre, wenn allein die Reichstruppen ohne die Preußen den Stoß erfahren hätten.

Bei ihm selbst aber rief die erlittene Schlappe nicht den Trieb zum Auswetzen hervor, sondern vollendete seinen Ueberdruß an dem französischen Kriege und der österreichischen Genossenschaft. Inmitten jener Kämpfe, am 5. Juli, als die Gerüchte über Montgaillards Unterhandlung durch die Welt flogen, schrieb er an den König und bat um Vollmacht, mit Robespierres Agenten in gleichem Sinne anzuknüpfen. Lucchesini mußte ihn darauf sehr entschieden zurechtweisen, daß jene Gerüchte unglaubhaft und eine einseitige Annäherung Preußens an Frankreich in jeder Hinsicht unthunlich sei. Aber lange ehe er diesen Bescheid erhielt, hatte der General bereits auf eigene Hand einen vorläufigen Schritt gethan. Einer seiner höheren Offiziere, General Hiller, hatte in Kreuznach einen wohlhabenden Rentner, Namens Schmerz [1]), einen einsichtigen, vielfach in der Welt herumgekommenen Mann, kennen gelernt; er forderte denselben am 13. Juli auf, eine geheime Unterhandlung mit den Franzosen zunächst über Auswechselung der Kriegsgefangenen zu übernehmen; Schmerz weigerte sich anfangs, als dann aber einer der Corpskommandanten, Graf Kalkreuth, ihm am 21. den Antrag wiederholte, erklärte er sich bereit, nach Basel zu reisen, wo ein als rechtschaffen bekannter französischer Gesandtschaftssekretär, Bacher, sich aufhalte. Er empfing darauf die mündliche Instruktion, mit der Frage

[1]) Dessen Tagebücher und Korrespondenzen im Berliner Geh. Staatsarchiv. Er hat sie später gegen eine jährliche Pension sämtlich der Regierung überliefert.

der Kriegsgefangenen zu beginnen und, wenn er hier Entgegenkommen finde, einen Waffenstillstand zu beantragen, der allerdings erst am Ende des Jahres, nach Ablauf der englischen Subsidien, Platz greifen könne, zugleich aber auch die Stimmung der Franzosen über einen Frieden mit Preußen, Deutschland und Holland zu sondieren. Am 31. Juli reiste Schmerz ab.

Unterdessen war, von Koburg gesandt, der österreichische General Fürst Reuß in das Hauptquartier gekommen, um mit Möllendorff und Herzog Albrecht über die weiteren Operationen Abrede zu nehmen. Reuß bestätigte dem preußischen General, daß die Verhältnisse in Belgien völlig unhaltbar seien und höchstwahrscheinlich Koburg erst hinter dem Rheine Halt machen werde; jedenfalls sei nichts dringender, als daß die preußische Armee, welche übrigens auch nach Koburgs Meinung an den Mittelrhein gehöre, ihre Hauptmasse von Mainz aus ein weniges nordwärts gegen den Hunsrück schiebe, damit das französische Moselheer von der Saar her sich nicht im Trierschen ausdehne und von dort aus Koburgs Flanke und Rücken bedrohe. Möllendorff war zu einer solchen Bewegung bereit, forderte aber, daß Albrecht derselben folge und eine seiner Abteilungen von Mannheim nordwärts auf Mainz nachrücken lasse. Hierauf wurde dann am 26. Juli in Albrechts Hauptquartier Schwetzingen von den Bevollmächtigten der beiden Feldherren eine Uebereinkunft geschlossen. Albrecht werde 18 000 Mann nach Mainz senden, Möllendorff dort 12 000 stehen lassen und der Erbprinz von Hohenlohe-Ingelfingen den Befehl über diese vereinigte Abteilung übernehmen; die übrigen preußischen Truppen werde Möllendorff zur Besetzung des Hunsrück und überhaupt zur Deckung des Landes zwischen dem rechten Mosel- und linken Rheinufer verwenden; sollte der österreichische General Blankenstein, der mit 8000 Mann Trier besetzt hielt, inzwischen von überlegener Feindesmacht angegriffen werden, so würde derselbe ohne Kampf in die Stellung von Wittlich zurückgehen. Möllendorff unterzeichnete diese Abrede, fügte jedoch die Bedingung hinzu, daß

er dabei das Verbleiben Koburgs auf dem linken Rheinufer voraussetze und, sobald diese Erwartung vereitelt werde, an nichts gebunden sein wolle. Malmesbury gab ebenfalls seine Zustimmung, mit dem Vorbehalte, daß das Ganze mit dem Haager Vertrag nichts zu schaffen habe und von ihm nicht als Erfüllung desselben anerkannt werde. Seine Regierung war jedoch anderer Meinung und bestätigte den Plan als die beste jetzt denkbare Verwendung des preußischen Heeres.

Leider sollte aber auch dieser Entwurf für den Zweck des großen Krieges fruchtlos bleiben. Schon vor der Schwetzinger Beratung hatte Blankenstein gemeldet, daß er einen Angriff der Franzosen auf Trier befürchte; er sollte also auf der Stelle preußischen Beistand erhalten. Möllendorff erließ denn auch seine Verfügungen, deren Buchstabe in der That den Schwetzinger Abreden völlig entsprach. Am 30. Juli erhielt die Brigade Köhler Befehl, von Neunkirchen nach Oberstein, also in der Richtung auf die Mosel, vorzugehen; als darauf Oesterreicher und Reichstruppen versprochenermaßen zur Verstärkung Hohenlohes anlangten, folgte dem General Köhler die Brigade Schmettau und erhielt endlich Kalkreuth selbst die Weisung, am 5. August von Fürfeld auf Trier zu marschieren. Es war dies eine Entfernung von sechzehn Meilen, auf immer schlechten, oft gebirgigen, jetzt völlig verregneten Wegen. Unter großen Strapazen kam man am 6. bis Kirn, am 7. bis Birkenfeld, die Vortruppen bis Weiskirchen, wo sie mit französischen Abteilungen handgemein wurden. Dort wurde ein Rasttag gemacht, wozu nach den anstrengenden Märschen und der Ermüdung der Truppen immerhin Anlaß war. Noch zwei Tage waren nötig bis zur Ankunft in Trier. Da kam am 8. abends Botschaft von Blankenstein, daß er gezwungen sei, die Stadt zu räumen. Er war seit dem 5., von zwei Seiten her angegriffen, gegen doppelte Feindesmacht im Gefechte; seine Truppen hatten heldenmütigen Widerstand geleistet, endlich aber an dem entscheidenden Punkte, bei Pellingen, der Ueberzahl weichen müssen.

Blankenstein zog sich darauf in die vorgeschriebene Stellung bei Wittlich; Kalkreuth aber fand jetzt keine Veranlassung mehr, seinen Vormarsch weiter fortzusetzen.

Bei der längst angesammelten Verstimmung zwischen den Alliierten ging nach diesem Mißlingen der letzte Rest des guten Einvernehmens in einem öffentlichen Gezänk zu Grunde, wem die Schuld des Unheils zuzurechnen sei. Malmesbury meldete in gesteigerter Erbitterung nach London, daß Preußen böswilligerweise unthätig sei und die Seemächte um ihre schweren Subsidien prelle. Kalkreuth wies dagegen auf die Mühsal seiner Truppen, Möllendorff auf seine Befehle seit dem 30. Juli hin: Hardenberg aber, damals in Frankfurt, schrieb an Haugwitz, mit dem er zur Zeit auf dem Fuße vertrautester Freundschaft stand, es sei nur zu gewiß, daß bei unbefangenem militärischem Eifer der Feldmarschall sehr wohl den wichtigen Posten hätte erretten können. In der That hätte es dazu nichts bedurft als Erlaß der Marschordre nicht bloß für Köhler, sondern auch für Kalkreuth bereits am 30. Juli und des bestimmten Willens, zur Erreichung des Zweckes dann auch einige Müdigkeit nicht zu scheuen. Aber eben hieran, an der eifrig vorwärts drängenden Gesinnung, fehlte es im Hauptquartier; Möllendorff hätte, nach seinem eigenen Programm, der Deckung der Reichsgrenze, Trier sehr gerne beschützt, aber er leistete auch das Selbstgewollte nicht, weil er nicht das Größere zu leisten strebte, weil er überhaupt mit Schlaffheit und Unlust handelte. Hardenbergs Urteil über den Feldmarschall war um so unbefangener, als er ebenso warm wie dieser das Ende des Krieges ersehnte und nur nicht den Frieden um jeden Preis und vor allem nach dem Abschluß des Haager Vertrags nicht einen preußischen Separatfrieden haben wollte, ein Urteil, in welchem Haugwitz damals ganz mit ihm übereinstimmte. Wir müssen schlagen, war Hardenbergs Meinung, damit die Franzosen Sehnsucht bekommen, einen so gefährlichen Gegner loszuwerden, damit die Verbündeten unser Wort beachten, wenn wir ihnen den allgemeinen Frieden empfehlen.

Ganz andere Stimmungen aber erfüllten den Sinn des greisen Feldmarschalls. Die Klagen Malmesburys und die Vorwürfe der Oesterreicher hatten nur die Wirkung, seine Mißstimmung gegen die Bundesgenossen auf den höchsten Grad zu steigern. Er wisse es, schrieb er wiederholt an Hardenberg, daß unter allen Umständen Preußen der Sündenbock für die Fehler der Herren Alliierten sei; es würde ihn im Grunde des Herzens erfreuen, wenn die Seemächte die Subsidienzahlung ganz einstellten, anstatt überall in seine Operationen einzureden; nichts in der Welt solle ihn dazu bringen, irgend eine andere Rücksicht als die auf das Wohl des Königs, des Vaterlandes und der Armee zu nehmen. Dem Freunde Lucchesini aber meldete er, daß seine Lage zwischen den englischen und österreichischen Anforderungen schlechthin unerträglich sei, daß Oesterreich kein anderes Augenmerk habe als Frieden mit Frankreich und Ausbreitung in Polen, daß nach seiner Ueberzeugung auch Preußen keinen besseren Weg erwählen könne, als welchen Oesterreich verfolge, den Weg zum Frieden mit Frankreich, um dann in Polen mit voller Kraft aufzutreten. Unter den leitenden Staatsmännern waren diese Ansichten, wie gesagt, sehr stark vertreten. Man glaubte nicht gerade an einen plötzlichen Separatfrieden zwischen Frankreich und Oesterreich; aber es schien nur zu gewiß, daß das kaiserliche Heer aus Belgien hinweg in eine Aufstellung am Rheine hinstrebte, und in Berlin meinte man damit eine Bedrohung sowohl Bayerns als der preußischen Fürstentümer Ansbach und Baireuth zu sehen, so daß man Möllendorff schon deshalb am Rheine festhielt, um ihn im Notfall Baireuth decken und auf Böhmen drücken zu lassen. Im Hauptquartier vor Warschau war Lucchesini mit all diesen Erwägungen im höchsten Grade einverstanden und benutzte den ersten Anlaß, die persönliche Stimmung des Königs über die großen Fragen zu prüfen.

Die englische Regierung, welche kurz zuvor, im Juli, sich durch den Eintritt der konservativen Whigs (Portland, Pelham, Windham, der Freunde Burkes) in das Ministe-

rium gestärkt hatte, war mehr als je entschlossen, bis auf das äußerste in dem Kampfe gegen das revolutionäre Frankreich fest zu bleiben. Sie zügelte also Malmesburys Eifer und erklärte ihm, daß sie mit Preußen zusammengehen werde, solange auch nur ein negativer Vorteil durch die Subsidienzahlung erreicht werde. Sie beurteilte Oesterreichs damalige Haltung nicht viel anders als Preußen selbst und verkannte nicht, daß für Belgien jetzt sich England ganz allein, Thugut aber nur für deutsche oder polnische Erwerbungen interessiere; während aber die preußischen Staatsmänner demnach zum Frieden mit Frankreich neigten, beschlossen die englischen neue Anstrengungen, um Oesterreich bei dem europäischen Bunde festzuhalten, und fertigten Ende Juli eine außerordentliche Botschaft nach Wien ab, um mit aller Kraft auf eine neue Offensive in Belgien zu wirken. Die Nachricht von dieser Sendung setzte begreiflicherweise auch das preußische Hauptquartier in große Aufregung. Man glaubte, sie müsse den schwankenden Zustand in Wien zur Entscheidung bringen. Der König meinte, Oesterreich werde sich fortreißen lassen, und besorgte nur, daß England in diesem Falle seine Subsidien ihm entziehen und allein dem Kaiser zuwenden möchte. Luccheſini hielt es für gewiß, daß Thugut ablehnen würde, und erachtete dann den Augenblick gekommen, um mit dem Antrag eines allgemeinen Friedens hervorzutreten. Er schlug also dem Könige vor, ihn unter irgend einem Vorwand auf einige Tage nach Wien zu schicken, und regte, indem er Möllendorffs Schreiben vorlegte, eine umfassende Beratung über den Frieden mit Frankreich an.

Die nächste Wirkung dieses Versuches war ein heftiges Aufbrausen des Königs [1]). „Kein Mensch," rief er, „soll mich zu einem entehrenden Schritte, zu einer Unterhandlung mit den Königsmördern bringen. Wie dürfte ich den Seemächten, die mir Subsidien zahlen, dann noch in das Auge sehen!

[1]) Luccheſini an Möllendorff, 14. August. Derselbe an die Minister, 1. August, 8. August, 14. August.

Wie würde Oesterreich, das jede Separatunterhandlung ableugnet, mich im Reiche als Verräter bezichtigen!" Lucchesini lenkte schleunig ein und erläuterte seine Meinung, daß es ihm nur auf Vorschläge an die verbündeten Mächte, auf den Beginn eines gemeinsamen Friedenswerkes ankomme. „O ja," sagte der König, „es wäre ein Glück, wenn wir Frieden hätten, aber wie sollen wir einen ehrenhaften Frieden erlangen, ehe die Jakobiner unsern Degen gefühlt haben? Mögen die andern es versuchen, wenn sie den Krieg nicht zu führen wissen; mich soll keiner meiner Diener zu einem ersten Schritte verführen." Lucchesini kannte seinen Fürsten und wußte, daß jeder hitzige Ausbruch in dieser Natur die innere Widerstandskraft erschöpfte. Er blieb zähe auf seinem Standpunkte und meinte, auch bei aller Abneigung gegen den Frieden brauche man nicht gerade die Kriegslust offen vor sich her zu tragen; immer werde es nützlich sein, wenn er in Wien dem Grafen Spencer eröffne, daß Preußen für 1795 den Subsidienvertrag nicht erneuern werde. Der König verbot auch das auf das bestimmteste, denn wie sollte er ohne englisches Geld seinen Feldzug am Rheine durchführen. Das einzige, wozu er sich bestimmen ließ, war eine Vollmacht für Hardenberg, damals Minister von Ansbach und Baireuth, mit Malmesbury zu verhandeln und dadurch Möllendorff von ferneren englischen Anmutungen zu bewahren. Lucchesini sollte nach Wien gehen, dort aber schlechterdings nur hören und beobachten und kein Wort vom Frieden reden. Der Marquis erklärte sich natürlich als gehorsames Werkzeug seines Herrn, konnte jedoch nicht umhin, die Menge der anderen Staaten zu bedauern, welche mit dankbarer Freude sich einer friedfertigen Tendenz des mächtigen Preußen angeschlossen hätten, die Mehrzahl der deutschen Stände, Spanien in seiner Eifersucht gegen England, Neapel, dessen Gesandter in Wien, Marquis Gallo, ihn seit Monaten mit der Predigt verfolge, daß nur der Friede Italien und Europa erretten könne. „Mein Gott," rief der König aus, „ich weiß es ja, daß der Friede ein Segen des Himmels ist; ich habe nichts einzuwenden, wenn Ihr in Eurer Klugheit

die andern davon überzeugen könnt, Ihr persönlich, der Marquis Lucchesini; aber ich wiederhole Euch meinen gemessenen Befehl, daß mein Name dabei in keiner Richtung genannt, daß mit keinem Winke dabei auf meine Regierung gedeutet wird."

Ich habe, schrieb Lucchesini nach diesem Gespräche an Möllendorff, heute mehr gewagt als hundert noch so eifrige Patrioten gethan hätten; ich habe aber auch ein Großes gewonnen: ich darf den ersten Keim des Friedens säen und werde mein ganzes Dasein an diese rettende Aufgabe setzen. In diesen Gesinnungen reiste er am 14. August ab, hatte am 21. seine erste Audienz bei Kaiser Franz und mußte gleich am folgenden Tage, sehr gegen seinen Willen, auf ausdrückliche königliche Weisung, den Minister Thugut ermahnen, österreichische Truppen zur Belagerung von Warschau zu stellen. Indessen war dort in den preußischen Laufgräben das Feuer jener vorgeschobenen Schanzen auf dem linken Flügel unerträglich geworden, und der König gab am 26. August den Befehl, die zudringlichen Feinde aus dieser Stellung zu verjagen. Die Truppen führten den Angriff sofort mit der rühmlichsten Tapferkeit aus, und der König, durch ihr fröhliches Vorwärtsdringen angefeuert, entschloß sich, nachdem ein Ausfall der Polen am 28. glänzend abgeschlagen worden war, einen allgemeinen Sturm auf den 1. September anzuordnen. In diesem Augenblicke kam aber aus Wien eine Depesche Lucchesinis, daß Oesterreich sich außer stand erkläre, Truppen nach Warschau zu senden, wobei der Marquis mit Recht bemerkte, es sei ein Glück für Preußen, daß der Kaiser diesen Anlaß, seinen polnischen Einfluß zu stärken, nicht benutze. Es langte zugleich ein Brief des Grafen Goltz aus Petersburg an, nach welchem Katharina alle jene Weiterungen und Weigerungen des Generals Fersen billigte und den Wunsch aussprach, daß er sich überhaupt von dem preußischen Heere trennen und auf das rechte Ufer der Weichsel hinübergehen möchte. Allerdings war dabei bemerkt, daß es unterbleiben sollte, wenn der König von Preußen es geradezu verbiete; es war jedoch kein Zweifel möglich, welche Gesinnung in Petersburg herrschte

und wie wenig dort auf eine thätige Unterstützung zu rechnen war. Wenn Fersen, wie man freilich jetzt vermuten mußte, wirklich nach Litauen abzog, so konnte die Lage der 25 000 Preußen vor Warschau, nach der Zahl der eigenen und der feindlichen Streiter, bedenklich erscheinen, obwohl auch dann die elende Beschaffenheit der polnischen Scharen die Gefahr beträchtlich verringerte. Immer hätte man sich hier an Friedrich den Großen erinnern dürfen, der auch einmal in eine mißliche Stellung geriet, als dieselbe Katharina 1762 ihre Hülfstruppen von seinem Heere abrief, der dann aber die letzten Tage ihrer Anwesenheit um so rascher benutzte, um die Verschanzungen des Feindes zu erstürmen. Allein sein Nachfolger gehörte nicht zu den herrschenden Geistern, welche an der neuen Gefahr zu gesteigerter Thatkraft emporwachsen; er war mutig und kriegslustig, aber ohne die Standhaftigkeit des Herzens, welche die Seele aller Herrschaft ist; die Schwierigkeiten jeder großen Aufgabe feuerten ihn nicht an, sondern warfen ihn in müde Verdrossenheit, in welcher ihm die Kraft des Willens und die Klarheit des Gedankens verloren ging. Jetzt war Lucchesini entfernt, die übrigen Ratgeber schilderten die Gefahr, von den Wogen der Insurrektion begraben zu werden, die Unbilligkeit, den Kampf allein mit preußischem Blute zu führen, die Notwendigkeit, den Kaiserhöfen den Wert der preußischen Hülfe durch ein kurzes Zurücktreten derselben fühlbar zu machen. So unterblieb der auf den 1. September befohlene Angriff, und gleich darauf wurde der unheilvolle Beschluß gefaßt, die Belagerung aufzuheben und die Truppen nach Südpreußen zu führen, um dort nach den Regeln militärischer Klugheit die Grundlage der eigenen Stellung zu sichern, ehe man neue Angriffe versuchte. Der südpreußische Aufstand lieferte dann auch den offiziellen Grund des Rückzugs; insbesondere wurde der Verlust jenes Pulvertransportes beklagt und daraus die Unmöglichkeit einer weiteren Beschießung Warschaus erklärt [1]). Indes zur

[1]) Freilich nicht die Kaiserhöfe, wohl aber die Historiker sind dadurch bisher getäuscht worden. Das Unglück des Pulvertrans-

Maskierung des Abmarsches hatte man noch Pulver in ausreichender Menge; zwei Tage lang kanonierten die Batterien ununterbrochen; dann am Abend des 5. September führte man die Geschütze aus den Laufgräben ab; am Morgen des 6. folgten die Regimenter, gedrückt und zornig, keines aber mißmutiger als der König selbst, welcher den Heerbefehl dem General Schwerin übertrug und krank und tief verdrießlich nach Berlin zurückeilte.

Drittes Kapitel.

Einnahme von Warschau.

Kaum war die Nachricht durch Deutschland geflogen, daß das preußische Heer vor dem polnischen Aufstande kläglich das Feld geräumt hätte, als die Gemüter durch eine neue Unglückskunde von Westen her noch ungleich tiefer erschüttert wurden.

Es geschah nämlich, daß Oesterreich den im Juli unterbrochenen Rückzug aus Belgien fortsetzte und das deutsche Rheinland sich damit in seinem ganzen Umfange von einer feindlichen Ueberschwemmung bedroht sah.

Thugut war, als er am 29. Mai den Kaiser zur Rückreise bestimmte, noch nicht der Meinung, auch die Armee sofort aus dem Lande zurückzunehmen. Was ihn bestimmte, war, wie wir wissen, die Sorge vor einem feindlichen Zusammenstoße mit Preußen: er wünschte deshalb die Armee für alle Fälle verfügbar zu haben, konnte aber damals, wo sich die preußischen Truppen erst an der polnischen Grenze sammelten, die Entwickelung noch abwarten und hatte sehr

portes figuriert in allen Geschichten, zum Ruhme der Mniewski und Niemojowski, welche den entscheidenden Fang gemacht. Die Daten allein hätten für die Würdigkeit desselben ausreichen sollen. Es geschah am 22. August, mittags (Treskow 172); die Nachricht davon mußte längst vor dem 1. September im Hauptquartier sein.

bestimmt das Interesse, die Gunst der Engländer und Russen nicht durch ein zu plötzliches Nachlassen im französischen Kriege zu verscherzen. So erklärte denn Kaiser Franz noch in Brüssel dem Lord Yarmouth wiederholt, daß er im Laufe des Sommers ganz sicher zur Armee nach Belgien zurückkehren würde, und Thugut knüpfte den 11. Juni an diese Beteuerungen den Wunsch, daß England durch Bewilligung wirksamer Subsidien dem Kaiser die Erfüllung seiner Zusagen erleichtern möge [1]). Yarmouth, welcher hierüber sogleich nach London berichtete, nahm die kaiserlichen Worte allerdings mit einigem Zweifel entgegen; ich fürchte, schrieb er, was auch seine eigene Absicht sein mag, daß wenig Hoffnung ist, ihn jemals wieder in Brabant zu sehen. Graf Mercy, der als Stellvertreter des Ministers zum politischen Lenker des Hauptquartiers ernannt war, that das mögliche, den Argwohn der Engländer zu zerstreuen, erzielte aber geringen Erfolg. Yarmouth ließ sich wenigstens überreden, daß zur Zeit Oesterreich die Räumung Belgiens noch nicht fest beschlossen habe, so wenig Interesse es auch an der Behauptung desselben nehme. Elgin aber blieb unerbittlich bei der von Thugut am 23. Mai ihm gegebenen Erklärung stehen, wie kummervoll auch Mercy eine so verkehrte Hartnäckigkeit beklagte.

Noch ehe Thugut dem Kaiser nach Wien folgte, eröffnete er den diplomatischen Kampf gegen Preußen sowohl in London als in Petersburg. Am 4. Juni hatte er eine Depesche des Grafen Cobenzl empfangen, nach welcher Katharina die neue Teilung Polens für unvermeidlich erklärte und unter Vertagung spezieller Zusagen bei derselben kräftige Wahrung des österreichischen Interesses verhieß. Thugut antwortete darauf am 26. Juni aus Brüssel, daß trotz aller von Preußen drohenden Gefahr der Kaiser zur gemeinsamen Bekämpfung der revolutionären Hydra in Polen bereit sei; nur müsse Rußland das Seinige zur Zügelung der preußischen Böswilligkeit thun und die Forderung unter-

[1]) Yarmouth an Grenville, 13. Juni.

stützen, daß 30 000 Preußen bei dem Rheinheere blieben, der Rest des preußischen Corps aber auf Englands Wunsch nach Belgien versetzt werde. Es war Thuguts altes Begehren auf Zerstückelung der preußischen Armee und damit Ohnmacht der preußischen Politik. Er wußte, wie wir früher gesehen haben, daß ihm hierin Rußlands voller Beifall sicher war.

Um sich aber eine gleich angenehme Stimmung in London zu verschaffen, wo man möglichst viele Preußen nach Belgien zu bringen wünschte, ließ er in demselben Momente dort sein Einverständnis erklären, daß nicht nur die 50 000 Mann, welche Preußen den Seemächten zugesagt, sondern auch die 20 000, welche es dem Kaiser zu stellen hatte, nach Belgien abrückten. Da nun General Möllendorff mit allen seinen Truppen am Rheine bleiben wollte, so sah Thugut mit innerster Genugthuung Preußen im Gegensatz zu den beiden Großmächten, sich selbst aber im schönsten Einklang mit jeder derselben. Freilich war für England seine Evolution zu plötzlich, als daß sie einen völlig reinen Eindruck hätte hervorbringen können. Lord Grenville erinnerte sich, daß Thugut früher mit Heftigkeit gegen die Vereinigung kaiserlicher und preußischer Truppen in Belgien protestiert, nachher aber dem Lord Elgin den Abzug der Oesterreicher aus Belgien angekündigt hatte. Danach beurteilte er Thuguts neuestes Anerbieten. Die Oesterreicher, sagte er, wollen die Preußen nach Flandern bringen, um das Land selbst um so rascher zu verlassen, oder, wenn die Preußen sich weigern, um ihnen die Schuld alles weiteren Unheils aufzubürden. Indessen nach weiterer Erwägung beschloß er, im Interesse der Sache jede Empfindlichkeit so weit wie möglich zu vergessen. Am 1. Juli schrieb er an Yarmouth: die Oesterreicher scheinen an Frieden, vielleicht an Separatfrieden zu denken; alles kommt darauf an, ihren Sinn wieder stark zu machen; wir wollen an keine noch so gerechte Beschwerden weiter denken, wir wollen uns mit ihnen verständigen, vorausgesetzt, daß auch sie dann wieder kräftig und mutig an das Werk gehen.

Unterdessen war Thugut am 24. Juni dem Kaiser nachgereist, höchlich erbittert über die allgemeine Furcht und Auflösung, in der er zuletzt alle belgischen Behörden gesehen, und die, wie wir wissen, sich bald auch den Regimentern mitteilte. Er war ingrimmig im tiefsten Herzen über diese schlaffe Anarchie, in welcher die einst so stolze kaiserliche Kriegsmacht verkam. Wenn es Zeit wäre, würde er sie aus Belgien gegen andere Feinde abrufen; aber bis ein solcher Befehl erschiene, sollten Generale und Soldaten ihre Schuldigkeit thun und dem Namen Oesterreichs Achtung in Frankreich und Europa schaffen. In Wien angelangt, sog er neuen Aerger aus der Nachricht, daß General Harnoncourt sich in der Besetzung Krakaus die Preußen hatte zuvorkommen lassen; er beschleunigte dann die Verstärkung des galizischen Armeecorps auf 20 000 Mann und wies Harnoncourt an, zwar die Preußen aus keinem ihrer Posten hinauszuwerfen, wohl aber neben ihnen so weite polnische Landstriche wie irgend möglich zu besetzen. Es verstand sich hiernach um so mehr von selbst, daß an eine Truppensendung für Belgien nicht zu denken war. An Mercy erging der Befehl, nach London hinüberzugehen und die Engländer um Hülfe für Koburg zu bitten; dem stets noch kriegslustigen Kaiser aber entwarf Thugut ein Handschreiben an den Prinzen, welches, sagte er, den kopflosen Generalen das Herz wieder an die rechte Stelle bringen sollte. In der That waren die Worte des Briefes ganz nach dem Sinne des Kaisers frisch genug; der Prinz solle standhalten, vorwärts gehen, die vom Feinde bedrängten Festungen entsetzen, den nichtsnutzigen Gerüchten von freiwilliger Räumung Belgiens entgegentreten. Was aber die von Koburg ersehnte Hülfe betraf, so hielt hier Thugut seinen Standpunkt unerbittlich fest: der Brief begnügte sich, den Prinzen auf die zu hoffenden Ergebnisse von Mercys englischer Unterhandlung, mithin auf das völlig Ungewisse, zu verweisen. Thugut blieb bei seinem Satze, Truppen seien völlig genug in Belgien; alles bisherige Unglück sei nur durch die Intriguen und die Schwachseligkeit der Generale verschuldet.

Erörterungen solchen Inhalts hatten übrigens auch ihre Kehrseite, und Thugut sollte in diesen Tagen eine Erfahrung darüber machen. Denn wenn er, um jede Truppensendung als überflüssig erscheinen zu lassen, die ganze Schuld der bisherigen Führung zuschob, so lag offenbar nichts näher als der Gedanke an einen Wechsel im obersten Heeresbefehl, und Thugut wurde am 26. Juli durch eine Frage des Kaisers überrascht, ob es sich nicht empfehle, an die Stelle des unzulänglichen Koburg eine altbewährte Kraft wie z. B. den Feldmarschall Lacy zu setzen. Der Minister war außer sich, als er diesen Rückfall des Kaisers in die Stimmungen des Januar erlebte. Nicht bloß, weil er den greisen Lacy für halbinvalide und für unfähig zu jeder energischen Thätigkeit hielt, sondern auch weil Lacy seit einem Jahre nicht anders als Koburg die Notwendigkeit vermehrter Streitmittel gepredigt und deshalb, was für Thugut die Hauptsache war, die Unerläßlichkeit eines aufrichtigen Einvernehmens mit Preußen betont hatte, ohne welches der Krieg gegen Frankreich vollkommen hoffnungslos sei. Thugut schüttete also am 27. Juli dem Grafen Colloredo sein ganzes Herz aus. Lacy, sagte er, sei nie ein Held der Offensive gewesen und jetzt durch das Alter völlig heruntergebracht; vergeblich werde der Kaiser von ihm irgend ein rüstiges Vorgehen erwarten. Desto größer sei seine Eigenwilligkeit; der Kaiser müsse mit dieser Ernennung auf jede eigene Verfügung über seine Armee verzichten. Um seine Nichtigkeit zu verdecken, werde Lacy die Bedürfnisse des Heeres auf das maßloseste übertreiben, eine neue Rekrutierung von 100 000 Mann und 30 oder 40 Millionen bar für den nächsten Monat begehren; er werde bei Lucchesini um den Zuzug von 80 000 Preußen betteln und für diese Hülfstruppen dem Könige von Preußen vielleicht den Rest von Schlesien anbieten. Er, Thugut, könne ein solches System nicht mitmachen; wenn der Kaiser bei der vorgeschlagenen Maßregel beharre, müsse er bitten, ihm seine Entlassung zu bewilligen und dem Feldmarschall zugleich die höchste Leitung aller Regierungsgeschäfte zu übertragen.

Der Kaiser hatte soeben erst, nachdem der alte Fürst Kaunitz gestorben, dem jetzigen Lenker der auswärtigen Geschäfte einen höheren Titel und größeres Gehalt erteilt; er war weit entfernt von dem Wunsche einer Ministerkrisis und zog bei Thuguts entschiedenem Auftreten seinen Vorschlag auf der Stelle zurück. Der Minister sah seine Stellung aufs neue befestigt und beeilte sich, seine Anschauungen weiter zu bethätigen. Am 31. Juli ging ein zweites kaiserliches Handschreiben an Koburg ab, in welchem die Anforderungen an die Armee erheblich beschränkt waren. Von einer neuen Offensive war fürs erste keine Rede mehr. Koburg solle mit allen Kräften ein weiteres Vordringen der Feinde hindern, gelegentlich durch einen oder den andern herzhaften Versuch den Mut des Heeres wieder aufrichten, vor allem aber Ordnung und Kriegszucht bei demselben herstellen. Den bevorstehenden Verlust der 1793 eroberten Festungen begnügte sich dieses Mal der Kaiser zu beklagen, ohne neue Ersatzversuche anzuordnen. Koburg hatte Geld begehrt: der Kaiser versprach, diesem Gegenstande alle menschenmögliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Was die Verstärkungen betreffe, so sei der Kaiser mit dem Vorschlage beschäftigt, die Reste des Blankensteinschen Corps in Trier, drei Bataillone, nach Belgien zu senden. Die Hauptsache war die Weisung an Koburg, sich mit Mercy, der jetzt wohl in London sein werde, in Verkehr zu setzen und sich unterdessen in seiner Stellung zu halten, in der er eintretenden Falles mit den Engländern zu Offensivoperationen zusammen wirken könne. Wenn freilich Mercy melde, daß von England nichts zu erwarten sei, dann habe Koburg sein Augenmerk vor allem auf die Erhaltung des Heeres, die Deckung Luxemburgs und die Verteidigung der deutschen Gegenden zu richten.

Die Vergleichung dieser beiden Thugutschen Ausarbeitungen, des Schreibens an Colloredo vom 27. und des Kaiserbriefs an Koburg vom 31. Juli ist ausreichend für die Klarstellung seines Standpunktes. Gegenüber der Diktatur des Wohlfahrtsausschusses, welcher damals jeden

waffenfähigen Mann des weiten Frankreichs gegen seine Feinde in Bewegung setzte, erscheint dem Minister bei einem Heerbestande von kaum 300 000 eine neue Rekrutierung von 100 000 Mann als eine abschreckende Ungeheuerlichkeit. Statt dessen meldet er dem hülfeflehenden Koburg, daß er ihm drei Bataillone Verstärkung gewähre, aber jede wirkliche Offensive verbiete, bis Pitt sich über die Leistungen Englands erklärt habe. Einige kecke Handstreiche, einige kurze Schläge, ohne weitere Konsequenz für die weiteren Bewegungen des Heeres, Auffrischung also des militärischen Selbstgefühls, im übrigen Erhaltung der Armee, das ist es, was er von Koburg erwartet.

Koburg hatte, dem ersten kaiserlichen Briefe vom 15. Juli entsprechend, hinter der Maas in seinem Rückzug innegehalten. Er stellte dort seinen rechten Flügel bei Venlo, die Mitte in und um Maastricht auf: im Süden wich, da Lüttich von den Franzosen genommen worden war, Koburgs Linke hinter den dort mündenden Nebenfluß der Maas, die Ourthe, zurück, und hielt diese Linie von Lüttich bis Malscheid besetzt. Nach Ankunft einiger Ersatzmannschaft zeigte das kaiserliche Heer noch einen Effektivstand von 83 000 Mann [1]), war jedoch, wie wir wissen, höchst ermattet und innerlich zerrüttet von den belgischen Schlachtfeldern zurückgekommen und, ehe neue Kämpfe von ihm erwartet werden konnten, einer längeren Rast und Erholung schlechterdings bedürftig. Nicht viel besser stand es bei seinen Verbündeten, bei dem Heere des Herzogs von York, welches nach der Räumung Antwerpens in Nordbrabant zwischen den großen Festungen Herzogenbusch und Bergen-op-Zoom auf der sogenannten Donger Heide, einige Meilen südwärts von der Maas, Stellung genommen hatte, Engländer, Holländer und deutsche Soldtruppen, außer den Festungsgarnisonen noch 43 000 Mann. Bei den einen wie bei den andern würde ein entschlossenes und massives Nachdringen des Feindes,

[1]) Oestr. militär. Zeitschrift 1820, Heft 2 und 3. Witzleben III, 365.

damals zu Ende des Juli, fast ohne Mühe die größten Ergebnisse gehabt und die Engländer auf ihre Schiffe, die Oesterreicher über den Rhein geworfen haben. Allein vor dieser Gefahr wurden die Verbündeten durch den Befehl des Wohlfahrtsausschusses bewahrt, daß vor jeder weiteren Maßregel die vier von Koburg einst genommenen französischen Festungen sowie die in Flandern noch widerstehenden Seeplätze erobert werden sollten. Die französischen Generale waren genötigt, auf diese Belagerungen mehr als 40 000 Mann zu verwenden, und da auch die anderen belgischen Landschaften, durch die Sieger unbarmherzig ausgesogen und über zahllose Mißhandlungen ergrimmt, sehr starke Garnisonen forderten, so schmolz den Franzosen plötzlich die Zahl der zum Feldkriege verfügbaren Truppen in der bedenklichsten Weise zusammen. Während ihre Feldherren bisher ununterbrochen auf allen Teilen des Kriegsschauplatzes mit starker Uebermacht aufgetreten waren, vermochte jetzt Pichegru nur noch 45 000 Mann gegen den Herzog von York und Jourdan nicht mehr als 53 000 gegen den Prinzen von Koburg in Bewegung zu setzen. Beide, weit entfernt von ernstlicher Verfolgung, mußten sich glücklich schätzen, ihrerseits von den Gegnern nicht behelligt zu werden; es ergab sich somit während der Dauer jenes Festungskrieges eine mehr als vierwöchentliche Waffenruhe bei den Armeeen, in welcher die Verbündeten alle Mittel besaßen, um sich von den Mühen und Leiden der Sambreschlachten zu erholen und herzustellen. Vielleicht hätte hier der Feind die Möglichkeit geboten, nach Thuguts Sinne durch einige glückliche Vorstöße die Stimmung des Heeres wieder aufzurichten und das tief erschütterte Vertrauen der Soldaten und der Bundesgenossen neu zu beleben.

Aber trotz dieser Aussicht war der bisherige Führer der verbündeten Heere, der Prinz von Koburg, nicht gesonnen, noch einmal seinen Ruf an die Fortsetzung des heillosen Krieges zu wagen. Er hatte ausgehalten, im März, als der Kaiser gegen alle Bitten um Verstärkung des Heeres, um Freundschaft mit Preußen taub blieb, im Mai, als die

Hand der Diplomaten alle kriegerischen Operationen lähmte und den Verdacht des Verrats bei allen Bundesgenossen weckte, im Juni, als ihm statt der ersehnten Lorbeeren nur der trübe Beruf zu teil wurde, das Heer vor weiteren Verlusten zu bewahren. Jetzt aber, wo durch alle diese Dinge die Truppen dezimiert, erschöpft und erbittert, die Hülfsquellen Belgiens dem Feinde überliefert, die Aussichten des Kampfes unendlich verschlechtert waren: jetzt erschienen plötzlich die kaiserlichen Handschreiben des 15. und 31. Juli, erfüllt mit Tadel und Klage über diese Einbußen, mit Ableugnung jedes Gedankens an planmäßiges Zurückweichen, mit wiederholtem Befehl zu einzelnen glänzenden Thaten. Und da Koburg über die Unzulänglichkeit seiner Mittel geklagt, bewilligte jetzt der Kaiser statt jeder ausreichenden Verstärkung den Zuzug von drei Bataillonen. Die bittere Stimmung, welche den ergrauten Heerführer bei diesen Zumutungen erfüllte, wurde durch die Erfahrung jedes Tages gesteigert. Die unter ihm befehligenden Generale waren hoffnungslos wie er selbst, betrachteten sich und das Land als aufgegeben und hatten keinen anderen Gedanken, als Rückmarsch hinter die Roer, ja hinter den Rhein, und noch lieber Beendigung des so gänzlich unheilvollen Krieges [1]). Wie die Offiziere entmutigt waren durch das stete Ausbleiben jeglicher Verstärkung, so schwand die Schlagfertigkeit der Mannschaft durch die entsetzlichen Mängel im Verpflegungswesen. Die belgischen Hülfsquellen versiegten mit der feindlichen Besetzung des Landes; die noch vorhandenen Vorräte waren niemals an der rechten Stelle anzutreffen; dabei war die Kriegskasse leer und heimische Lieferungen durch die weite Entfernung erschwert. Koburg wandte sich an die benachbarten Fürsten und die angrenzenden Kreise Deutschlands. Er erließ einen nachdrücklichen Aufruf um Lebensmittel und Krankenpflege an die Einwohner des Rheinlandes, war aber nicht im stande, die dumpfe und

[1]) Vgl. Waldecks Schreiben an Thugut vom 27. Juli und die Aeußerungen des Fürsten Reuß bei General Möllendorff.

schlaffe Gleichgültigkeit der politisch verwahrlosten Bevölkerung anzuregen. Von den Fürsten aber antwortete der vornehmste derselben, der Oheim des Kaisers, Kurfürst Maximilian von Köln, seit seinem letzten Aufenthalte in Wien habe er nach den dortigen Kabalen die eingetretenen Unglücksfälle längst vorausgesehen; die österreichische Regierung habe den Krieg wider seinen Rat begonnen; die Art, wie solcher geführt und die Geschäfte dabei geleitet worden, würde er sich zur ewigen Schande rechnen, wenn man ihn für fähig hielte, daran teilgenommen zu haben. „Erlauben Ew. Liebden," fuhr er fort, „demnach mir auch weiter keinen Anteil daran zu nehmen und von allen wienerischen Finanzoperationen verschont zu bleiben. Wenn ich das Glück hatte, durch bare Vorschüsse Ew. Liebden siegendem Heere den Eintritt in die Niederlande zu erleichtern, so werden Ew. Liebden nicht fordern, daß ich ein gleiches für den Austritt aus selbigen thue. Wenn Ew. Liebden Armee nicht halten will oder den Feind nicht aufhalten kann, so würden, falls ich auch mit äußerster Anstrengung noch einige Summen zur Ausfüllung der österreichischen Finanzlücken aufzubringen vermöchte, selbe nur dazu dienen, den Untergang hiesiger Gegenden um einige Tage zu verzögern, da keine sonstige Hülfe zu gewärtigen ist."

Von solchen Eindrücken bestürmt, durch körperliches Leiden und tiefe Hoffnungslosigkeit gebeugt, bat der Prinz am 9. August den Kaiser um seine Entlassung.

Während in dieser Weise auf der deutschen Seite nichts als matte Unlust zum französischen Kriege zu erblicken war, steigerte sich in England, vornehmlich unter Burkes mächtigem Einfluß, der Eifer für die Bekämpfung der Revolution. Mitte Juli, wie oben erwähnt, wurde eine außerordentliche Botschaft nach Wien abgeordnet, ein Mitglied des Ministerrates selbst, Lord Spencer, und der Bruder eines anderen Ministers, Thomas Grenville, um mit allen Mitteln Oesterreich zu neuer Erhebung anzufeuern. Ihre Instruktion, vom 19. Juli, begehrte zur Wiederaufnahme der Offensive in Belgien Verstärkung des kaiserlichen Heeres

auf 100 000 Mann und Ernennung eines tüchtigen Oberbefehlshabers an Koburgs Stelle sowie kräftigeres Auftreten Oesterreichs im italienischen Kriege: dafür bot England Unterstützung des Kaisers mit Geldmitteln, über deren Form und Betrag näher zu verhandeln wäre, und Deckung Oesterreichs gegen die von ihm befürchtete Feindseligkeit Preußens durch ein System defensiver Allianz und politischer Union. Man meinte in London mit gutem Grunde, daß diese Eröffnung sofort die wahre Gesinnung Oesterreichs an das Tageslicht bringen müßte. Hatten Thuguts Reden gegen Lord Elgin in der That nur den Zweck gehabt, England zu größeren Anstrengungen anzuspornen: nun, so mußte jetzt, wo Lord Spencer Englands Bereitwilligkeit zu erklären hatte, Thuguts Kampflust wieder aufleben. Blieb dagegen auch jetzt der kaiserliche Minister bei seiner trostlosen Passivität, so war es erwiesen, daß er an jenem 23. Mai gegen Elgin seine wahre Gesinnung ausgesprochen, daß seine politischen Zwecke mit der Verteidigung Belgiens nichts mehr zu schaffen hatten.

Die beiden Gesandten sprachen auf ihrer Reise am 28. Juli in Bonn den Grafen Mercy. Der wohlmeinende Mann war auch bei ihnen Feuer und Flamme für Belgien und versicherte ihnen ein über das andere Mal, er gehe nach London zur kräftigsten Betreibung des Krieges. Er wurde aber plötzlich kühl, als die Engländer einzelne praktische Vorschläge machten. Oesterreichische Verstärkung vom Rheine, meinte er, könne nicht nach Belgien gezogen werden, wegen der Unzuverlässigkeit der Preußen. Ein Vormarsch Koburgs über die Maas zum Entsatze der vier Festungen sei nicht zu erwarten; diese Festungen seien nach seiner Ansicht unrettbar verloren. Aber die Linie der Maas werde behauptet, sagte er; als jedoch die Engländer fragten, ob er das nicht öffentlich in einer Proklamation aussprechen wolle, erklärte er, sich auf dergleichen nicht einlassen zu können.

So vorbereitet kamen die Gesandten in Wien an, wo sie am 9. August mit Thugut und Rosenberg ihre erste Besprechung hatten und dieselbe in noch ausführlicherer

Weise am 11. fortsetzten. Wieder war ihr erstes Wort der Wunsch auf Sendung kaiserlicher Truppen vom Rheine nach Belgien. Aber auf der Stelle zeigte sich, daß bei Thugut kein Gedanke an Gewährung war. Die Sorge vor Preußen war durch die Einnahme Krakaus und die weiteren Fortschritte des Königs in Polen brennend geworden. Er erklärte auf das bestimmteste, daß die Oesterreicher am Rheine unentbehrlich seien, weil Möllendorff für sich allein zu schwach zum Widerstande sei, dann aber auch, weil mancherlei Anlässe näher bei den österreichischen Grenzen erscheinen könnten, welche eine solche Entfernung der Truppen bedenklich und unpolitisch machten. Weiter schilderte Thugut die Notlage der kaiserlichen Finanzen. Er müsse die Garantie einer Anleihe von drei Millionen Pfund Sterling durch England begehren, vorher könne nicht das mindeste geschehen. Die Engländer entgegneten, daß sie ohne Vollmacht für den Abschluß auf eine bestimmte Ziffer seien, betonten aber um so nachdrücklicher, daß sie die größte Bereitwilligkeit ihrer Regierung zu einem derartigen Abkommen zu erklären hätten, sobald nur Oesterreich kräftig handeln wollte. Fürst Rosenberg schien nicht abgeneigt, auf eine solche Grundlage der Verhandlung einzutreten; Thugut aber blieb fest dabei, daß Oesterreich sich nicht auf ein so weitschichtiges und kostspieliges Unternehmen wie die Wiedereroberung Belgiens einlassen könne, ehe es bestimmte Sicherheiten in der Hand habe. Für Oesterreich, sagte er, habe Belgien ganz und gar keinen Wert, es bringe jährlich nicht 200 Pfund ein; jedoch habe man nie den Gedanken gehabt, Belgien planmäßig aufzugeben; man wolle alle Anstrengungen machen, nur müsse man vorher die Mittel dazu erhalten. Also, bemerkten die Engländer, handelt es sich um eine Anleihe von drei Millionen Pfund. So viel für diesen Feldzug, rief Thugut, für das nächste Jahr bedürfen wir einer weiteren Subsidie, und außerdem ist es nötig, daß England und Rußland Maßregeln ergreifen, um uns gegen einen Angriff des Königs von Preußen zu sichern: wenn Oesterreich nicht in dieser Weise unterstützt wird, so müssen wir uns darauf

beschränken, den Rhein mit einem Heere von 30 bis 40 000 Mann zu verteidigen.

Die Engländer brachten darauf das Oberkommando in Belgien zur Sprache, wo Thugut gegen Koburgs Entfernung wenig zu erinnern hatte, aber äußerst stutzig wurde, als auf Rosenbergs Frage die Gesandten den Erzherzog Karl als den in England erwünschtesten Führer bezeichneten. Er erachtete den jungen Prinzen noch eines leitenden Ratgebers bedürftig und fand seinen gleich erregten Argwohn bestätigt, als bei näherem Eingehen auf die Frage die Engländer, wie er befürchtet hatte, an Waldecks Stelle auf Mack hinwiesen. Ein fein angelegter Plan, schrieb er an Colloredo, der preußisch gesinnten Faktion aufs neue das kaiserliche Heer in die Hände zu liefern; nimmermehr darf man dies zulassen. Ueberhaupt, setzte er hinzu, ist es dringend nötig, kein Geschäft mehr vereinzelt zu behandeln, sondern ein jedes nach den Forderungen unserer Gesamtlage zu erwägen.

Wir wissen, was diese Berücksichtigung der Gesamtlage bei Thugut bedeutete, nichts anderes als die Unterordnung der belgischen unter die preußisch-polnische Frage. Nun hatte die letztere eben damals ein nach seiner Auffassung bedenkliches Ansehen gewonnen. Die Kaiserin Katharina und ihre Minister hatten zwar die Rückreise des Kaisers nach Wien auf das beste belobt und bei der künftigen Teilung Polens Oesterreich wiederholt ein stattliches Los verheißen; auch waren sie bereit, eine besondere Unterhandlung mit dem Kaiser über Schutz gegen etwaige preußische Feindseligkeit zu eröffnen. Aber sie fanden, da ein starkes preußisches Heer in Polen stand, daß die Beratung über die Teilung nur zu dreien, also gemeinschaftlich mit Preußen, geführt werden könne. Dieser Ausspruch hatte sofort bei Thugut ein peinigendes Mißtrauen auch gegen Rußland erweckt. Jene Streitkräfte unter General Harnoncourt, die er im Juli hatte in Polen einrücken lassen, ließ er nach dem Empfang der russischen Erklärung zum größten Teile den Rückmarsch antreten. Nach allen Seiten meinte er sich

decken und vorsehen zu müssen. Es war nicht daran zu denken, daß er das Hauptheer des Kaisers wieder in weitere Ferne, jenseit der Maas, hinweggegeben, daß er es in die weitschichtige Wiedereroberung Belgiens verwickelt hätte. Am 12. August erließ der Hofkriegsrat einen Befehl an Koburg und den Prinzen Albrecht von Sachsen, in welchem von Belgien nicht weiter die Rede, sondern die Verteidigung von Luxemburg, Mainz und Mannheim als ihre Aufgabe gestellt war, mit dem bezeichnenden Zusatze, daß sie nur im äußersten Notfall weiter zurückgehen dürften. Für den Kaiser, der stets noch an belgische Kämpfe dachte, setzte Thugut den 13. August einen neuen Brief an Koburg auf, worin der Prinz, da er demnächst jene drei Bataillone erhalten sollte, zu energischer Kriegführung aufgefordert wurde, immer jedoch vorausgesetzt, daß vorher Mercy günstige Nachricht aus London gegeben habe. Für Koburg enthielt also das Schreiben wieder nichts als das alte Thema, Aufstellung großer Zwecke unter Versagung aller Mittel. An demselben Tage kam neue Nachricht aus Petersburg, warme Versicherungen über die freundliche Gesinnung des russischen Kabinetts, ausdrückliche Zusage russischen Rückhalts gegen Preußen, lebhafte Aufforderung zu frischem Kriege gegen die Jakobiner. Wie es scheint, machte die Depesche auf den Kaiser den entsprechenden Eindruck; denn Thugut fand sich veranlaßt, am 15. August dem Mittelsmanne Colloredo die dringlichsten Vorstellungen zu übersenden, daß nur so lange auf Rußlands Freundschaft zu hoffen sei, als man sich dort durch Festigkeit und systematisches Verfahren in Achtung setze; er sei also zur Entwerfung einer Antwort nach Petersburg außer stande, bis er über den Gesamtplan des Kaisers im klaren sei; inmitten der absoluten Widersprüche, sagte er, die ich in unseren Prinzipien wahrnehme, kann ich nichts thun. Das hieß in praktischer Sprache übersetzt: so lange wir unsere Kräfte in dem fernen Belgien vergeuden, können wir in Polen nicht mit erfolgreichem Nachdrucke auftreten; Belgien und Krakau zugleich nachtrachten, ist für uns ein innerer Widerspruch.

Bei solchen Anschauungen des Ministers rückte natürlich Lord Spencers Unterhandlung nicht vom Flecke. An kriegerische Thätigkeit war nicht zu denken, ehe eine bindende Erklärung des englischen Ministeriums über Subsidien und Anleihe eingetroffen war. Thugut drehte sich in seinen Gesprächen mit den beiden Gesandten unaufhörlich in dem üblichen Kreise, daß Belgien für Oesterreich nicht das mindeste Interesse habe, daß der Kaiser dennoch in seiner Großherzigkeit jede mögliche Anstrengung für die Wiedergewinnung des Landes machen werde, daß aber allerdings sehr wenig Hoffnung auf gutes Gelingen vorhanden sei. Es war ein besonderes Verfahren, um dem Bundesgenossen, von dem man Geld und Truppen und diplomatische Unterstützung begehrte, zu solchen Leistungen Vertrauen und Mut zu machen. Einstweilen entschloß sich Thugut, den Wechsel im Oberkommando zu vollziehen, und am 21. August gingen die kaiserlichen Schreiben ab, welche den General Clerfait an die Spitze des belgischen Heeres beriefen und den General Beaulieu zu dessen Generalquartiermeister an Waldecks Stelle ernannten. Es wurden darin die bekannten Ermahnungen zu kräftiger Kriegführung und zur Beratung erfolgreicher Feldzugspläne mit York wiederholt, zugleich aber auch die früheren Kaiserbriefe an Koburg beigelegt, nach welchen vor jeder wirklichen Thätigkeit Mercys Berichte abgewartet werden sollten.

Clerfait entwarf denn auch am 30. August mit York einen sehr schönen Plan, der bei der augenblicklichen Schwäche der französischen Feldarmeeen bedeutende Erfolge hätte liefern mögen; es sollte danach auf der einen Seite, gemeinsam mit York, das wichtige Antwerpen, auf der anderen, gemeinsam mit Möllendorff, das nicht minder bedeutende Trier den Franzosen wieder entrissen werden. Leider aber schrieb gleichzeitig General Clerfait, bei dem Ausbleiben jeder Geld- und Truppensendung, dem Kaiser, daß er wegen seiner leidenden Gesundheit um seine Entlassung bitten müsse. Es blieb also im Felde um so mehr bei völliger Unthätigkeit, als Mercy gleich nach seiner Ankunft in London erkrankt

und gestorben und somit Graf Starhemberg erst am 26. August mit dem englischen Minister zur ersten Besprechung der österreichischen Anträge gelangt war. Dieselben gingen, wie sie Thugut den beiden Gesandten vorgelegt hatte, auf sofortige bare Vorschüsse, ohne welche Clerfait die Maaslinie nicht halten könne, auf englische Garantie einer österreichischen Anleihe von drei Millionen Pfund, auf das Versprechen neuer Geldhülfe für den nächsten Feldzug. Der englische Minister ordnete auf der Stelle einen Vorschuß von 150 000 Pfund unter der Bedingung an, daß nun die Armee die Maas auch wirklich halte, und ließ dann durch die Gesandten in Wien seine weitere Antwort erklären. Die Anleihe wolle England gewährleisten, wenn Oesterreich 100 000 Mann in Belgien aufstelle, der bisherigen Zersplitterung des Oberbefehls dort ein Ende mache und, wie früher York sich unter die Leitung Koburgs gestellt, so jetzt der im Range niedriger stehende Clerfait sich dem Oberbefehle des Lord Cornwallis unterordne. Da Thugut einmal geäußert hatte, England möge seine preußische Subsidie auf das stets zuverlässige Oesterreich übertragen, so erklärte sich Lord Grenville auch dazu bereit, falls dann der Kaiser, wie bisher Preußen, weitere 60 000 Mann stelle. Für diesen Fall freue sich der Minister eines von Thugut hingeworfenen Wortes, daß der Kaiser dann beim deutschen Reichstag den Preußen Geld verschaffen wolle. Ueberhaupt, schrieb Lord Grenville, muß man Oesterreich bestimmen, daß es Preußens Forderungen befriedigt, wenn der französische Krieg zu einem gedeihlichen Ende kommen soll.

Hier also war das bisherige Thema der österreichischen Begehren, die Geldforderung, in vollem Umfange erledigt. Wenn in der That nur der Mangel an Mitteln bisher Thuguts belgische Kriegsfurie gehemmt, wenn er bisher nur zu schärferer Anspornung Englands seinen Eifer gezügelt und Gleichgültigkeit geheuchelt hatte, so war jetzt England zu allen Opfern bereit und demnach für Oesterreich die Bahn zu einer mächtigen Offensive in Belgien geöffnet. Hier aber wurde es handgreiflich offenbar, wie himmelweit Thu-

gut von einer solchen Stellung entfernt war. Als Graf Spencer ihm am 14. September die englischen Erbietungen vorlegte, fuhr er mit ganz ungewöhnlicher Heftigkeit dagegen auf. Was er seinerseits vorbrachte, war allerdings ohne sachliche Bedeutung. Er beschwerte sich, daß England den Kaiser so viel schlechter als Preußen behandele und dreimal so viel von ihm als von diesem fordere: in Wahrheit waren die beiderseitigen Subsidiensätze ziffermäßig identisch, dort 20 Millionen Thaler jährlich für 100 000, hier 12 für 60 000 Mann. Er erklärte die Forderung des englischen Oberbefehls für eine Entehrung Oesterreichs im Angesicht von ganz Europa; in Wahrheit hatte Clerfait ohne Ehrverletzung 1792 unter Braunschweigs, der Herzog von York ohne Ehrverletzung bis vor kurzem unter Koburgs Oberbefehl gestanden, und ein österreichischer Feldzeugmeister mochte unter allen Umständen ohne Ehrenschaden von einem Cornwallis Weisungen empfangen. Thuguts wirkliche Gründe sind leicht erkennbar. Hätte England ihm zehn statt drei Millionen Pfund geboten, er würde ebenso unbedingt einen Antrag abgewiesen haben, nach welchem er 30 000 Mann Verstärkung nach Belgien schicken und zugleich in ein thätiges Einvernehmen mit Preußen treten sollte. Noch an demselben Abend schrieb er dem Grafen Colloredo, daß eine Offensive über die Maas hinüber unter den jetzigen Umständen (man hatte eben Nachricht von dem Falle der eroberten Festungen erhalten) überhaupt keinen Zweck mehr habe und mithin nur auf die Befestigung der Stellung hinter diesem Flusse zu sehen sei. „Auch verbietet uns, sagte er, „unser jetziges Verhältnis zu England jedes andre Verfahren; es wäre ein unentschuldbarer Fehler, wenn wir jetzt uns nach Belgien hinein vertiefen wollten, ehe wir uns mit England über alles geeinigt haben: denn zur Zeit ist es noch völlig unsicher, ob wir zu einem solchen Einverständnisse kommen, da die Bedingungen, die England uns auferlegen will, schlechthin unannehmbar sind.“ Am folgenden Tage gab er dann den englischen Gesandten die Erklärung, daß Oesterreich die Vorschläge Lord Grenvilles definitiv ablehne,

und da hiermit, setzte er hinzu, die englische Subsidie wieder völlig ungewiß geworden sei, so könne bis zu deren Sicherung Oesterreich den Krieg nur in festbegrenztem Maße fortführen [1]).

Dieser negative Ausgang der diplomatischen Verhandlungen fand sein treues Gegenbild in den militärischen Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze. Wie wir sahen, hatte der Wohlfahrtsausschuß durch den thörichten Befehl, nicht die feindlichen Heere, sondern die von dem Gegner behaupteten Festungen zu bedrängen, seine Streitkräfte heillos zersplittert, so daß während des ganzen August sowohl Pichegru als Jourdan an der Maas einer sehr bedeutenden feindlichen Uebermacht gegenüberstanden. Wohl mochten Oesterreicher und Engländer nach den Unglücksfällen in Flandern und an der Sambre einige Wochen Ruhe zur Herstellung und Erfrischung ihrer Truppen bedürfen: nichts aber hätte, unter einer frischen und in Wahrheit angriffslustigen Leitung, sie abhalten können, unter den günstigsten Aussichten im August über Jourdans oder Pichegrus geschwächte Scharen hereinzubrechen. Es geschah aber nichts derart, und so kapitulierten denn auch die Festungen Landrecies und Lequesnoi, Ostende und Nieuport, Condé und Valenciennes, eine nach der anderen, viel schneller, als irgendwer vorausgesehen hatte: was natürlich Thugut wieder zu grimmigem Zorne gegen die Generale Anlaß gab, durch deren feiges Betragen Oesterreich allen Respekt in der Welt einbüße, daneben aber das oben erwähnte Schreiben an Colloredo hervorrief, daß jetzt der letzte Grund zu einem Vormarsche nach Belgien hinein weggefallen sei. Ganz in demselben Sinne sandte jetzt auch Clerfait eine Botschaft zu York hinüber, durch welche er die beabsichtigte Offensive für nutzlos erklärte, da ihr vornehmster Zweck, der Entsatz jener Festungen, durch den Fall derselben im voraus vereitelt sei. Als York mit leb-

[1]) Wie diesen Thatsachen gegenüber Ranke, Hardenberg I, 234, von einer „engsten Verbindung" zwischen Oesterreich und England und von einem Entschlusse Oesterreichs, den Krieg „mit Eifer" fortzuführen, reden kann, ist mir nicht klar.

haften Vorstellungen an der Heilsamkeit und Notwendigkeit einer starken Offensive festhielt, antwortete Clerfait durch die Vorlage eines neuen, wesentlich veränderten Planes, dessen Einzelheiten dann wieder den Prinzen von York und Oranien unausführbar erschienen [1]). Mit einem Worte, es blieb bei vollständiger Unthätigkeit auf allen Seiten: die Heere lagen in ihren weitläufigen Kantonnierungen bewegungslos wie im tiefsten Frieden, gedrückt durch die Erinnerung an das Mißlingen des Sommerfeldzugs, unsicher und ohne Vertrauen bei dem Gedanken an die Zukunft. Eine solche Lage mußte auf die Dauer den moralischen Bestand der Truppe bis auf die Wurzeln vergiften, und bereits trat bei den englischen Regimentern ihre zerstörende Einwirkung in der grellsten Weise hervor. Dort war seit dem Beginne des Feldzugs die Verpflegung äußerst reichlich, ja verschwenderisch, dennoch aber durch Verschleuderung und Nachlässigkeit ungenügend gewesen. Es fehlte den Truppen oft tagelang an Brot und Fleisch: der Branntwein aber war stets in Fülle vorhanden, und die Zahl der Weiber im Lager war zuweilen kaum geringer als die der Soldaten. Dabei bestand die Mannschaft zum größten Teil aus angeworbenem Gesindel, dem Abschaum des britischen Proletariats, und man ermißt leicht, welche Bestialität unter solchen Verhältnissen entwickelt wurde. In Flandern hatte die ununterbrochene Thätigkeit das Uebel einigermaßen im Zaume gehalten, und wenn es ja einmal zu einem Ausbruche kam, so hatte die Notwendigkeit sofort die Offiziere und vor allem den Oberbefehlshaber selbst zu raschem und kräftigem Einschreiten gezwungen. Jetzt aber entsittlichte die trostlose Waffenruhe die Vorgesetzten und die Untergebenen in gleichem Maße. Die Offiziere, meistens junge, reiche Edelleute ohne militärische Ausbildung, welche ihre Aemter durch Kauf erworben hatten, um den Feldzug als ein ritterliches Vergnügen mitzumachen, bekümmerten sich in keiner Weise um die Pflichten ihrer Stellung oder das

[1]) York an Dundas, 7. September.

Wohl der Soldaten, lebten in lockerer Ungebundenheit und gaben der Truppe durch schlaffe Dienstführung und rohe Liederlichkeit das übelste Beispiel. Oft kam es vor, daß die Regimenter sich morgens in Marsch setzten, die Offiziere aber bei einem Zechgelage stundenlang zurückblieben und dann gegen Mittag halb berauscht in tollem Rennen der Kolonne nacheilten und zum Aergernis der Soldaten lärmend und jauchzend an dem Zuge vorüberbrausten. Es war kein Wunder, daß bei solchem Vorgange die Mannschaft binnen wenigen Wochen völlig verwilderte. Sie plünderte, wohin sie kam, die Ortschaften, peinigte die Bevölkerung bis auf das Blut und vergeudete das geraubte Gut in wüster Schlemmerei. Die deutschen Hülfstruppen, Hannoveraner, Darmstädter, Hessen, trugen bei jedem Zusammentreffen mit dem Feinde die schwerste Last des Kampfes: sie widerstanden dem schlechten Beispiele mit bewundernswerter Standhaftigkeit, waren aber bei weitem nicht zahlreich genug, um trotz der englischen Ausschweifungen die zerfallende Einheit des Heerverbandes aufrecht zu halten. Bei den Holländern machten sich jetzt, wo der Krieg die eigenen Grenzen erreichte, die alten Schäden der Wehrverfassung in empfindlicher Weise fühlbar; es fehlte überall an geübter Mannschaft und zuverlässigen Offizieren, und bei allem Reichtum des Gemeinwesens waren die meisten Festungen in unzulänglicher Verfassung. Dazu kam, daß die Einwohner, in Verzweiflung über die von den Engländern verübte Unbill, den ganzen Krieg auf das bitterste verwünschten: sie ersehnten die Ankunft der Franzosen als der Befreier und Rächer an den verfluchten Bundesgenossen, und weit und breit im Lande rief diese Stimmung die Sympathie für die antioranische Partei, für die Patrioten von 1788, wieder in das Leben. Der Herzog von York sah das Wachsen dieser Uebelstände mit ratloser und dumpfer Verzweiflung. Er erließ einige Tagesbefehle, in denen er seine Truppen mit harten Worten zu besserem Betragen ermahnte; als dies nichts half, als dann gleich nachher die Oesterreicher aufs neue versagten, als nach dem

Falle der Festungen ein verstärkter Angriff der Franzosen erwartet werden mußte, war der Herzog in seinem Innern vollkommen überwältigt und sah ohne Entschluß noch Willen dem Hereinbrechen des Unheils entgegen. Am 14. September erschienen die ersten feindlichen Heeresmassen vor den verbündeten Vorposten bei Herzogenbusch; gleich nachher wurde eine Abteilung Darmstädter bei Bortel trotz heldenmütiger Gegenwehr durch die Uebermacht der Feinde erdrückt: da hatte denn York, welcher die Stärke des Gegners mit großer Uebertreibung auf nicht weniger als 80 000 Mann schätzte, nur noch den Gedanken, sich nicht den Rückzug über die Maas abschneiden zu lassen. Er beschloß, ganz Nordbrabant zu räumen, und führte am 16. seine Armee über den Strom in die vereinigten Provinzen hinüber [1]).

Gleichzeitig eröffnete auch General Jourdan eine neue Offensive gegen die Oesterreicher bei Lüttich. Er hatte aus Hennegau eine Verstärkung von 27 000 Mann erhalten; sein Heer war also dem feindlichen an Zahl beinahe gleich geworden. Er beabsichtigte damit den Hauptstreich gegen den linken, südlichen Flügel des Gegners an der Ourthe zu führen, da es offenbar war, daß er durch die Ueberwältigung desselben empfindlicher als durch irgend eine andere Operation auf Clerfaits Verpflegungs- und Rückzugslinie einwirkte. Nachdem er also jene 27 000 unter Marceau und Scherer an die Ourthe geschickt hatte, alarmierte er den 16. September durch einen lebhaften Scheinangriff die feindliche Mitte bei Maastricht, nahm hier die volle Aufmerksamkeit Clerfaits in Anspruch und eilte dann, sich plötzlich dem Gefechte entziehend, noch mit 12 000 Mann zu Marceau hinüber, so daß er dort am 18. beinahe 40 000 Mann gegen den General Latour und dessen 24 000 in das Feuer führen konnte. Es kam dazu, daß die Oesterreicher fast die Hälfte dieses Flügels als Rückhalt für die Trierer Expedition weit nach Süden hin verzettelt hatten; so wurde der Rest an

[1]) Näheres bei Porbeck, kritische Geschichte u. s. w., und bei Ditfurth, die Hessen in den Niederlanden, Band II.

der Durthe durch die mehr als dreifache Uebermacht des Feindes auf allen Punkten geworfen und mit einem Verluste von nahe 3000 Mann zum Rückzuge genötigt. Es war um so beklagenswerter, als die Truppen, bei guter Mannszucht durch die lange Ruhe erfrischt und gekräftigt, sich wieder vortrefflich geschlagen und die Franzosen den Sieg mit einem Opfer von fast 6000 Toten und Verwundeten bezahlt hatten. Auch nach dem Treffen bewahrte Latour, wenngleich zurückweichend, seine Haltung und schlug einen zweiten Angriff des Feindes am 20. bei Henri Chapelle mit blutigem Nachdrucke ab. Da nun die übrigen Heeresteile, eine Masse von 60 000 Mann, völlig unversehrt waren, so konnte von einer ernstlichen Gefahr noch keine Rede sein: nichtsdestoweniger befahl Clerfait ohne Aufenthalt den allgemeinen Rückzug hinter die Roer, wo dann das Heer bis zum 23. September seine Stellung zwischen Düren und Roermond einnahm. Wieder begannen von hier aus Unterhandlungen mit York auf der einen und Möllendorff auf der anderen Seite; jener möchte zur Deckung des nördlichen Flügels der Oesterreicher den Schutz der Festung Venlo an der Maas übernehmen, dieser zur Stärkung des südlichen im Trierschen Lande den Posten Kaiserseſch besetzen; andernfalls erklärte Graf Clerfait eine längere Verteidigung des linken Rheinufers für unmöglich. Die beiden verbündeten Führer machten Schwierigkeiten; indessen sandte York eine kleine Abteilung Hannoveraner nach Venlo und wurde Kaiserseſch in die preußische Stellung hineingezogen: kaum aber war es geschehen, so erschienen Jourdans Kolonnen an der Roer und eröffneten den Angriff auf die Oesterreicher den 2. Oktober. Wo sie in einiger Stärke auftraten, wichen die Kaiserlichen in bester Ordnung nach schwachem Widerstande zurück, erreichten am 4. das Ufer des Rheins und setzten in der Nacht auf den 6. über den Strom hinüber. In welchem Sinne diese letzten Operationen des unheilvollen Feldzuges geführt wurden, lehren in bündiger Klarheit die Zahlen der österreichischen Etats vom 21. September bis zum 6. Oktober: der ausrückende

Stand von Clerfaits Macht betrug damals 76 968 Mann, hatte sich gegenüber ungefähr 75 000 Franzosen und überließ diesen das linke Rheinufer nach einem Verluste von 171 Toten, 28 Verwundeten und 468 Vermißten [1]). Der Krieg war, wie es Thugut dem Grafen Spencer angekündigt hatte, auf einen beschränkten Maßstab gebracht.

Und fast in demselben Augenblicke, in welchem die kaiserlichen Feldherren Belgien definitiv aufgaben, erlebte Thugut die weitere Genugthuung, daß auch die englische Regierung sich seinen zähe festgehaltenen Auffassungen endlich anbequemte und nach der einfachen Erwägung, daß halbe Hülfe gegen Frankreich besser sei als gar keine, auf den österreichischen Standpunkt hinübertrat. Am 1. Oktober machte Graf Spencer dem kaiserlichen Minister Mitteilung von einer neuen, am 14. September ausgefertigten Instruktion Lord Grenvilles. Durch den Fall der Festungen, schrieb dieser, ist die Lage der Dinge so verändert, daß wir Thuguts so vielfach ausgesprochenen Wunsch erfüllen wollen, den Operationen in den Niederlanden keine so weite Ausdehnung, wie bisher beabsichtigt war, zu geben; der Wiener

[1]) Oestr. milit. Zeitschrift 1. c. S. 278, 282. Man versteht also, wie Clerfait damals dem Kaiser schreiben konnte (bei Vivenot, Herzog Albrecht II, 285: je sens toute l'importance de cette démarche, et les suites qu'elle peut avoir m'affligent sensiblement; mais si V. M. daigne réfléchir à notre position, j'ose espérer qu'Elle me rendra la justice d'être persuadé, que je n'ai songé qu'au bien de son service et que cette retraite en présence d'un armée nombreuse s'est faite sans précipitation et n'a pas été l'effet de la crainte. Vivenot will den Rückzug über den Rhein als erzwungene Folge der Schwierigkeiten betrachten, welche die linksrheinischen Reichsstände, besonders Kurköln, der Verpflegung der Armee in den Weg gelegt; es wird kaum der Bemerkung bedürfen, daß ein Heer von 75 000 Mann im Jülicher und Kölner Lande, einem der fruchtbarsten Deutschlands, nicht verhungert, wenn seine Führer das Erforderliche vorkehren, und daß andererseits der Uebergang über den Rhein daran nichts bessern konnte, da man dadurch aus dem kölnischen wieder in pfälzisches Gebiet kam, dessen Regierung von Vivenot selbst an hundert Stellen als ebenso saumselig und böswillig wie die des Erzbischofs bezeichnet wird.

Hof mag sich am Rheine oder in Italien der etwa eintretenden günstigen Verhältnisse bedienen. England verzichtete demnach auf den Oberbefehl über Clerfaits Armee sowie auf eine Verstärkung derselben und erklärte sich bereit, für die Fortdauer der bisherigen Leistung seine Garantie für eine Anleihe von drei Millionen Pfund zu gewähren und keinen Frieden zu schließen, ohne daß der Kaiser die etwa den Franzosen entrissenen Provinzen behalte. Endlich sah sich Thugut am Ziel seiner Wünsche. Nicht um England zu größeren Leistungen für Belgien zu treiben, hatte er gezaudert, sondern was er erstrebt hatte, war Erlangung englischer Subsidien, auch wenn er Belgien aufgäbe. Jetzt war es erreicht. Er sprach den Gesandten seine frohe Befriedigung über die hocherwünschte Nachricht aus, strömte über von den besten Versicherungen für Holland, ließ aber auch jetzt den nachgiebigen Partner so einfach nicht los. Außer der einen Anleihe für diesen Feldzug, sagte er, müsse Oesterreich eine zweite von gleichem Betrage für den folgenden haben. Spencer und Grenville, längst ihres unerquicklichen Geschäftes müde und von der Ueberzeugung erfüllt, daß es Thugut viel weniger auf den französischen als auf den polnischen Krieg ankomme, erklärten hierüber ohne Vollmacht zu sein und überließen das weitere den Verhandlungen der stehenden Gesandtschaften.

So schloß Oesterreichs Thätigkeit für Belgien und den Niederrhein.

Die Entwicklung dieser Dinge machte denn auch den langen Schwankungen der preußischen Politik ein Ende und führte einen ersten Schritt zum Abschlusse herbei.

Nach dem Verluste von Trier hatte wieder tiefe Waffenruhe am Rheine geherrscht, höchstens durch einen rastlosen kleinen Krieg unterbrochen, welchen der kühne und listige Reitergeneral Blücher zum großen Schaden der französischen Vorposten führte. Unterdessen langte Schmerz in Basel an und setzte sich durch Vermittelung des städtischen Kanzlers Ochs mit dem französischen Sekretär Bacher in Verbindung. Bacher erwies sich höchst entgegenkommend, versprach sofort

an den Wohlfahrtsausschuß zu schreiben und hoffte auf dessen günstige Antwort. Mit dieser vorläufigen Eröffnung ging Schmerz wieder in das Hauptquartier zurück, wo er den vertrauten Adjutanten Möllendorffs, den Major von Meyerinck, von seinen Ergebnissen unterrichtete. Nachdem er am 19. August von Ochs die Nachricht erhalten, daß auch in Paris die Stimmung eine durchaus erfreuliche sei, wurde er wieder zu Kalkreuth berufen. Der General forderte ihn auf, ohne Verzug eine zweite Reise nach Basel zu machen. Herzog Albrecht dränge auf ein Unternehmen zur Wiedereroberung von Trier; ein solches könne in Paris Zweifel an der ehrlichen Friedensliebe Preußens erwecken; er solle also hinübergehen und solche Bedenken durch die Erneuerung eines Antrags auf demnächstigen Waffenstillstand zerstreuen. Schmerz hatte wieder Bedenken gegen einen solchen Auftrag ohne förmliche und gesetzliche Vollmacht; indessen, da ihn Möllendorff, freilich ohne das Geschäft seinerseits zu erwähnen, zur Tafel lud, so übernahm er, wie er sagte, im festen Vertrauen auf die Redlichkeit des Feldmarschalls, die bedenkliche Sendung zum zweiten Male. Während man hier also den in Paris angeknüpften Faden weiterspann, suchte Möllendorff entsprechende Maßregeln auch auf der deutschen Seite herbeizuführen. Immer ohne Vorwissen des Königs wandte er sich insgeheim an den Kurfürsten von Mainz, als den ersten Würdenträger und bedrängtesten Fürsten des Reiches, und mahnte ihn, bei dem Reichstage zu Regensburg einen Schritt zur Errettung des deutschen Vaterlandes aus der immer stärker heranwachsenden Kriegsgefahr zu thun [1]). Nachdem er so für eine friedliche Zukunft vorgearbeitet, kam er mit Clerfait und Herzog Albrecht über den Zug gegen Trier zum Abschlusse. Wieder sollte Albrecht den Erbprinzen von Hohenlohe zur Deckung der zentralen Position vor Mainz verstärken und dieser darauf einen Vorstoß gegen das im Juli verlorene Kaiserslautern machen; zugleich würde Möllendorff mit 15 000 Mann nord-

[1]) Luccheſini an Möllendorff 8. September.

wärts über den Hunsrück gegen die Mosel vorgehen, während einige Abteilungen Clerfaits von der Ourthe her den Angriff auf Trier unterstützten. Soweit wir sehen können, war es auch dieses Mal dem Feldmarschall völliger Ernst mit der Unternehmung. Er wünschte, wie Lucchesini, einen Frieden zugleich für Preußen und das Deutsche Reich, und mit diesem Gedanken vertrug sich vollkommen die Verdrängung des Feindes von dem Reichsboden. Am 17. September setzten sich alle Kolonnen der Abrede gemäß in Bewegung. Kaum aber hatte Hohenlohe seinen ersten Marsch bis Wachenheim angetreten, so erhielt er durch Herzog Albrecht die Nachricht von den Schlägen an der Ourthe, welche für Clerfait die verheißene Mitwirkung zu dem Angriff auf Trier und damit das ganze Unternehmen unmöglich machten. Indessen kam einige Stunden später ein Kurier von Möllendorff, daß das Unglück an der Ourthe so groß nicht sei und es bei den verabredeten Operationen sein Bewenden habe [1]). Darauf begann Hohenlohe am 18. seinen Kampf und führte ihn bis zum 20. in einer Reihe glänzender Gefechte siegreich durch. Die Franzosen wurden mit einem Verluste von mehr als 5000 Mann aus Kaiserslautern und dem umliegenden Gebirge hinausgeschlagen. Allein weniger günstig verliefen sich die Dinge an der Mosel. Möllendorff war in seinem Marsche bis Kirn gelangt, als er am 20. September gleichlautende Depeschen der kaiserlichen Generale Nauendorff, Hadik und Melas erhielt, daß General Latour wegen der Unfälle an der Ourthe sie von dem Unternehmen gegen Trier abberufen habe. Darauf zog dann auch Möllendorff seine bis Wadern gelangten Vortruppen wieder an sich und führte den ganzen Heerteil nach Kreuznach zurück. Trier blieb in den Händen des Feindes.

Wichtiger als die unmittelbaren militärischen Folgen dieses erneuten Mißlingens waren seine politischen Nachwirkungen. Malmesburys Berichte hatten in London doch

[1]) Handschriftliches Journal der Campagne Hohenlohes 1794, von Lieutenant v. Seydlitz (1812 Yorks Adjutant, später General).

mehr und mehr Eindruck gemacht; es waren dazu die österreichischen Andeutungen auf Uebertragung der Subsidie an den Kaiser gekommen; die stete Erfolglosigkeit des rheinischen Krieges gab bei Pitt endlich den Ausschlag. Schon am 1. Oktober blieb die monatliche Zahlung in Berlin aus; auf eine preußische Anfrage darüber erklärte Pitt mit trockener Kürze, daß England die Subsidie fürs erste auszusetzen beschlossen habe, und als der Gesandte darauf bemerkte, daß Preußen hierin den Bruch des Haager Vertrages erkennen müsse, entgegneten die Minister, man habe diese Folge vor dem Entschlusse erwogen. So zerriß dem Könige, fast genau ein Jahr nach der Lösung des österreichischen Verhältnisses, auch der englische Bund und mit ihm die letzte Fessel, die ihn noch in der großen Koalition festgehalten hatte. Für den Augenblick war er auf das äußerste betroffen. Er hatte den rheinischen Krieg immer nur nach Möllendorffs Berichten beurteilt, in welchen die Schuld der Unthätigkeit natürlich stets auf anderen Schultern lag. So kam ihm die englische Kündigung völlig unerwartet und gerade doppelt verletzend nach dem schönen Siege bei Kaiserslautern, in einem Zeitpunkte, wo die Oesterreicher im Norden wie im Süden über den Rhein zurückwichen und Möllendorff allein auf dem linken Ufer standhielt. Schon im September hatte ihn Lucchesini bestimmt, nochmals nach dem Februarbündnis die Entsendung eines österreichischen Hülfscorps von 20 000 Mann nach Polen in Wien zu begehren; der Marquis, wie wir wissen, würde die Gewährung schwer beklagt haben und hatte, der Weigerung vollkommen sicher, die Sache nur deshalb angeregt, damit Preußen das Recht gewinne, dann seinerseits das von ihm am Rheine unterhaltene Hülfscorps gleicher Stärke zurückzunehmen und nach Polen zu schicken. Jetzt, nach der englischen Absage, schlug diese Auffassung vollständig durch: es gab jetzt auch in Berlin keinen Gegner der Ansicht mehr, daß man den Schwerpunkt der Politik nicht in den französischen, sondern in den polnischen Streit zu werfen habe. Ohne Zaudern entschloß sich der König, Möllendorff vom linken Rheinufer abzuberufen

und zugleich die Entsendung von 20 000 Mann dieser Truppen nach Polen zu verfügen. In Wien knüpfte Lucchesini daran bei einem längeren Gespräche mit Thugut den förmlichen Antrag, den Franzosen einen bestimmten Schritt zum Frieden entgegenzuthun. Er stellte vor, daß man bei weiterer Fortsetzung des Kampfes die gemäßigte Partei in Frankreich selbst jeder Möglichkeit des Emporkommens berauben, die politische Existenz Hollands gefährden und damit ganz Europa den Republikanern dienstbar machen würde. Er drängte Thugut, in London jenen Gesichtspunkt zu betonen, nach welchem der Weltfriede durch gegenseitige Herausgabe aller Eroberungen hergestellt werden sollte; er sah darin das einzige Mittel, Frankreich trotz seiner rheinischen Siege zu einem billigen Abkommen zu bestimmen. Thugut antwortete entgegenkommend, daß er nichts mehr als einen erträglichen Frieden wünsche und auch dem preußischen Gedanken eines längeren Waffenstillstandes vollen Beifall schenke. Aber ein neuer Zwischenfall überzeugte den Marquis nur zu bald, daß bei Thugut vielleicht ein Separatfrieden mit Frankreich, vielleicht eine Fortsetzung des Kampfes mit russisch-englischer Hülfe möglich, daß aber ganz sicher keine mit Preußen gemeinsame Unterhandlung zur Herbeiführung des Reichsfriedens bei ihm denkbar sei. Jener Wink des Marschalls Möllendorff hatte nämlich bei dem Kurfürsten von Mainz insoweit gezündet, daß er einen Antrag auf Friedensbemühungen beim Reichstage einbrachte, in demselben aber, sei es nun nach einer in Wien gestellten Anfrage, sei es nach seiner eigenen Kenntnis der dortigeu Eifersucht gegen Preußen, nicht dessen König, sondern die Höfe von Kopenhagen und Stockholm als Vermittler vorschlug. Mit dieser Aenderung war man in Berlin bei der bekannten Neigung des schwedischen Regenten zu Frankreich sehr wenig einverstanden, beeilte sich aber, dem Antrage auch in dieser Form bei dem Reichstage volle Unterstützung zu gewähren. Thugut dagegen redete sehr geringschätzig darüber und erklärte ihn für eine verdeckte Bestrebung Preußens, den kaiserlichen Einfluß aus dem Reiche zu ver-

drängen. Ich habe, meldete Lucchesini seinem Hofe, bei einem Gespräche über den Antrag die feste Ueberzeugung gewonnen, daß Thugut für jetzt keinen Frieden machen wird; allerdings, weder Holland noch das Reich interessieren ihn oder haben Hülfe von ihm zu erwarten; dennoch aber wird er unseren Wünschen, einen Waffenstillstand herbeizuführen, nicht zustimmen: England und Rußland treiben ihn zum Kriege, und er geht aufs neue in ihre Pläne ein, weil er von dieser Politik in der polnischen Teilungssache Vorteil zu ziehen hofft.

Lucchesini hatte nicht alles, aber er hatte im wesentlichen richtig gesehen. Nachdem durch das Zerwürfnis zwischen Oesterreich und Preußen zuerst eine gedeihliche Kriegführung verhindert worden, wurde jetzt durch dieselbe Ursache eine gemeinsame Friedensverhandlung unmöglich. Statt dessen war Thugut im Begriffe, mit Rußland nicht auf allgemeinen Frieden, sondern auf allseitige Eroberung abzuschließen. Seine zähe durchgeführte Taktik kam, wie vorher mit England, so jetzt auch mit Katharina zum Ziele, nach dem Verlaufe der polnischen Sache, welche damals zu ihrer erschütternden Katastrophe gelangte.

Nach dem Abzuge der Preußen von Warschau atmete man in dieser Hauptstadt auf; es war noch einmal ein glücklicher Tag nach einer Reihe fast hoffnungsloser Wochen, ein freudiger Augenblick inmitten zahlreicher erdrückender Gefahren. Denn auch jetzt stand es um die polnische Sache auf den östlichen Teilen des Kriegsschauplatzes mißlich. In Litauen hatte der russische General Knorring die Hauptstadt Wilna nach tapferem Widerstande am 12. August überwältigt; Oberst Grabowski war von dort gegen Osten gewichen, um einen abenteuernden Streifzug in die russische Provinz Minsk zu versuchen, wurde aber von dem Fürsten Sicianow eingeholt und mit seiner gesamten Mannschaft gefangen genommen: ebenso mißlangen die Einfälle anderer polnischer Generale in Szamaiten und Kurland, und um den Anfang des September fand sich der neue Oberbefehlshaber dieser Heeresteile, General Mokranowski, veranlaßt, alles,

was ihm noch an Streitkräften übrig war, im ganzen ungefähr 20 000 Mann, in die Gegend von Grodno an der Grenze des eigentlichen Polen zurückzuziehen und Litauen damit aufzugeben. Weiter südlich am Bug, in dem Bezirke von Brzesc-Litewski, stand General Sierakowski mit 13 000 Mann, um das russische Corps Derfelden zu beobachten und etwaige Angriffe, die aus der Ukraine unternommen würden, in Schach zu halten: er hatte unbestimmte Nachricht, daß von dort her General Suworow mit starker Heeresmacht in Bewegung sei, und sandte dringende Bitten um Verstärkung nach Warschau. So im Osten. Von Warschau selbst war der russische General Fersen gleichzeitig mit den Preußen abgezogen, hatte sich jedoch sofort von diesen getrennt und war, 13 000 Mann stark, auf eigene Hand die Weichsel aufwärts nach Süden gezogen, um wo möglich diesen Strom zu überschreiten und sich dann mit Derfelden und Suworow zu vereinigen. Polnischerseits ließ hierauf Kosciusko den Fürsten Poninski mit 4000 Mann auf dem rechten Ufer den Strom hinaufgehen, mit dem Auftrage, Fersen stets im Auge zu behalten und ihm den Uebergang über die Weichsel um jeden Preis zu verwehren. Vielleicht hätte sich hier ein bedeutender Erfolg erreichen lassen, wenn Kosciusko sofort nach dem Abmarsche der Preußen mit aller verfügbaren Macht aus Warschau zur unmittelbaren Verfolgung Fersens hervorgebrochen wäre: das völlig vereinzelte Corps würde dann schwerlich einem harten Mißgeschick entronnen sein. Statt dessen aber ließ man sich in Warschau durch die Unsicherheit der preußischen Haltung und die Fortschritte des Posener Aufstandes bestimmen, alle irgend verwendbaren Streitmittel nach dieser Seite zu werfen und damit um unwesentlicher Vorteile willen den russischen Operationen freie Hand zu lassen. Die Generale Madalinski und Dombrowski gingen von Warschau mit 3000 Mann gegen Westen vor, überschritten die Bzura, durchbrachen den schwachen preußischen Kordon und ergossen sich in die südpreußischen Provinzen, wo durch ihre Ankunft der Mut der Insurgenten erfrischt und die Zahl der-

selben schnell auf 4000 gehoben wurde, so daß Dombrowski mit gleichen Kräften den dort aufgestellten preußischen Abteilungen — 7000 Mann unter Generalmajor Schwerin und Oberst Szekuly — entgegentreten konnte. Er selbst war dabei seinen Gegnern an Keckheit, List und Frische bei weitem überlegen, traf sie stets an unvermuteten Punkten und war verschwunden, wo sie ihn mit gesammelter Stärke aufsuchten. So rieb er die Abteilungen Szekulys völlig auf, besetzte Bromberg und bedrohte Thorn; ganz Südpreußen war mit Unruhe und Kriegslärm erfüllt, und schon begannen auch in Westpreußen und Danzig seine Parteigänger das Haupt zu erheben. Man war in Preußen in nicht geringer Verlegenheit. Man wollte die Hauptarmee, welche jetzt einen weitgestreckten Kordon zwischen Warschau und Posen bildete, nicht entblößen, weil man dann neue polnische Entsendungen aus Warschau erwarten mußte. Man konnte aus Ostpreußen keine Verstärkung heranziehen, weil eben damals die litauische Armee des Feindes ihren Rückzug nach Grodno hart an der preußischen Grenze vorüber nahm und diese mithin einer starken Bewachung bedurfte. Man wagte aus Krakau und Sendomir keine erhebliche Verstärkung heranzuziehen, da man diese Provinzen nicht bloß vor einem Angriffe der Polen, sondern auch vor dem Einrücken der Oesterreicher bewahren wollte. So half man sich notdürftig, wie und wo es eben gehen mochte, brachte von verschiedenen Seiten allmählich noch 1200 Mann Verstärkung heran und sicherte zunächst Westpreußen vor einer weiteren Ausdehnung des Aufstandes. Indessen dauerte die besorgliche Lage nicht lange. Während Dombrowski an der Weichsel die Preußen in Atem setzte, waren am Bug die ersten Schläge des zerstörenden Unwetters über Polen hereingebrochen, zu deren Abwehr Kosciusko den siegreichen General eiligst nach Warschau zurückrufen mußte.

Seit dem Monat Mai hatte General Suworow den Oberbefehl über die russischen Truppen in der Ukraine und Rotrußland übernommen. Dieser merkwürdige Mensch, der erst

vor kurzem die Welt mit dem Rufe der Siege von Rimnik und Ismail über die Türken erfüllt und zwanzig Jahre früher auch in Polen den Schrecken seines Namens verbreitet hatte, war 1729 geboren, stand also damals im 65. Lebensjahre. Der Sohn eines angesehenen Senators, war er ursprünglich dem richterlichen Stande bestimmt und deshalb nicht, wie es sonst bei jungen Edelleuten in Rußland Brauch war, bei seiner Geburt in die Listen eines Garderegiments eingetragen worden, um so mit 16 Jahren dem Dienstalter nach etwa als Major den wirklichen Dienst zu beginnen. Trotzdem rührte sich bei dem Knaben der Keim des Talentes so gewaltig, daß der Vater die Unmöglichkeit des Widerstandes einsah und, freilich mit starkem Verdrusse, den zwölfjährigen Sohn seinem Eigenwillen überließ. So diente sich dieser ohne Empfehlung oder Beschützung durch die niederen Grade hindurch, als Füsilier und Korporal und Feldwebel, bis er endlich nach vierzehn harten Jahren das erste Ziel seines Ehrgeizes, die Ernennung zum Lieutenant, erreichte. In dieser langen Probezeit nahm er die äußere Lebensweise an, in welcher er später als Reichsfürst und Feldmarschall zweier Kaiser das Erstaunen der Welt wurde, die Gewohnheiten des gemeinen russischen Soldaten, die Nacht auf Stroh zu liegen, um 4 Uhr aufzustehen, um 9 Uhr in der frugalsten Art zu speisen, zu jeder beliebigen Stunde des Tages zu schlafen. Wie seine Kameraden küßte er das Bild des Heiligen in andächtigem Gebet, nannte den Namen des Kaisers nur mit inbrünstiger Devotion und eignete sich den Ton der ernsten und scherzhaften Rede an, wie sie zwischen Feldwebel und Musketier gewohnt und wirksam ist. Zugleich aber studierte er mit unablässigem, ungeduldigem Eifer die großen Vorbilder seiner Zukunft, die Thaten der römischen Feldherren, die Feldzüge Montecuccolis, die Abenteuer Karls XII. Von jenem suchte er die geduldige, unerschöpfliche Klugheit zu lernen, aber zur eigentlichen Lebensregel erhob er sich das Wort des Schwedenkönigs: laßt die Memmen schießen und geht dem Feinde auf den Leib. So bewährte er sich, einmal in

die thätige Laufbahn eingetreten, vom ersten bis zum letzten Augenblicke, als kecker und listiger Parteigänger im siebenjährigen Kriege wie als leitender Feldherr gegen die Türken, wo er nicht erschien, ohne mit lebhaftem Angriff zu kämpfen, und nicht kämpfte, ohne zur Vernichtung des Gegners zu siegen. Seine Soldaten beteten ihn an, obwohl er Märsche von zehn Meilen von ihnen begehrte, ihr Blut, wo der Zweck es erforderte, in Strömen einsetzte, mit Faustschlägen und Fußtritten auf den Lässigen einfuhr. Aber sie wußten nicht bloß, daß er sie sicher zu Triumph und Beute führte und jede Gefahr und Strapaze mit ihnen teilte: es hatte auch jeder einzelne sein persönliches Verhältnis zu ihm, sah es täglich vor Augen, wie er für ihre Nahrung und Kleidung sorgte, wie er den Tapfern streichelte und hätschelte, wie er die Laune der Compagnie mit barocken Lagerspäßen erfrischte. Für sich selbst bedurfte und begehrte er nichts: nach seinen ersten großen Siegen nahm er die Orden und Ehrendegen seiner Kaiserin mit lobpreisender Dankbarkeit an, verbat aber die Geld- und Güterdotationen, bis ihm später Söhne heranwuchsen, denen er die Gnaden seiner Monarchin zuwenden konnte. So war der Mann beschaffen, welcher sich jetzt zur Vernichtung Polens anschickte, geistvoll und roh, gutmütig und unbarmherzig, vor allem aber rastlos bis zum letzten Atemzuge, solange einer der Feinde noch aufrecht stand. Nicht lange manövrieren, nicht lange feuern, vorwärts mit der blanken Waffe, immer vorwärts, alles überwältigen, alles zermalmen, alles: das war damals sein Wahlspruch, wie fünf Jahre später in seinem großen Kampfe gegen die französische Revolution. So sah man ihn auffahren bei der ersten Witterung des herannahenden Kampfes, ungeduldig an der Schranke rüttelnd, welche seine feste Klugheit der aufbäumenden Streitlust vorlegte, bis sein scharfer Blick den Zeitpunkt wahrnahm und er dann mit heftigem Drängen seine Waffen vorwärts brausen ließ.

Am 14. August brach er aus Niemirow in Podolien auf, nur mit 8000 Mann erlesener Truppen, mit welchen

er in eiligem Zuge binnen drei Wochen achtzig Meilen zurücklegte, unterwegs noch zwei Abteilungen von 4000 Mann unter Markow und Buxhövden an sich zog und so um die Mitte des September in die Nähe des polnischen Generals Sierakowski, dort bei Brzesc am Bug, gelangte. Die Gefangenen, welche die vorausstreifenden Kosaken einbrachten, meldeten, daß Sierakowski, nur über Markows und Buxhövdens Annäherung unterrichtet, einige Märsche diesen entgegen ostwärts nach Podlesien hinein gemacht habe, um ihrem Angriffe zuvorzukommen: bald aber kam neue Nachricht, daß der polnische General, alarmiert durch die Aufhebung einiger seiner Streifpartien, seinerseits nur noch auf Verteidigung bedacht sei und ein festes Lager nicht weit von Krupcyce hinter weitgestreckten, unwegsamen Sümpfen bezogen habe. Hierauf gab Suworow, ohne diese Hindernisse zu beachten, früh am 17. September den Befehl zum Angriff. Nach einem heftigen Geschützfeuer formierte sich das russische Fußvolk in zwei Kolonnen, welche mit todesverachtendem Gleichmut den Uebergang über den Sumpf begannen. Unter dem Kugelregen der feindlichen Batterien arbeiteten sie sich durch den Schlamm, erlitten mörderischen Verlust, kamen aber vorwärts und erreichten das andere Ufer. Dort notdürftig geordnet, stürzten sie sich, ohne einen Schuß zu thun, mit dem Bajonett auf den Feind. Ein hartnäckiges Ringen begann, der Ausgang schwankte lange, endlich überwältigte die Waffenübung und Disziplin der Russen den tapfern, aber schwach geschulten Feind, und Sierakowski entschloß sich, immer noch in leidlicher Ordnung, zum Rückzuge nach Brzesc. Er ließ seine Mitte und die beiden Flügel in ein großes geschlossenes Viereck, die Reiterei auf den Flanken, zusammenrücken und wich langsamen Schrittes unter stetem Gefechte gegen den Bug. Noch einmal erlitt er starken Verlust, als im Laufe des Nachmittags auch die russische Reiterei den Sumpf passiert hatte und zum Einhauen kam; indessen brach darüber die Dämmerung herein, man erreichte eine Waldgegend, welche den Polen eine höchst erwünschte Deckung bot, und Suworow brach die Verfol-

gung ab. Der Tag hatte auf beiden Seiten empfindliche Opfer gekostet; die Polen hatten 3000 Mann auf dem Kampfplatz gelassen und kamen ermüdet und mit stark gebrochenem Mute von diesem ersten Zusammenstoße mit dem gefürchteten Suworow nach Brzesc zurück. Sierakowski hoffte hier, durch den breiten Bugfluß gedeckt, für einige Zeit Ruhe zu haben, sperrte die Brücke, welche die Stadt mit dem jenseitigen Ufer verbindet, durch eine Batterie von zwei Geschützen und sandte dringende Bitten nach Warschau, um von Kosciusko Verstärkung zu erhalten.

Allein sein Gegner ließ ihm nicht lange Ruhe. Noch in der Nacht nach dem Gefechte war er vier Meilen weit gegen Brzesc herangerückt und hatte von dort am 18. seine leichten Truppen zur Erforschung des Landes und des Flusses vorgehen lassen, um so rasch wie möglich zu einem zweiten Angriff auf Sierakowski zu gelangen. Da erschien in seinem Hauptquartier ein Jude aus Brzesc, der sich als erbitterten Feind der polnischen Herrschaft erklärte und dem General mehrere Furten im Süden der Stadt angab, auf welchen das Heer ohne irgend welche Gefahr den Fluß passieren könnte. Suworow verlor hierauf keinen Augenblick. Am 19. morgens um 2 Uhr traten die Truppen an, wanden sich im Dunkel der Nacht zuerst durch die morastigen Gründe eines kleinen Nebenflusses hindurch, gelangten in der ersten Morgenfrühe an das Ufer des Bug, den sie an diesem Punkte völlig unverteidigt fanden, und kamen in bester Ordnung auf die polnische Seite hinüber. Indessen war ihr Anrücken bemerkt worden und hatte ringsumher im Lande die höchste Aufregung bewirkt. Auf allen Türmen der Umgegend und der Stadt ertönten die Sturmglocken; in Brzesc stürzten die Einwohner in die Kirchen, um die Hülfe des Himmels zu erflehen: die polnischen Soldaten rannten in höchster Verwirrung durcheinander, und Sierakowski, welcher die Nacht bei Spiel und Wein zugebracht hatte, kam völlig überrascht aus dem Quartier und befahl, da die Russen einmal diesseits des Flusses seien, den sofortigen Rückzug. Er stellte sein Fußvolk in drei große Vierecke, welche auf

der weiten Ebene sich nebeneinander fortbewegen und, wie er hoffte, ebenso kampf- wie marschbereit sein sollten: er meinte so, da er noch etwa eine Stunde Vorsprung hatte, sich dem nachsetzenden Feinde aufs neue zu entziehen. Aber Suworow, den Zweck dieser Bewegung erkennend, stürmte, unbekümmert um die Zahl des Feindes, mit seinen Reiterregimentern vorwärts und befahl, wie eines derselben eine polnische Abteilung erreiche, einzuhauen, den eigenen Verlust nicht zu achten, immer wieder anzugreifen, um jeden Preis das Entrinnen des Gegners zu verhindern. Gegenüber dieser Entschlossenheit war bei den Polen von Anfang an eine hoffnungslose Besorgnis. Gerade was ein solches Rückzugsgefecht am meisten fordert, Ordnung, Gelassenheit, Zähigkeit, fehlte ihrer frisch ausgehobenen Mannschaft, und auch die Offiziere waren den russischen in Gewandtheit der Evolutionen und der Terrainbenutzung entfernt nicht gewachsen. Immer schlugen sich die einzelnen mit verzweifelter Tapferkeit, aber mit jedem Schritte verschlimmerte sich ihre Lage. Ein stürmischer Reiterangriff folgte dem anderen, ein Bataillon nach dem anderen wurde gebrochen, bei jedem Dorfe, jeder Waldung, wo die Polen Deckung suchten, fanden sie bereits den unermüdlichen Feind auf ihrem Wege. Endlich gegen Mittag kam auch die russische Artillerie heran, und ihr Eingreifen entschied nach zwei Stunden den Ausgang. Die polnischen Kolonnen wurden sämtlich zersprengt und, da die Soldaten sich mit wilder Erbitterung wehrten, zum größten Teile niedergemacht. Von etwa 10 000 Mann entkam Sierakowski mit wenigen Hunderten, 500 wurden gefangen, alle anderen hatten unter den Schwertern der russischen Reiterei ihren Tod gefunden.

Diese Schreckensnachricht war es, welche in Warschau die tiefste Bestürzung hervorrief und Kosciusko bestimmte, alle verfügbaren Kräfte gegen die drängendste Gefahr zu vereinigen. Denn wenn Polens Schicksal noch hinausgeschoben werden sollte, so war es unerläßlich, jenen Gegner, der so rasch und so gewaltig den vollen Ernst des Krieges über das Land brachte, gründlich zu besiegen. Kosciusko gab

also Dombrowski den Befehl, aus Preußen nach Warschau zurückzukehren, und sandte an Mokranowski die Weisung, das litauische Heer von Grodno südwärts nach Bielka zu führen, um von dort aus gegen die östliche Flanke und den Rücken Suworows thätig zu sein. Den General Kniaczewitsch ließ er mit etwa 2000 Mann den Trümmern Sierakowskis entgegengehen und eilte selbst mit 8000 Mann von der Besatzung Warschaus ihm nach, um mit diesen vereinten Kräften Suworow in der Fronte anzugreifen, sobald die Litauer weit genug nach Süden vorangekommen wären. Suworow hatte seinerseits nach dem letzten Siege in Brzesc Stellung genommen, zog einzelne Verstärkungen an sich und wartete vor einem weiteren Eindringen in Polen auf Nachrichten von Derfelden, welcher damals eine Bewegung auf Grodno machte, und von Fersen, welcher noch immer jenseit der Weichsel durch Poninski von jedem Verkehre mit Suworow abgeschnitten war. Fersen war, wie sich denken läßt, äußerst ungeduldig, seine Verbindung mit Rußland herzustellen, und erschöpfte wochenlang alle Finten und Künste, um Poninski zu täuschen und den Uebergang über die Weichsel zu erzwingen. Gerade in den Tagen, in welchen Kosciusko sich gegen Suworow in Bewegung setzte, machte er einen neuen Versuch: durch verschiedene Scheinbewegungen brachte er in der That den General Poninski zu dem Glauben, daß er bei Pulawy überzugehen gedenke, und brachte, während dieser seine Streitkräfte dort anhäufte, die seinigen nicht weit davon entfernt bei Koszenice glücklich über den Strom. Hierauf sandte Poninski, stets in seinem Irrtum beharrend, dem Oberfeldherrn die Meldung, daß ein kleiner Teil der Russen auf das rechte Ufer gelangt sei: Kosciusko kam demnach zu dem raschen Beschlusse, diesen in die Weichsel zurückzuschleudern, ehe die Hauptmasse ihm zu Hülfe kommen könnte, und eilte mit seinen 10 000 Mann dem, wie er hoffte, ungleich schwächeren Feinde entgegen. Er kam bis Okrzeja, nur noch wenige Meilen von Fersens Heer entfernt; dort ließen ihm die zahlreich einlaufenden Meldungen keinen Zweifel mehr über

seinen Irrtum; wie aber die Dinge lagen, war eine Schlacht jetzt in jeder Hinsicht unvermeidlich. Er wich also in eine möglichst vorteilhafte Aufstellung bei Maciejowice, wo er sich verschanzte und Poninski die Weisung gab, auf das schleunigste sich mit ihm zu vereinigen. Aber für Fersen war jetzt die Krisis nicht weniger erklärt; er hatte hier keine diplomatischen Rücksichten gegen Preußen zu nehmen und entschloß sich ohne Zaudern zum Angriff. In der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober schickte er den General Denissow mit vier Bataillonen, zehn Schadronen und sechs Kosakenregimentern auf einem weiten Umwege durch Wälder und Sümpfe in die linke Flanke des Feindes; er selbst brach dann mit seiner Hauptmasse bald nach Mitternacht auf, um Maciejowice in der Fronte anzugreifen. Beide erreichten die polnischen Linien fast zu gleicher Zeit beim ersten Grauen des Morgens; es waren großenteils die Truppen, welche den Aprilaufstand erlebt hatten und vor Begierde brannten, den Schimpf ihrer Waffenehre und den Mord so vieler Kameraden endlich im Blute der Polen zu sühnen. Das wilde Handgemenge dauerte sechs Stunden; Kosciusko bot alle Hülfsmittel des Talents, seine Rekruten alle Kraft der Verzweiflung auf; endlich aber, bald nach Mittag griff auch hier die russische Disziplin und Taktik durch, und die polnische Stellung wurde an mehreren Punkten überwältigt. Die Russen gaben an diesem Tage keinen Pardon, sondern hieben unter dem Rufe: denkt an Warschau, die Fliehenden unbarmherzig zusammen. 6000 Mann Polen deckten mit ihren Leibern das Schlachtfeld, 1600 waren verwundet und gefangen, kaum 2000 retteten sich zu Poninski und mit diesem nach Warschau zurück. Kosciusko hatte bis zum letzten Augenblicke in dem Getümmel gefochten; als endlich alles vorbei war, wandte auch er sich zur Flucht, wurde aber von einem alten Kosaken Potopyn eingeholt. Er ritt ein schlechtes, ermüdetes Pferd, nachdem ihm zwei andere unter dem Leibe erschossen worden, und trug einen weißen Bauernrock, so daß sein Verfolger ihn nicht erkannte und, als der General sich nicht ergeben wollte, ihn durch einen

Lanzenstich verwundete und mit einem zweiten Stoße sein Pferd durchbohrte. Es bäumte auf und stürzte mit weitem Sprunge in einen Sumpf; Kosciusko fiel über seinen Kopf hinweg und versank in den Morast bis an die Schulter. Noch einmal raffte er sich auf und suchte zu fliehen, da kam ein russischer Reiteroffizier heran und hieb ihn in den Kopf, daß er ohne einen Laut zusammensank[1]). Er wurde nachher in das Schloß von Maciejowice getragen, dort sorgfältig verbunden und später auf Suworows Befehl nach Kiew unter die Hut des greisen Feldmarschalls Romanzow gebracht.

Dieser Schlag war entscheidend in jedem Sinne. Es war die dritte mörderische Niederlage, es war eine neue große Einbuße an Menschen und Waffen, es war vor allem der Verlust des unersetzlichen Führers, mit welchem die Vernichtung Polens besiegelt war. Mit ihm war das einzige Band zerrissen, welches die hadernden Faktionen notdürftig zusammengehalten hatte; die Soldaten verzweifelten vollständig an sich, an ihren Lenkern und ihrer Sache; ein einziges Gefühl dumpfer Entmutigung lag auf dem Lande. Zwar ernannte auf Kollontais Betreiben der Nationalrat den General Wawrzecki vom litauischen Heere zum Oberfeldherrn und wiederholte an alle Truppenteile den Befehl zur schleunigsten Vereinigung bei Warschau, um hier mit gesammelter Kraft die Russen ebenso wie vor einigen Monaten die Preußen abzuwehren. Aber es gab niemand mehr in dem unglücklichen Lande, welcher noch an die Zukunft und an die Möglichkeit des Gelingens geglaubt hätte. Die Bauern warfen ihre Sensen weg und verliefen sich zu Hunderten nach Hause; die Soldaten weinten, daß Vater Thaddäus dahin sei, sie glaubten sich überall von Verrat umgeben und jubelten, wenn jemand von der Hoffnung einer

[1]) Bericht eines Augenzeugen, Preuß. Militär-Wochenblatt, 1829, N. 702. Ebenso nach den Berliner Zeitungen, Moniteur 30. brum. Kosciusko selbst hat stets dagegen protestiert, daß er damals Finis Poloniae gerufen, North American Review, Nr. 256, S. 366.

ehrenvollen Kapitulation redete. Der Gedanke zu unterhandeln war jetzt in Warschau auch bei der bürgerlichen Bevölkerung kein todeswürdiges Verbrechen mehr; der oberste Kriegsrat hätte vermutlich selbst den Antrag gestellt, wenn nicht neben Kollontai General Zajonczek auch in dieser gepreßten Lage mit voller Schärfe die Fortsetzung des Kampfes begehrt und jede Nachgiebigkeit als niederträchtigen Verrat gebrandmarkt hätte. Freilich die Mittel zur Rettung wußte auch er nicht zu schaffen. Wawrzecki erörterte, daß man auf dem rechten Weichselufer sich gegen die Russen nicht behaupten könne, die dort gelegene Vorstadt Praga also räumen und niederbrennen und sich allein durch den Strom gegen die Russen schützen müsse. Zajonczek stimmte bei und meinte selbst, daß man dann noch Kräfte genug zu weiteren Angriffen auf Preußen übrig behalten würde. Allein kaum begannen sie ihren Plan dem Nationalrate zu entwickeln, als dieser die völlige Unmöglichkeit desselben erklärte, da die Russen von Praga aus ein jedes Haus in Warschau zusammenschießen könnten und bei einem solchen Unheil die Bevölkerung sofort die Kapitulation erzwingen würde. Hierauf beschloß man endlich, Praga ebenfalls zu verteidigen, und fing an, um den Ort umher Schanzen und Wälle aufzuwerfen. Ein geringer Trost bei der allgemeinen Niedergeschlagenheit war es, daß es dem Fürsten Poniatowski durch wiederholte Angriffe auf den preußischen Kordon an der Bzura gelang, die Aufmerksamkeit des unsicheren und ängstlichen Grafen Schwerin völlig in Anspruch zu nehmen, so daß Dombrowski und Madalinski, noch über 4000 Mann stark, sich glücklich ihren Verfolgern entzogen und auf polnischen Boden zurückgelangten. Der König von Preußen wütete über diese Nachlässigkeit seiner Offiziere und bedrängte sie um so ernstlicher mit wiederholten Befehlen, gegen Warschau vorzugehen und den Russen nicht allein den Ruhm des entscheidenden Handelns zu überlassen. Aber war es nun persönliche Unfähigkeit seiner Generale oder das Nachwirken des üblen Beispiels, welches der Feldzug im Sommer gegeben, die preußischen Truppen verharrten in schlaffer

Unthätigkeit und begnügten sich, in einzelnen Vorpostengefechten ihre Stellung an der Bzura und dem Narew zu behaupten.

Suworow hatte indessen gleich auf die Nachricht von der Schlacht bei Maciejowice sowohl an Fersen als an Derfelden die Weisung gesandt, ohne längeres Zaudern gerades Weges auf Warschau zu marschieren und sich mit ihm einige Meilen vor Praga, bei Minski, zu vereinigen. Die Eile, mit welcher auf Suworows heftiges Betreiben diese Märsche vollzogen wurden, gereichte sofort einem dritten polnischen Heere zum Verderben, dem litauischen, welches sich eben damals infolge der früheren Befehle Kosciuskos von Grodno herüber in drei Kolonnen nach Warschau zurückzog. Eine derselben traf mit Derfelden zusammen, erlitt einigen Verlust, wickelte sich aber durch schleuniges Weichen aus dem Gefechte heraus und gelangte dann unangefochten in die Hauptstadt. Die zweite stieß überhaupt auf keinen Feind. Dagegen fiel die dritte, unter General Mayen, in die Hände Suworows und Fersens, welche soeben ihre Vereinigung bei Minski vollzogen hatten und den Polen bei Kobilka am 26. Oktober dieses Mal auch mit starker Uebermacht entgegentraten. Es war ein Schlagen wie bei Brzesc, der ungleiche Kampf eines zwar tapferen, aber lockeren und ungeübten Fußvolks mit einer trefflich geführten, siegessicheren, ungestümen Reiterei. Der größte Teil der Kolonne wurde zersprengt und aufgerieben und durch dieses neue Unheil die Entmutigung der polnischen Truppen in Warschau vollendet. Mokranowski legte gleich nach der Ankunft seine Führerstelle nieder: im Grunde war bei allen nur eine Stimme, daß die schwachen Erdwerke von Praga nicht haltbar seien. Ignaz Potocki meinte, lieber als sich den Schrecknissen eines Sturmes aussetzen, solle man die Truppen vor den Schanzen irgend eine Defensivstellung nehmen lassen; Zajonczek aber erklärte das für eine halbe Maßregel, wenn man nicht auch die den Preußen gegenüberstehenden Heeresteile rasch nach Praga sammele und dann mit starker Uebermacht einen letzten Angriff auf Suworow versuche. Auf ein

so verzweifeltes Mittel wollte dann wieder kein anderer eingehen, weil man den Preußen doch das Feld nicht ganz frei lassen dürfe, und so blieb es auch jetzt wie früher bei dem Beschlusse, die Schanzen von Praga zu decken, solange es angehe. Während dieser fruchtlosen Beratungen hatte ihr unerbittlicher Gegner nicht einen Augenblick verloren. Gleich nach dem Siege von Kobilka ließ er alle Vorkehrungen zu einem Angriffe auf Praga mit stürmender Hand treffen. Zugleich wandte er sich mit nachdrücklichen Aufforderungen an die Preußen, an den General Schwerin, an den König selbst, auf dem linken Weichselufer durch eine engere Einschließung und Bestürmung Warschaus seine Operationen zu unterstützen. Jene traurigen Eifersüchteleien des Sommers lagen dem starken und geraden Sinne des Generals entfernt; er sah nur auf den großen Zweck des Krieges, die möglichst rasche Vertilgung des verhaßten Aufstandes, und nahm dazu die preußischen wie die eigenen Kräfte in Anspruch. In seiner heftigen und oft durch ihre Hast verwirrten Redeweise schrieb er an Schwerin den 30sten: „Sobald der General Derfelden zu mir stößt, welches in etlichen Tagen geschehen muß, so gehe ich mit festem Schritte entscheidend auf Praga los. Warschau soll nicht mehr sein: empörende Brüder an diesem Ufer wandern sehen, sie vertilgen und zum schreckenvollen Anblick der treulosen Hauptstadt die Fahnen der großmächtigsten Monarchin dort aufstecken, das ist der große Zweck."

Bei allem nationalen Grimme gegen die Polen ging jedoch sein Wunsch auf eine Unterwerfung durch Vertrag; wesentlich in diesem Sinne begehrte er die Mitwirkung der Preußen, um die Stadt durch die zunehmende Hungersnot zur Nachgiebigkeit zu bringen. Allein Schwerin blieb in seiner stumpfen Ruhe; in Warschau wagte die Friedenspartei nicht geradezu hervorzutreten, und Derfelden langte am 1. November in Kobilka an. Darauf bezog Suworow am 3. ein Lager dicht vor den Verschanzungen Pragas und gab noch an demselben Tage alle Befehle für den Sturm am folgenden Morgen. An Schwerin schrieb er, wenige Stunden vor dem Beginne

des Kampfes: „Mit Gottes Hülfe hoffe ich weitere Fortschritte zu machen. Die herrschende Partei der Verzweifelten macht wenig Anschein zu einer Kapitulation; ihr Schicksal sei also das kalte rauchende Schwert, das sie sich selbst auf den Nacken ziehen." Er zeichnete dann sogleich die weiteren Schritte nach der Einnahme von Praga, hoffte auf gleichzeitiges Erscheinen Schwerins auf der Westseite Warschaus und meinte, dann würden Hunger und Not oder einige entschlossene Stunden des Kampfes das große Werk vollenden, in welchem Falle er mit dem besten Herzen die Ehre dieses erhabenen Zweckes mit Preußen teilen würde.

Gleich nach Mitternacht, 4. November, begannen die Truppen die Anlage von drei großen Batterien, von 22, 16 und 48 Geschützen, und eröffneten gegen 3 Uhr morgens daraus ein heftiges Feuer gegen die feindlichen Verschanzungen. Eine so nachdrückliche Beschießung brachte die Polen auf den Gedanken, daß Suworow nicht einen plötzlichen Ueberfall, sondern eine regelmäßige Belagerung beabsichtige; immer sandte Zajonczek, welcher mit dem Litauer Jasinski in Praga den Befehl übernommen hatte, nach Warschau hinüber und bat Wawrzecki, so viel Bürgerwehren wie möglich ihm zur Verstärkung nach Praga zu schicken. Er hatte ungefähr 8000 Mann an Linientruppen und was von streitfähigen Männern unter den Einwohern Pragas existierte, etwa 1800 Mann; dazu führte Wawrzecki in höchster Eile jetzt noch 3000 Warschauer Bürger hinüber. Die Verschanzung lief in weitem Abstande von den Häusern in großem Bogen um die Vorstadt herum; ein zweites Erdwerk lag dahinter zum unmittelbaren Schutze des Ortes. Das Feuer der russischen Batterien wurde mit jedem Augenblicke heftiger; darüber bemerkten die Polen nicht, daß die russische Armee, damals 22 000 Mann, in dem Dunkel der Winternacht sich dicht vor den Verschanzungen in sieben Kolonnen zum Angriffe aufstellte. Um 5 Uhr gab Suworow durch das Steigen einer Rakete das verabredete Zeichen, und die Truppen, alle den Gedanken an die Warschauer Bluttage im Herzen und zum Teil durch Branntwein, zum

Teil durch die Sicherheit des Sieges berauscht, stürzten sich mit unendlicher Wut in den Graben und dann sofort den Abhang der Schanzen hinan. Die Polen, in der Verwirrung der letzten Tage schlecht verpflegt, matt vor Hunger, Frost und Niedergeschlagenheit, waren völlig überrascht und leisteten nur an wenigen Stellen ernsthaften Widerstand. Jasinski, der seinen Freunden erklärt hatte, eine Niederlage nicht überleben zu wollen, fiel im Handgemenge; Zajonczek wurde in der ersten Stunde schwer verwundet: als der Tag anbrach, sah er auf allen Punkten die Seinen in wilder Flucht und entkam mit Mühe über die Brücke nach Warschau, fast in demselben Augenblicke, in welchem die erste feindliche Kolonne den Eingang derselben erreichte und damit der großen Masse der polnischen Besatzung den einzigen Weg zur Rettung abschnitt. Führerlos und verzweifelt, wie diese Menschen waren, setzten sie, wo eben jeder stand, den Kampf fort; die Russen fochten mit namenloser Erbitterung, eine Zeitlang, ohne Quartier zu geben, noch Gefangene zu machen, und da die fliehenden Bürger in ihren Wohnungen Versteck suchten, so zogen sie die Waffen der Verfolger auch dorthin sich nach. Eine Menge wehrloser Menschen, Greise, Frauen und Kinder wurden erschlagen; ein zufällig anwesender preußischer Offizier suchte einen Knaben vor dem Bajonett eines Russen zu retten, erhielt aber von diesem die Antwort: fort mit ihm, wenn er groß wird, so ermordet er einen meiner Brüder — und sah, wie der Mensch das Kind niederstach. Zugleich zündete das Feuer der Geschütze den Ort an mehreren Punkten an; brennende Häuser stürzten über den Leichenhaufen zusammen und sperrten mit ihren Trümmern die Straßen, während am Strome Hunderte und aber Hunderte verzweifelter Flüchtlinge den letzten Ausweg in den Wellen suchten und, von feindlichen Kugeln verfolgt, in jämmerlicher Weise ertranken. Endlich gelang es den russischen Führern, auf der Greuelstätte ihre Stimme geltend zu machen, die Reste der Polen von längerem Widerstande und die eigenen Truppen von weiterem Schlachten abzuhalten und mehrere tausend Polen als Gefangene aus

dem rauchenden Schutte hinwegzubringen. Es war 9 Uhr morgens, als die Russen sich im vollständigen Besitze Pragas sahen: nur vier Stunden hatte der Kampf gedauert, aber in diesen waren 1400 Russen getötet oder verwundet worden, es waren 2000 Polen in den Fluten des Stromes umgekommen und mehr als 10 000 unter dem feindlichen Schwerte gefallen [1]). Das war Polens Ende.

In Warschau heulten unterdes die Sturmglocken; die Soldaten standen in mut- und machtloser Wut in größeren und kleineren Gruppen zusammen; der Pöbel rannte, Verrat schreiend, in wilder Aufregung durch die Straßen. Die Brücke war abgebrochen, um einen plötzlichen Einbruch der Russen zu hindern: so sah man, ohne eine Möglichkeit zu helfen, die Flammen Pragas zum Himmel aufschlagen, hörte den Donner der Schlacht und das Geschrei der Sterbenden, und wurde seit Mittag durch die Kugeln einer am Ufer aufgeführten russischen Batterie selbst bedroht. Nach einer Nacht voll grenzenloser Angst und Verwirrung kam am folgenden Morgen der Stadtrat zu dem Beschlusse, um jeden Preis ein Ende zu machen, und schickte eine Gesandtschaft an den russischen Feldherrn, um seine Bedingungen zu erfahren und im Namen der Bürgerschaft einen Waffenstillstand zu erflehen. Suworow hatte am 4. November mit dem vollen Selbstbewußtsein des Siegers seine Truppen auf den Wällen von Praga erblickt; er hatte dem Grafen Schwerin in dieser Stimmung statt jedes weiteren Berichtes den kurzen Brief geschrieben: Hier bin ich, mit meinen mit Siegeskränzen geschmückten Truppen [2]). Bei dem Anblicke aber der blut-

[1]) Suworows Leben II, 236 berechnet die polnische Besatzung auf 30 000 Mann, die Zahl der Toten auf 15 000, die der Gefangenen auf 14 000. Die polnischen Berichte sagen, daß außer der Besatzung 15 000 friedliche Einwohner umgebracht worden seien. Jedoch hatte Praga 1788 nach Büschings präziser Angabe nur 6680 Einwohner, und von diesen hatten (Treskow 316 nach einem Augenzeugen) 1800 mitgefochten.

[2]) Ob die bekannte Version seines Briefes an den König von Preußen echt ist: „Praga raucht, Warschau zittert. Auf den Wällen von Praga. Suworow." — weiß ich nicht zu sagen.

getränkten Straßen war er tief erschüttert, ließ die polnischen Gefangenen auf das beste pflegen und gab auch jetzt den Deputierten den erwünschtesten Bescheid. Wenn die polnischen Truppen ohne Zaudern die Waffen niederlegten, sollte ihnen die Freiheit, Sicherheit des Lebens und der Güter gewährt sein; ebenso werde den Einwohnern nicht die geringste Verletzung an Personen und Gütern widerfahren und volle Vergessenheit des Vergangenen verbürgt werden. Die Bevollmächtigten waren freudig überrascht und wünschten dem General für seine Milde zu danken. Als sie in sein Zelt traten, fanden sie ihn auf der Erde sitzend; bei ihrem Anblicke aber sprang er auf, rief ihnen Friede, Friede entgegen, umarmte sie und bat sie nur um möglichst schnellen Abschluß. Allerdings bedurfte es noch einiger Tage, ehe bei dem aufgelösten Zustand in Warschau irgend eine Festsetzung möglich war. Die Mehrzahl der Truppen desertierte freilich zu Hunderten und bald zu Tausenden; manche aber wollten von Entwaffnung nichts hören und fanden unter dem Pöbel eine Menge gefährlicher Genossen, so daß es in der Nacht vom 6. auf den 7. November zu einem Auflaufe kam, bei welchem die dem Stadtrate befreundeten Bürger mit Waffengewalt die Entführung des Königs Stanislaus hindern mußten. Am 7. brachte jedoch Wawrzecki die Reste des Heeres aus Warschau hinaus, worauf dann die Kapitulation mit Suworow förmlich unterzeichnet wurde, und am 8. die Russen in feierlichem Einzuge Besitz von der Hauptstadt ergriffen. So entsetzlich war die Zerrüttung und Spannung der letzten Tage gewesen, daß eine Menge der Einwohner sich beinahe mit dankbarer Freude dem Unterwerfer ihres Volkes entgegendrängten, der ihnen wenigstens Ruhe und persönlichen Frieden versprach. Suworow selbst war bewegt, und wir dürfen wohl glauben, daß es aus seinem Herzen kam, wenn er bei Empfangnahme der Schlüssel der Stadt in die Worte ausbrach: Allmächtiger Gott, habe Dank, daß du mich diese Schlüssel nicht so teuer hast bezahlen lassen, wie — die Stimme versagte ihm; er blickte auf Praga zurück, das Volk umher brach in Weinen

und Schluchzen aus. Er ritt dann schweigend durch die grüßende Menge hindurch in sein Quartier; der größere Teil der Truppen zog ohne Aufenthalt aus Warschau weiter, um die Entwaffnung des polnischen Heeres zu vollenden. Es bedurfte dazu noch zehn Tage, bis dessen Trümmer vollständig zerstreut wurden und endlich auch Wawrzecki, welcher südwärts nach Sendomir gerückt war, die Waffen streckte. Madalinski, der sich vorher von ihm entfernt hatte, wurde in Südpreußen, Zajonczek von Harnoncourt auf der Flucht nach Galizien festgehalten. Den polnischen Offizieren, welche ihr Wort auf ruhiges Verhalten gaben, hielt Suworow die Verheißungen der Kapitulation und entließ sie unangefochten in ihre Heimat. Dagegen wurden die politischen Häupter Ignaz Potocki, Zakrzewski, Kapostas, Kilinski auf Befehl der Kaiserin nach Petersburg geschickt, dort aber in leidlicher Haft gehalten.

So schloß in völligem Untergange die letzte Gesamterhebung der polnischen Nation. Es trat ein, was geschehen mußte, nachdem ein großes und begabtes Volk den politischen und sittlichen Selbstmord durch zwei Jahrhunderte hindurch an sich vollzogen hatte. Es brach herein mit erschütternder Gewalt, über Schuldige und Unschuldige, in einer Katastrophe, wie sie die Welt seit der Zerstörung Jerusalems nicht furchtbarer gesehen hatte. Man würde bei einem solchen Bilde an Recht und Vorsehung verzweifeln, sähe man nicht auch hier, daß die Nationen nur dann altern und sterben, wenn sie vorher sich selbst zu Grunde gerichtet haben. So hat Polen geendet, durch die eigenen Sünden außer stande, den geharnischten Nachbarn zu widerstehen. Was aber diese betrifft, so sollten sie auf der Stelle erfahren, was es sterblichen Menschen bedeutet, sich zu Werkzeugen einer richtenden Vorsehung aufzuwerfen. Sie sahen sich jetzt auf der Höhe des Erfolges, ein jeder im Besitz weitausgedehnter Provinzen des geopferten Landes. Aber an der Beute klebte ihnen unlösbar das Gift der eigenen und der fremden Schuld, und mit dem Gewinne kam im Augenblicke des Ergreifens auch über sie

die Vergeltung. Sie kam aus dem bitteren, unlöslichen Zwiespalte, der sie untereinander seit dem Ursprung des Krieges trennte, der im Verlaufe desselben immer tiefer, immer heißer geworden war und jetzt in plötzlichem Ausbruch die gesamte, seit fünf Jahren Europa belastende Krisis zu unseliger Entscheidung führen sollte.

Viertes Kapitel.

Oesterreichisch-russischer Teilungsvertrag.

Wie wir gesehen haben, beantragte Rußland im August bei Preußen den Beginn einer abschließenden Verhandlung über Polens Schicksal. Der König, welcher eine solche Eröffnung seit Monaten mit Ungeduld erwartete, war über seine Wünsche in der großen Frage vollständig im klaren. Die Instruktion seines neuen für Petersburg bestimmten Gesandten, des Grafen Tauentzien, bewegte sich um folgende Grundgedanken [1]). Nach dem Ausbruche des polnischen Krieges sei eine dritte Teilung viel besser motiviert als die beiden vorhergehenden und mit Sicherheit vorauszusehen, wenngleich die Kaiserhöfe sich darüber noch nicht dem Könige eröffnet hätten. Oesterreich insbesondere werde dabei nicht unthätig bleiben, sondern nach seinem Kriegsunglück in Belgien sich beeilen, mit Frankreich Frieden zu machen und seine Entschädigung in Polen zu suchen. Freilich könne der Kaiser, obwohl er ein kleines Truppencorps in Lublin habe einrücken lassen, seine Ansprüche mit jenen Preußens, welches gegen Polen in voller Macht aufgetreten sei, nicht vergleichen. Der König wünsche für sich alles Land zwischen

[1]) Die Skizze dazu gab nach Luccheſinis Vorschlägen der König schon am 1. Juli; ausgefertigt wurde sie in Berlin am 11. Juli, an Tauentzien abgesandt am 20. August. Dies, wie alles zunächst Folgende, aus den Akten des preußischen Staatsarchivs.

Schlesien, Südpreußen und der Weichsel zu empfangen. Er halte es für nützlich, wenn zwischen der preußischen und russischen Erwerbung ein schmaler Grenzstreifen bleibe. Dies Fürstentum denke er Subow anzubieten, unter der Bedingung, daß er Preußen gegen die österreichischen Zumutungen unterstütze und dafür wirke, daß der preußische Anteil weiter vergrößert werde durch einen Streifen Szamaitens zwischen der Ostsee, der kurischen Grenze und dem Flusse Windau, durch den Rest des Palatinates Plock und durch ein kleines Stück von Masovien vom rechten Narewufer bis Pultusk. Nach den Umständen möge Tauentzien ein ähnliches Fürstentum wie für Subow so auch für Nassau-Siegen zu erwirken suchen.

Was die Form seines Auftretens betraf, so wurde der Gesandte angewiesen, sich in die äußerste Schweigsamkeit zu hüllen, schlechterdings abzuwarten, welche Eröffnungen Rußland zu machen hätte, und erst in deren Beantwortung die Grundsätze seiner Instruktionen geltend zu machen.

Tauentzien, welcher am 19. August in Petersburg anlangte, fand dort zunächst eine sehr freundliche Aufnahme und gab sich für einen Augenblick der Hoffnung hin, ohne große Mühe den österreichischen Einfluß überwinden zu können. Es war die Zeit, in welcher der König die Belagerung von Warschau begann und nichts wahrscheinlicher war als ein rascher und vollständiger Triumph seiner Waffen. Aber je mehr sich die preußische Kriegführung in Polen verwickelte, desto kühler wurde für Tauentzien die Luft des russischen Hofes. Ich bin erstaunt, schrieb er Anfang September, über die Gleichgültigkeit, mit welcher man in der jetzigen Lage das Verhältnis zu Preußen hier behandelt; das österreichische System hat bereits zu feste Wurzeln geschlagen; es ist mir nicht möglich gewesen, irgend eine Mitteilung über Polen von den russischen Ministern zu erlangen. Darüber kam die Nachricht von dem Rückzuge der Preußen von Warschau an. Bei der nächsten Audienz erschien die Kaiserin mit lachendem Gesichte; kein Mensch hätte vermuten können, daß sie etwas Ungünstiges vom

Kriegsschauplatze vernommen hätte. An Tauentzien ging sie schweigend vorüber. Markow redete nachher diesen an, um in lehrhaftem Tone die Notwendigkeit einer besseren Harmonie zwischen Preußen und Oesterreich zu erörtern, so daß Tauentzien das Blut kochte und er in stolzer Höflichkeit das Gespräch abbrach. Einige Tage später, als er dem Vizekanzler Ostermann den Empfang seiner Instruktionen anzeigte und sich zu jeder weiteren Unterhandlung ermächtigt erklärte, sagte ihm Ostermann, welch unendlichen Kummer der Kaiserin die Aufhebung der Belagerung von Warschau gemacht habe, und bezeichnete sie auch im militärischen Sinne als einen Fehlgriff, da mit dem Falle Warschaus der südpreußische Aufstand von selbst erloschen sein würde. Tauentzien hatte dagegen nichts Erhebliches geltend zu machen und hob seinerseits den Schaden hervor, welchen Fersens Rechthaberei der Sache gethan, konnte aber mit einer solchen Andeutung den gereizten Ton des Gespräches nur verschlimmern. Im allgemeinen überzeugte er sich übrigens mit jedem Tage mehr, daß die Russen keinen anderen Gedanken über Polen hatten als eine vollständige Teilung des Landes. Alle Minister ohne Ausnahme redeten darüber in gleichem Sinne: jeder Rest, welchen man etwa noch bestehen lasse, würde immer frische Verlegenheiten verursachen und nach kurzer Zeit unter immer neuen Verwickelungen von den Mächten ebenfalls besetzt werden müssen. Die Konferenzen, sagten sie, würden in kürzester Frist eröffnet werden.

Indessen verging ein Tag nach dem andern, und Tauentzien, durch die höfliche Kälte der Russen gereizt, über die unruhige Geschäftigkeit des österreichischen Botschafters in Sorgen und überhaupt von Natur etwas erregbarer, als es bei diesem Spiele ratsam war, Tauentzien entschloß sich endlich, am 7. Oktober, seinerseits das Eis durch einen vertraulichen Angriff auf Subow zu brechen. Bei einem stillen abendlichen Besuche enthüllte er ihm die gnädigen Absichten, welche der König hinsichtlich der fürstlichen Ausstattung des Günstlings hege, machte aber zu seiner lebhaften Enttäuschung nur sehr geringen Eindruck. Subow

sprach seine tiefgefühlte Dankbarkeit aus, bezeichnete sich aber als ganz unzulänglich für eine so hohe Stellung und fürchtete die Unausführbarkeit des ganzen Planes. Er sehe nicht, wo bei den Absichten der Kaiserin ein Platz für ein solches Herzogtum übrig bleibe, und müsse auch einen Widerspruch von österreichischer Seite besorgen. Wenn Preußen und Rußland einig sind, sagte Tauentzien, so kann der Kaiser einen Protest nicht aufrecht halten. Subow entgegnete darauf nichts, sondern fragte statt dessen, was denn Preußen für sich selbst begehre, und endigte, als Tauentzien hierüber eine Auskunft weigerte, die Unterhaltung mit der Bitte um einige Tage Bedenkzeit.

Die Russen verfehlten nicht, die Ungeduld, welche Tauentzien durch diesen mißlungenen Schritt an den Tag gelegt hatte, auf das beste auszubeuten. Bei dem nächsten Wiedersehen mit Ostermann forderte der Kanzler geradezu eine Denkschrift über die Ansprüche Preußens als eine notwendige Vorbereitung der eigentlichen Konferenzen. Tauentzien lehnte es ab, nach dem Inhalte seiner Instruktion und nach dem richtigen Gefühl, daß Rußland die beiden deutschen Mächte zuerst zu hören wünsche, um dann den Schiedsrichter zwischen ihnen zu machen. Am Abend war er wieder bei Subow, welcher ihm die entschiedene Unmöglichkeit des für ihn vorgeschlagenen Fürstentums erklärte und dann den Wunsch der Kaiserin mitteilte, vor dem Beginne der Konferenzen vertrauliche Mitteilungen von jedem der beiden Höfe zu erhalten. Tauentzien wiederholte seine Verneinung und lenkte das Gespräch auf die österreichischen Ansprüche. Zu seinem Verdrusse entwickelte ihm Subow die Notwendigkeit, Oesterreich für seine Anstrengungen gegen die französische Revolution in reichlicher Weise zu belohnen, da sich außerhalb Polens nirgendwo eine Entschädigung für den Kaiser finden wolle. Der Gesandte räumte das ein, betonte aber den Unterschied zwischen den reellen Ansprüchen Preußens als einer in erster Linie gegen Polen kriegführenden Macht und den Wünschen Oesterreichs, welche dort keinen anderen Titel als die Konvenienz der europäischen

Machtverhältnisse hätten. Hiergegen machte Subow keine Einwendung weiter: es war jedoch klar, daß alles eben auf die Frage ankam, inwieweit man jener Konvenienz zu gunsten Oesterreichs folgen würde.

Von nun an verging kein Tag, an dem nicht von irgend einer Seite die Aufforderung wiederholt worden wäre, Tauentzien solle die preußischen Forderungen einreichen. Subow fuhr fort, ihm ein ganz persönliches Zutrauen entgegenzubringen, und selbst Markow entzündete den diplomatischen Ehrgeiz des Gesandten mit schwach verhüllten Andeutungen, daß alles gut werden würde, wenn Preußen nur mit voller Offenheit der Kaiserin entgegenkomme. Am 21. Oktober meldete Tauentzien also seiner Regierung, er habe nicht länger widerstehen können und sich dem russischen Begehren gefügt. Er hatte in seinem Antrage die preußische Forderung noch über seine Instruktion hinaus gesteigert und als Verbindung zwischen Pultusk und Szamaiten alles Land am Narew zwischen Zakrozyn und Tykozyn und dann die Linie des Niemen zwischen Grodno und Kauen begehrt, im ganzen ein Gebiet von ungefähr 1300 Quadratmeilen. Oesterreich könnte dann die Palatinate Lublin und Chelm und vielleicht einige volhynische Bezirke erhalten. Subow meinte, als er es gelesen, die Forderung sei allerdings etwas ansehnlich, doch verhieß er sowohl als Markow und Ostermann, das möglichste bei der Kaiserin zu thun. Nur, setzte er hinzu, werde ein eben auftauchendes Gerücht über eine preußische Friedensunterhandlung mit den Franzosen hoffentlich unbegründet sein, da Katharina keine tiefere Kränkung als einen solchen Vertragsbruch seitens ihres hohen Verbündeten erfahren könne. Tauentzien beeilte sich, dem Gerüchte als einer völlig haltlosen Verleumdung zu widersprechen.

Drei Tage später lief der Bericht über Fersens Sieg, Kosciuskos Gefangenschaft und Suworows Marsch auf Warschau ein. An dem Ausgang konnte niemand zweifeln; das stolze Selbstgefühl der Russen war endlich von jedem Zwange der Verhüllung frei geworden. Katharinas Ent-

schließung stand vom ersten Augenblicke an fest. Gleich nach der Ueberreichung der preußischen Note schickte sie einen Kurier nach Wien und begehrte für den kaiserlichen Gesandten, den Grafen Cobenzl, die Vollmacht zum definitiven Abschlusse. Am 30. Oktober erhielt dann Tauentzien die russische Antwort auf seine Note. Sie begann mit der Versicherung, daß Rußland ganz einverstanden mit Preußens Aeußerung sei, nach welcher die gänzliche Teilung Polens im Interesse der eigenen Sicherheit nicht länger verschoben werden könne. Indem sie so die erste Anregung zu dem Schritte, ganz wie 1793, dem preußischen Hofe zuschob, ging sie dann auf Oesterreichs Wünsche über. Nötig sei eine Abkunft, welche alle Furcht und Eifersucht ausschließe. Die Kaiserin habe Gelegenheit gehabt, die Stimmung Oesterreichs zu erforschen: dieses betrachte Krakau und Sendomir als wesentliche Bollwerke Galiziens und werde niemals dem preußischen Plane zustimmen. Deshalb richte die Kaiserin an Preußen die Bitte, auf jene beiden Palatinate zu verzichten. Für sich selbst habe sie nur den Wunsch, durch eine klare und reine Grenze die nachbarliche Freundschaft zu sichern. Die Natur selbst habe eine solche gezogen, hier durch den Lauf des Bug, dort des Niemen. Endlich müsse sie auf der bisherigen Abgrenzung Preußens gegen Kurland bestehen, da Rußland in den beiden ersten Teilungen keine Handels- oder Seestadt erhalten habe und sich gerade an der Küste jetzt nicht verkürzen lassen könne.

Genehmigt war also hiermit für Preußen die von Tauentzien beantragte Erwerbung des Striches am Narew und Niemen, sodann die ursprüngliche Forderung des Landes westlich der Pilica und Weichsel nebst Warschau: verworfen dagegen war der Anspruch auf Krakau, Sendomir und Szamaiten und die beiden ersten Bezirke für Oesterreich, der letzte für Rußland vorbehalten. Der Unterschied zwischen dem russischen und dem preußischen Plane ergab für Preußen einen Ausfall von mehr als 600 Quadratmeilen mit 800 000 Einwohnern, von denen Rußland etwa ein Fünftel sich selbst und vier Fünftel dem Kaiser Franz zuwenden wollte.

In dem Streite zwischen den beiden deutschen Mächten hatte es damit seinen Ausspruch rund und unbedingt zu Oesterreichs gunsten abgegeben. Wir haben sattsam wahrgenommen, mit welchen Fehlern Preußen seine Lage so weit verschlimmert hatte; wir werden bald sehen, durch welche Mittel Thugut zu diesem großen Ergebnis hindurchgedrungen war.

Eine solche Abweisung nach so viel zutraulicher Freundschaft erschütterte Tauentzien tief. Im ersten Schrecken kam er auf den Gedanken, der König möge ihn nach Wien schicken, wo er den Kaiser zu einer Ausdehnung seines Anteils nicht auf preußische, sondern auf russische Kosten zu bestimmen hoffte, ein Plan, dessen Unthunlichkeit nur zu sehr auf der Hand lag und ihm eine bitter sarkastische Lektion Lucchesinis zuzog. Um das Maß seines Leidwesens zu füllen, kam eben jetzt aus Berlin die Meldung von dem Bruche des Haager Vertrags und dem befohlenen Rückzuge Möllendorffs vom Rheine. Die Kaiserin, sagte Ostermann, will nicht urteilen, ob in der streitigen Frage Preußen oder England im Rechte ist; aber sie begreift nicht, gegen wen in Polen jetzt noch Preußen vermehrter Streitkraft bedürfen sollte. Sie glaubt, fuhr er mit gesteigertem Tone fort, daß Preußens Ruhm bei dem französischen Kriege beteiligt ist; sie meint, daß Preußen sich von dem englischen Gelde nicht so abhängig zeigen sollte: sie sieht, wie sehr sie recht hatte, keine russischen Truppen zur Verfügung einer so mißgestimmten Koalition zu stellen. Wie glänzend, schloß der Minister, unterscheidet sich hiervon das Benehmen Oesterreichs, welches unausgesetzt trotz aller Opfer den regsten Eifer für den französischen Krieg zeigt. Noch stärker sprach sich Markow aus. Man hat, rief er, in Preußen bereits die Wohlthaten des Vertrags von 1793 vergessen; man will übersehen, daß Südpreußen eine Entschädigung nicht für einen, sondern für vier bis fünf Feldzüge ist; man setzt sich willkürlich über den bestimmten Artikel des Vertrags hinweg, in welchem man steten Kampf bis zur Unterdrückung der französischen Revolution versprochen hat. Und während

die Minister zu Petersburg in so hochfahrend drohendem Tone redeten, erhob gleichzeitig Suworow sein mächtiges Schwert zum tödlichen Streiche auf Polens Unabhängigkeit. Gewaltiger als jemals früher entfaltete sich die russische Macht und stellte sich zugleich in unverhülltem Widerstreit den preußischen Ansprüchen gegenüber. Wie ein Hohn klang Ostermanns Frage, gegen wen denn Preußen sich in Polen stärken müsse.

Ende Oktober waren diese Einzelheiten in Berlin noch unbekannt, aber schon damals zeigte jeder Bericht aus Wien und Petersburg die feindselige oder doch völlig kalte und ungünstige Stimmung der bisherigen Verbündeten. Man ermißt also leicht den Eindruck auf den König, als er in diesem Augenblicke die ihn durchaus überraschende Kunde erhielt, daß der siegreiche bisherige Feind zu Frieden und Freundschaft bereit sei und die beste Gesinnung für ein erfreuliches Abkommen zeige.

Feldmarschall Möllendorff hatte fort und fort von Schmerz aus Basel günstige Berichte empfangen. Die Franzosen trauten anfangs nicht recht und meinten, da der Unterhändler keine Vollmacht des Königs vorweise, sei seine Sendung eigentlich nur eine Kriegslist des preußischen Feldherrn zur Einschläferung der republikanischen Generale. Immer aber setzten sie die Gespräche fort, und Bacher versicherte, daß der Wohlfahrtsausschuß bereit sei, gegen Freilassung der beiderseitigen Kriegsgefangenen[1]) die besetzten preußischen Provinzen glimpflich zu behandeln; er sei auch nicht abgeneigt, zunächst ohne Abschluß eines förmlichen Waffenstillstandes, die Feindseligkeiten zwischen beiden Heeren faktisch einzustellen, wenn Möllendorff sich herbeilasse, nach dem Beispiele der Oesterreicher das linke Rheinufer zu räumen. Als nun der Feldmarschall am 19. Oktober infolge des englischen Bruches seinerseits den königlichen Befehl zum Rückzug über den Rhein erhielt, glaubte er hiernach in der Lage zu sein,

[1]) Die Zahl der gefangenen Franzosen war viel größer als jene der Preußen.

den Heimlichkeiten ein Ende zu machen und den König von seinen Baseler Verhandlungen in Kenntnis zu setzen; er sandte zu diesem Behufe seinen Adjutanten Meyerinck, den bisherigen Korrespondenten des Schmerz, nach Berlin. Auch auf der deutschen Seite hatte der Feldmarschall in gleichem Sinne weitergearbeitet. Da die schwedisch-dänische Vermittelung, wie sie der Kurfürst von Mainz für das Deutsche Reich beantragt hatte, in Berlin unzweckmäßig erschienen war, so meldete jetzt Meyerinck, der Kurfürst wolle seinen Antrag dahin abändern, daß das Reich anstatt jener nordischen Höfe den König von Preußen zur Friedensvermittelung auffordern möchte. Zugleich sprach der Major nach seinen Baseler Erkundigungen die Ueberzeugung aus, daß Frankreich mit einem solchen Entschlusse des Königs vollkommen einverstanden sein würde. Das Gewicht dieser Mitteilungen wurde sofort durch eine ganze Reihe entsprechender Nachrichten verstärkt. Der Mainzer Antrag hatte schon jetzt im Deutschen Reiche vielfachen Wiederhall gefunden. Nacheinander meldeten sich die Landgrafen von Kassel und Darmstadt, der Herzog von Zweibrücken und der Kurfürst von Trier um preußische Verwendung bei den vordringenden Franzosen. Der fränkische, der oberrheinische und der kurrheinische Kreis kamen zu dem Beschlusse, zugleich den Kaiser und Preußen um Vermittelung bei Frankreich anzugehen, eine Meinung, welche auch Hardenberg lebhaft unterstützte, das Berliner Kabinett aber, da der Kaiser als die eigentlich kriegführende Macht nicht zugleich Vermittler sein könne, als unausführbar abwies. Fast noch erheblicher als diese in Deutschland hervortretende Gesinnung war der Umstand, daß die holländische Regierung mit wiederholten Bitten in Berlin einkam, ihr entweder militärischen Beistand gegen den drohenden französischen Angriff zu leisten oder sie durch die Eröffnung einer allgemeinen Friedensverhandlung zu erretten. Holland hatte seit dem Beginne des preußisch-englischen Streites für Preußen Partei genommen und die Unterbrechung der Subsidie entschieden gemißbilligt. Es hatte dann in seiner Bedrängnis,

Ende Oktober, England zu einem Anerbieten an Preußen bestimmt, die Zahlungen wieder aufzunehmen, sobald Preußen dem General Möllendorff Vollmacht zu einer kräftigen Operation gegen die Franzosen gebe: es hatte darauf allerdings die Antwort erhalten, daß jeder Erwägung eines kriegerischen Planes die Erstattung der rückständigen Subsidie vorausgehen müsse, wurde dadurch aber um so dringender in seinem Gesuche, Preußen möge eine Friedensunterhandlung mit Frankreich eröffnen.

Mit einem Worte, während Preußen im Osten überall auf unumwundene Abneigung und verhüllte Abweisung stieß, traf es im Westen das bereitwilligste Entgegenkommen sowohl bei den siegenden Feinden als bei den bedrängten Genossen. Es war deutlich, daß man sich in dem Höhepunkte einer für alle Zukunft wichtigen Krisis befand.

Trotz aller dieser lockenden Antriebe von der einen, aller jener abstoßenden Drohungen von der anderen Seite, wurde dem Könige der Entschluß unendlich schwer. Noch immer war der Abscheu gegen die Jakobiner und Königsmörder in ihm ebenso lebendig wie am ersten Tage des Krieges. Gleich nach Meyerincks Ankunft beschied er den Grafen Haugwitz zu sich nach Potsdam [1]). Dieser erwog Möllendorffs Mitteilungen, teilte unter den jetzigen Umständen die Wünsche des Marschalls, fand aber die von Meyerinck berichteten Angaben äußerst locker und unzuverlässig und bei weitem noch nicht geeignet zur Eröffnung einer amtlichen Friedensverhandlung. Immer kam er mit dem Könige überein, daß kein Bedenken vorliege, die Gespräche über die Auswechselung der Kriegsgefangenen fortzusetzen und zu diesem Behufe den Major Meyerinck selbst mit dem Legationssekretär Harnier unter einer Vollmacht des Feldmarschalls nach Basel zu senden; nach dessen Berichten würden dann weitere Entschließungen zu fassen sein. Er meldete dies am 1. November seinem Freunde Hardenberg, teilte ihm zugleich mit, daß nach seinen Ermittelungen

[1]) Haugwitz an Hardenberg, 1. November.

in Paris englische und österreichische Agenten in ganz ähnlicher Weise thätig seien wie Schmerz in Basel, und forderte ihn auf, auch seinerseits über die Gesinnung der Franzosen und die Absichten des Kurfürsten von Mainz Erkundigungen einzuziehen. Bald nachher konnte Hardenberg bereits derartige Mitteilungen machen; ein preußischer Kammerherr, Graf Luxburg, besuchte in Privatangelegenheiten den Gesandten Barthélémy in Baden bei Zürich und meldete dann das Günstigste über dessen gemäßigte Aeußerungen.

Zugleich aber hatten die Beförderer des Friedenswerkes in Berlin einen weiteren Schritt gethan, um sich dort noch einen wirksamen Bundesgenossen gegen etwaige Schwankungen des Königs zu verschaffen, und Ende Oktober den geistreichen Bruder des großen Friedrich, den Prinzen Heinrich, in das Geheimnis der Baseler Anknüpfungen gezogen [1]). Er war von jeher ohne Einfluß auf die Regierung seines Neffen gewesen, saß ziemlich einsam auf seinem Schlosse zu Rheinsberg und beobachtete die politischen Dinge mit einer schwarzsichtigen Schärfe, wie sie bei talentvollen und erregbaren Menschen die Folge erzwungener Unthätigkeit zu sein pflegt. Die beiden großen Ereignisse der letzten Jahre: das Bündnis mit Oesterreich und die Teilung Polens, hatten seine Kritik auf das heftigste in Bewegung gesetzt. In dem Kriege gegen Frankreich sah er einen Selbstmord Preußens zu gunsten des stets böswilligen österreichischen Nebenbuhlers. An einer polnischen Teilung hatte vor zwanzig Jahren auch er mitgearbeitet und gefiel sich darin, die tiefe Verschiedenheit des früheren und des jetzigen Vorganges zu erörtern. Er war ohne die eingehende und umsichtige Besonnenheit des echten Staatsmannes, aber er war rührig, lebhaft, be-

[1]) Der Prinz schreibt in einem undatierten Briefe an Haugwitz im Frühling 1795: après m'avoir initié dans ces mistères depuis le mois d'Octobre, je devois résister à tous les dégoûts etc. Er hat also nicht aus eigener Initiative gehandelt. Wer der Einweihende gewesen, wird in den Akten nicht erwähnt. Da es Haugwitz sicher nicht war (siehe unten), so kann man auf Bischoffwerder, Manstein oder Möllendorff raten.

redt, und was seinem königlichen Neffen gänzlich fehlte, er war in jedem Augenblicke mit ganzer Seele entschlossen, niemals von streitenden Stimmungen geplagt, in der einmal ergriffenen Auffassung nicht zu erschüttern. Den lang ersehnten Anlaß, einmal eine wichtige Einwirkung zu üben, ergriff er mit warmem Eifer; er lud den Grafen Haugwitz zu einer mündlichen Besprechung am 10. November ein und trug ihm hier seine Ansicht der allgemeinen Lage vor. Der Graf schrieb ihm dann am folgenden Tage, er habe sich verpflichtet gehalten, dem Könige über das interessante Gespräch Bericht zu erstatten, und dieser habe ihm darauf seine große Freude über das Vertrauen des Prinzen zu dem Minister ausgesprochen. In der That hatte der König dem Grafen erlaubt, die Vorschläge des Prinzen entgegenzunehmen, hatte ihn aber auch gewarnt, sich durch den Geist, die Hastigkeit und den Ehrgeiz desselben nicht zu schnell fortreißen zu lassen.

So weit war man gediehen, als das preußische Ministerium, noch ehe Luxburg, Meyerinck oder Prinz Heinrich erhebliche Mitteilungen hatten machen können, Schlag auf Schlag die erschütternde Kunde von Polens Untergang und dann Tauentziens Depeschen über Katharinas Parteinahme für Oesterreich und die drohenden Reden der russischen Minister empfing. Damit war jedes weitere Zaudern ausgeschlossen. Am 14. November prüften die Grafen Haugwitz und Struensee mit den Generalen Manstein, Zastrow und Knobloch die russische Note über Polen. Einstimmig waren die drei Offiziere der Ansicht, daß Polens Teilung nur dann für Preußen vorteilhaft sei, wenn man die von Tauentzien begehrte Grenze der Weichsel und Narew, des Niemen und Wildau erhalte, daß man im entgegengesetzten Falle, insbesondere bei einer Ausdehnung Oesterreichs auf dem linken Weichselufer, gegen die Teilung überhaupt protestieren und höchstens eine Grenzverbesserung für jede der drei Mächte zulassen müsse. Wenn man auf diesem Standpunkte beharrte, so war ohne allen Zweifel der Bruch nicht bloß mit Oesterreich, sondern auch mit Rußland entschieden.

Es war nicht abzusehen, wie weit dies führen konnte: bei der festen und ehrgeizigen Haltung Katharinas, welche jetzt durch Suworows Siege höher als je in ihrem gebieterischen Sinne gehoben war, mußte man auf das Aergste, auf die Anwendung von bewaffneter Gewalt, gefaßt sein. Nichts lag offenbarer zu Tage, als daß man unter solchen Aussichten den französischen Krieg so rasch wie möglich beendigen müsse. Ob man dann in der That gegen die Kaiserhöfe bis zum Aeußersten schreiten, ob man nach dem Friedensschluß mit Frankreich wirklich auch in der Verfassung und in der Neigung zu einem Kampfe gegen die Kaiserhöfe sein würde, zu einem Kampfe, welcher Preußen möglicherweise in die gefährliche Lage des Siebenjährigen Krieges zurückversetzen konnte: das war eine Frage für die Zukunft, welcher in diesem Augenblicke alle Geister behutsam aus dem Wege gingen. Denn immerhin lag ja die Möglichkeit vor, daß sie gar nicht zur Erscheinung käme. Immerhin ließ sich hoffen, daß die Kaiserhöfe ihrerseits vor einem solchen Extreme, vor der Gefahr eines französisch-preußisch-polnischen Bündnisses zurücktreten, daß sie den preußischen Anspruch anerkennen würden, sobald Preußen den Kopf aus der Schlinge des französischen Krieges gezogen und seine sämtlichen Kräfte für die polnische Sache verfügbar gemacht hätte. Die Minister beschlossen also, gegen Rußland die bisherige Forderung aufrecht zu erhalten und deshalb mit Frankreich die amtliche und definitive Friedensverhandlung zu eröffnen.

Auch jetzt noch bedurften sie übrigens bestimmter Antriebe, um dem Könige die letzte Genehmigung zu entreißen. Dessen erste Regung bei der Nachricht von Warschaus Fall war der Gedanke gewesen, daß es jetzt keiner Verstärkung seiner Truppen mehr gegen die polnischen Insurgenten bedürfe, und eigenhändig hatte er einen Befehl an Möllendorff geschrieben, den bereits im Marsche befindlichen Hohenlohe mit seinen 20 000 Mann an den Rhein zurückzurufen. Noch immer also hing sein monarchischer Sinn an der Sehnsucht zum Kampfe gegen die Pariser Demagogen. Aber

es war die letzte Aufwallung eines dem Tode verfallenen Systems. Die Gewalt der wirklichen Verhältnisse riß auch ihn mit sich fort. Eine lange Denkschrift, welche Prinz Heinrich am 26. November vollendete, entwickelte ihm die Notwendigkeit des französischen Friedens, vor allem wegen der Rücksicht auf Polen, da die siegenden Franzosen später vielleicht Preußens Verzicht auf seine polnischen Provinzen zur Friedensbedingung machen könnten. Zur Zeit hoffte der Prinz gegen Anerkennung der französischen Republik die Rückgabe der preußischen Besitzungen auf dem linken Rheinufer und vielleicht einen günstigen Handelsvertrag zu erlangen; er schmeichelte dem Selbstgefühl des Königs, indem er auf die Möglichkeit hinwies, daß Frankreich ihn vielleicht als Vermittler zwischen der Republik und allen Mächten der Koalition annehmen und der König dann die glorreiche Rolle eines Friedensstifters für ganz Europa gewinnen könnte. Was aber das Deutsche Reich betreffe, so dünkte es dem Prinzen allerdings wahrscheinlich, daß die Franzosen einige Opfer verlangen würden, wie z. B. Trier oder Saarbrücken; doch ließe sich auch dies vielleicht abwenden, wenn man ihnen den ehrenvollen Antrag machte, die Garantie für den westfälischen Frieden aufs neue zu übernehmen. Jedenfalls müsse der König die Stellung des Vermittlers zwischen dem Reiche und Frankreich begehren; dann werde es ihm auch möglich sein, die Erwerbung Bayerns durch Oesterreich zu verhindern, von deren Erstrebung jetzt wieder so vielfache Gerüchte meldeten. Was endlich Holland betraf, wo sich der König für Schwester und Tochter lebhaft interessierte, so wußte der Prinz freilich nur geringe Hoffnung zu geben; alles hange ab von den militärischen Fortschritten, welche die Franzosen mittlerweile auf dieser Seite machten; immer aber fand er auch hier nur einen Grund mehr zur Beschleunigung des ganzen Friedenswerkes. Gerade von dieser Seite kam dann seinen Erörterungen im rechten Augenblicke ein neuer Zwischenfall zu Hülfe. In den letzten Tagen des November meldete der holländische Gesandte, daß seine Regierung in London den förmlichen Antrag auf

eine Friedensverhandlung mit Frankreich gestellt und zugleich im stillen ihrerseits schon zwei Bevollmächtigte, die Herren Brantsen und Repelaer, in Pichegrus Hauptquartier abgesandt habe. Dies entschied den König. Am 1. Dezember befahl er, seinen früheren Gesandten in Paris, den Grafen Goltz, nach Berlin zu bescheiden, damit er dort die näheren Aufträge zur Unterhandlung mit Barthélémy in Basel empfange. Unser letzter Bericht, schrieb darauf der greise Minister Finckenstein an seine Kollegen, hat also Eindruck gemacht: Gott sei Dank, daß man endlich das Eisen in das Feuer bringt. Alvensleben, nicht weniger erfreut über den Entschluß, war nur in Sorgen über die Erreichung des Zieles: allerdings wird Goltz, sagte er, einen harten Stand haben, um die Schwierigkeiten der Sache und den Hochmut der Franzosen zu überwinden, während er selbst eingeklemmt ist zwischen der Eifersucht Meyerincks, den herrischen Ratschlägen Möllendorffs, den Intriguen des Generals Kalkreuth, den vorbereitenden Instruktionen des Prinzen Heinrich, den Immediatbefehlen des Königs, den Privatbriefen Bischoffwerders, der vom Könige geduldeten Einmischung Hardenbergs und den offiziellen Weisungen des Ministeriums.

Die Instruktion, welche in der ersten Dezemberwoche unter Benutzung einer von dem Prinzen entworfenen Darlegung aufgestellt wurde, wies Goltz an, vor allem die Franzosen von der Aufrichtigkeit der preußischen Gesinnung zu überzeugen und dann zur Erprobung der französischen einen Waffenstillstand zu beantragen. Im Frieden sei Preußen bereit, die französische Republik anzuerkennen, und erwarte dafür die Räumung seiner Provinzen auf dem linken Rheinufer. Es begehre ferner, daß die Reichsstände, welche seine Dazwischenkunft anriefen, sofort zu Stillstand und Neutralität zugelassen würden: es sei der dringende Wunsch des Königs, daß daraus eine preußische Vermittelung zwischen Frankreich einer- und Deutschland und Holland andererseits erwachse. Wenn Frankreich eine Allianz mit Holland, ohne Gebietsabtretung, begehre, so würde Preußen damit einver-

standen sein, vorausgesetzt, daß das Haus Oranien seine Stellung behalte und sich natürlich dann dem französischen Systeme anschließe. Goltz solle sehen, ob er eine Bestimmung zu gunsten der Emigranten erlangen könne, solle jede Erwähnung der polnischen Sache ablehnen und untersuchen, ob Oesterreich noch für einen Separatfrieden mit Frankreich und die Erwerbung Bayerns thätig sei.

Da dies Aktenstück fürs erste nur die Wünsche Preußens enthielt, so ging die Beratung desselben mit großer Leichtigkeit und Einigkeit von statten. Zu einer kurzen Erörterung zwischen den Ministern kam es nur bei einem Paragraphen, nach welchem Goltz erforschen sollte, ob Frankreich eine Landabtretung begehre. Alvensleben sprach hier die Ueberzeugung aus, daß die Franzosen das linke Rheinufer behalten würden, und meinte, man solle Goltz sofort zur Einwilligung bevollmächtigen, da Preußen offenbar nicht im stande sei, jene aus den eroberten Bezirken wieder hinauszuschlagen [1]). Aber Finckenstein und Haugwitz, obwohl über den letzten Punkt nicht eben hoffnungsvoll, fanden doch, daß solche Erwägungen früh genug kämen, wenn eine so traurige Forderung wirklich erst erschienen sei. Statt dessen wiesen sie im entgegengesetzten Sinne den Gesandten an, Frankreich an seine Gewährleistung des westfälischen Friedens zu erinnern und die Republik zu einer Erneuerung derselben aufzufordern, eben weil damit eine Verletzung des Reichsgebietes ausgeschlossen sein würde.

Unterdes hatte man, jetzt mit wesentlich leichterem Herzen, auch die nach Petersburg bestimmte Note festgestellt. Man schob darin, was die Urheberschaft der polnischen Teilung betraf, die Ehre der Erfindung höflich der Kaiserin zurück und ging dann in eine nähere Untersuchung der verschiedenen Ansprüche ein. Preußen, sagte man, will wie Rußland eine Abkunft, welche alle wahren Interessen har-

[1]) Dieselbe Ansicht sprach damals Prinz Heinrich aus, welchem übrigens Haugwitz, offenbar um durch sein Einreden nicht weiter behelligt zu werden, erst am 6. Dezember Nachricht von der Berufung des Grafen Goltz gab.

monisch berücksichtigt. Es hat weder Neid noch Eifersucht gegen Oesterreich: diese Zeiten sind vorbei. Aber es kann keiner Begrenzung zustimmen, welche für den eigenen Staat zerstörend wäre. Nicht der Stärkste soll den stärksten Anteil erhalten; vielmehr liegt im Interesse des Gleichgewichtes selbst eine Begünstigung des Schwächeren. Was insbesondere Krakau betrifft, so wird es als preußische Stadt immer nur ein Verteidigungsposten sein, weil es im Norden des Gebirges liegt. Dagegen bildet es in Oesterreichs Händen zweifellos eine Angriffsstellung, vermöge deren das preußische Schlesien auf allen Seiten von kaiserlichen Besitzungen umklammert würde. Preußen verfolgt hier also denselben Grundsatz wie Rußland: es will eine klare und reine Grenze. Auch auf seiner Seite hat sie die Natur, hier durch den Lauf der Weichsel, dort des Narew und Niemen gezeichnet. Sollte jedoch, schloß die Note, ein solches Ergebnis nicht zu erzielen sein, so würde Preußen die Fortdauer des Zustandes von 1793 vorziehen, ohne daß überhaupt von einer neuen Teilung Polens die Rede wäre. Tauentzien erhielt seinerseits den Befehl, buchstäblich an dieser Richtschnur zu halten und sich nicht wie bisher durch Ueberschätzung seiner Erfolge und leichtgläubiges Vertrauen von dem vorgezeichneten Wege verlocken zu lassen.

Der König unterzeichnete dieses Aktenstück am 28. November. Er hoffte damals große Dinge von der einleuchtenden Bündigkeit seiner Argumente und von dem günstigen Eindrucke, welchen Hohenlohes Rückkehr zum Rheine auf die Kaiserin machen würde. Er hatte keine Ahnung davon, daß fast in demselben Augenblicke Thugut die Depesche nach Petersburg absandte, welche die polnische Teilung in entgegengesetztem Sinne und zugleich den Abschluß einer russisch-österreichischen Allianz gegen Preußen entschied.

Wir haben beobachtet, mit welchem Unbehagen der kaiserliche Minister während des Sommers dem Gange der Dinge in Polen folgte, wie er die Fortschritte der preußischen Waffen als eine unmittelbare Gefahr für Oesterreich betrachtete, wie ihn Rußlands Zustimmung dazu mit tiefem

Mißtrauen auch gegen die Kaiserin Katharina erfüllte. Allerdings meldete Cobenzl in jedem Briefe, daß die Gesinnung Rußlands vortrefflich, dem Kaiser günstig, den Preußen abgewandt sei, daß nur die augenblickliche Not das Zusammenwirken russischer und preußischer Truppen erzwungen habe. Aber solange das preußische Heer eine siegreiche Stellung behauptete, ohne daß Rußland Protest dagegen erhob, blieb Thugut fest in seiner verschlossenen Haltung, wie dringend auch noch Anfang September von Petersburg die Mahnungen kamen, die förmliche Unterhandlung über die Teilung Polens zu eröffnen. Erst als König Friedrich Wilhelm die Belagerung Warschaus aufgab und seine Truppen entmutigt nach Südpreußen zurückführte, atmete Thugut auf. Jetzt mußte doch für Rußland die Notwendigkeit und die Neigung zu fernerer Rücksichtnahme auf Preußen weggefallen sein, und am 11. September erließ der Minister an den Grafen Cobenzl die für die russische Unterhandlung erforderlichen Weisungen. Der Graf sollte hiernach die vier südlichen Palatinate, Krakau, Sendomir, Lublin und Chelm, sowie einen ansehnlichen Teil Volhyniens zwischen Bug und Lipsk begehren, ungefähr 1300 Quadratmeilen; je mehr im übrigen Rußland, je weniger Preußen erhalte, desto erwünschter würde es für Oesterreich sein; es sei auf vollständige Teilung Polens zu dringen und deshalb nicht der Vertrag von 1793 zu wiederholen, sondern eine ganz neue Uebereinkunft zu schließen; außerdem müßte der Kaiser einen französischen Grenzstrich oder statt dessen eine anderweitige Entschädigung erwerben; im französischen Kriege seien die preußischen Truppen unter kaiserlichen Oberbefehl zu stellen, ein russisches Hülfscorps dagegen würde stets eine prinzipale Rolle erhalten. Als Cobenzl diese Anträge den russischen Ministern vorlegte, hatte er die Freude, sie gegen Preußen wegen des Rückzugs von Warschau höchst entrüstet zu finden; ohne allen Zweifel hatte Oesterreich jetzt keine besondere Abmachung zwischen Berlin und Petersburg hinter seinem Rücken mehr zu erfahren. Daß die Russen zur Zeit keine ausdrückliche Neigung zeigten, dem Kaiser französische

Provinzen förmlich zu gewährleisten, hatte bei dem Stande der Kriegsereignisse wenig zu bedeuten, zumal sie jetzt wie früher sich mit Thuguts Plänen gegen Venetien vollkommen einverstanden erklärten. Der einzige Punkt, welcher Schwierigkeit machte, betraf die Abgrenzung der polnischen Beute. Nach allem Vorausgegangenen verstand es sich schon beinahe von selbst, daß Katharina den Oesterreichern Krakau und Sendomir zusprach und damit die nächste Streitfrage zwischen den beiden deutschen Mächten zu gunsten des Kaisers entschied. Auch gegen die Zuteilung von Lublin und Chelm an Oesterreich hatte sie nichts zu erinnern; aber mit vollem Nachdrucke forderte sie alles Land im Osten des Bug für sich selbst und schlug somit dem Kaiser jede Erwerbung in Volhynien rund und kategorisch ab. Nehmt jegliches, sagte sie, was ihr wollt, in Frankreich oder in Venetien, nehmt deutsche oder türkische Lande; ich bin mit allem einverstanden: aber in Polen muß der Bug unsere Grenze sein. Dies klang allerdings nicht angenehm in Wien, allein Suworows gleich nachher eintretende Siege gaben dem russischen Worte einen unwiderstehlichen Nachdruck, und Thugut, dem es vor allem auf Rußlands Hülfe gegen Preußen ankam, entschloß sich im November zu einer Umarbeitung seines Programms. Er meldete am 13. November dem Grafen Cobenzl, daß er ihm in wenigen Tagen eine neue ausführliche Instruktion zusenden werde; es bleibe offenbar unter den gegebenen Umständen nichts übrig, als sich zu fügen und Volhynien aufzugeben. Es kostete aber dieser Entschluß ihm schwere Mühe, denn es dauerte noch bis zum 29. November, ehe die verheißene Instruktion wirklich abging. Darin begehrte er nach dem Verzichte auf Volhynien um so nachdrücklicher Krakau, Sendomir und alles Land zwischen Weichsel und Bug, wobei Cobenzl im schlimmsten Falle höchstens auf die nördlichste Spitze, Warschau gegenüber, verzichten durfte. Er erklärte sich ferner dem vielgeschmähten Vertrag der zweiten Teilung (Januar 1793) beizutreten bereit, wenn Preußen zugleich die sonstigen Entschädigungen Oesterreichs anerkenne. Es kam damit also

auch der belgisch-bayerische Tausch wieder auf das Tapet, für welchen jener Vertrag die Mitwirkung und die guten Dienste der beiden nordischen Höfe zusagte. Dann aber forderte er mit verstärkter Bestimmtheit, daß Katharina in besonderer Urkunde wirksame Hülfe gegen Preußen verspreche, falls dieses die österreichischen Erwerbungen in Polen, Frankreich, Venetien oder sonstwo hindern wolle, oder falls es zu Drohungen, Demonstrationen oder Gewaltthätigkeiten gegen den Kaiser vorginge. Preußen müsse verpflichtet werden, den Krieg gegen Frankreich fortzuführen; Rußland müsse energisch gegen die französischen Neigungen Preußens einschreiten und jedenfalls den polnischen Anteil Preußens möglichst beschränken. Thugut war wieder in großer Sorge wegen Rußlands Zuverlässigkeit; er fand, daß Katharina fortdauernd Preußen und Oesterreich fast auf gleichem Fuße behandle. Cobenzls dringendste Sorge müsse es also sein, ein Einverständnis zwischen Rußland und Preußen zu verhindern; denn sonst, bemerkte Thugut, könne sich der Kaiser nach seiner Weisheit zu irgend einem verhängnisvollen Schritte (dem Frieden mit Frankreich) gezwungen sehen.

Während Thugut in solchen Kümmernissen den ganzen November unthätig verstreichen ließ, hatte Cobenzl in Petersburg gegenüber der russischen Ungeduld schwere Tage zu verleben. Er drang auf endliche Absendung eines russischen Hülfscorps gegen Frankreich; Markow sagte ihm, in einen so unglücklich geführten Krieg könne Rußland seine Truppen nicht hinaussenden, und Subow bedrängte ihn mit peinlichen Fragen über die militärisch unbegreifliche Räumung Belgiens. Das letzte Wort war dann immer, in keinem Falle könne von Truppenhülfe vor der abschließenden Regelung der polnischen Sache die Rede sein. Als dann Anfang Dezember Thuguts Schreiben vom 13. November in Cobenzls Hände gelangte und dieser sich beeilte, den Russen von dem erfreulichen Inhalte Kenntnis zu geben, rief Markow: Nun, in der Hauptsache also sind wir einig; werdet Ihr jetzt, wenn Preußen fortfährt, Schwierigkeiten zu

machen, mit uns allein abschließen? Hättet Ihr, fuhr er fort, auf Volhynien bestanden, so hätten wir uns mit Preußen allein vertragen müssen, so dringend ist für uns eine rasche Erledigung. Cobenzl wies auf die ihm in Aussicht gestellte Instruktion hin, welche er doch erst abwarten müsse, da seine bisherigen Weisungen sich stets nur auf einen Vertrag zu dreien, nicht aber zu zweien bezogen hätten. Uebrigens sprach er seine persönliche Ansicht dahin aus, daß der Abschluß jetzt keine Schwierigkeiten weiter haben werde.

Seitdem zählten die Russen die Tage und die Stunden bis zur Ankunft der ersehnten Instruktion. Wann kommt Ihr Kurier? fragte Katharina; nach acht Tagen oder nach acht Jahren? Der Vizekanzler Ostermann erklärte endlich dem Grafen Cobenzl, Rußland könne nicht länger warten; wenn der Kurier nicht bald erscheine, so müsse Rußland sich mit Preußen verständigen. Um dies schlimmste aller Uebel zu verhüten, entschloß sich Cobenzl, wenngleich nicht leichten Herzens, zu der Erklärung, er halte sich nach der vorläufigen Depesche des 13. November für befugt, in die förmliche Beratung der Teilungssache einzutreten. Er schlug indessen vor, dem österreichisch-russischen Vertrage die Form einer eigenhändigen Korrespondenz zwischen den beiden Herrschern zu geben, wie dies 1782 zwischen Katharina und Joseph beliebt worden war; sein Gedanke war, dadurch seinem Hofe freiere Hand zu eigener Erwägung zu bewahren. Die Russen aber lehnten den Antrag eben wegen des Zeitverlustes ab und setzten an seine Stelle die Form einer gleichlautenden Erklärung der beiderseitigen Minister. Cobenzl, stets in der Furcht einer russischen Hinwendung zu Preußen, gab auch dazu seine Einwilligung. Damals hatte Tauentzien seine neuesten Weisungen vom 28. November bereits erhalten; die entscheidende Verhandlung konnte also beginnen.

Zuerst hatten am 15. Dezember die russischen Minister Ostermann, Besborodko und Markow eine Konferenz mit Cobenzl. Dieser legte die letzten österreichischen Forderungen

vor; es entspann sich eine kurze Verhandlung über Praga und die nördliche Landspitze zwischen Bug und Weichsel; die Russen sagten, daß sie ihrerseits nichts dagegen zu erinnern hätten, hier aber Preußens Zustimmung voraussetzen müßten. Im übrigen erklärten sie Preußens Anträge für gehässig und in jeder Hinsicht unannehmbar; sie sprachen die Absicht aus, am folgenden Tage mit Tauentzien darüber zu beraten, wo dann Cobenzl dringend um energische Bekämpfung der preußischen Habgier bat. Wenn sie hier nicht zum Ziele kämen, erläuterten die Russen, würden sie die beiden Gesandten zu einer gemeinsamen Schlußkonferenz einladen und, falls Tauentzien auch dort eigensinnig bliebe, mit Cobenzl allein zum Abschlusse schreiten, in jener Form ministerieller Erklärungen, der einen über die polnische Teilung, der anderen über die sonstigen Fragen. Cobenzl wiederholte seine Bedenken wegen der ihm mangelnden Vollmacht, schloß aber mit der Zusage, doch den Schritt auf eigene Verantwortung wagen zu wollen [1]).

Am 16. Dezember folgte dann die erste Konferenz der Russen mit Tauentzien. Ostermann begann sie mit einer Ankündigung, daß die Kaiserin auf die Wünsche der Kurländer einzugehen und das Herzogtum mit dem russischen Reiche zu vereinigen gedenke. Bisher war Preußen gegenüber davon keine Rede gewesen: Tauentzien sprach also sein Befremden aus und bemerkte, daß der preußisch-russische Bundesvertrag von 1792 ausdrücklich den gegenwärtigen Zustand von Kurland gewährleiste. Aber die Russen waren gegen diesen Einwand gerüstet. Diese Garantie, sagte Ostermann, sei nur gegen die damals in Polen herrschende Reformpartei gerichtet worden und falle mit der Vernichtung Polens von selbst. Es blieb Tauentzien nichts übrig, als Bericht an seine Regierung vorzubehalten, welche, wie er meinte, für die Einräumung dieses Punktes anderweitige Rücksicht für ihre Wünsche erwarten dürfe. Er sollte so-

[1]) Dies alles nach Thuguts und Cobenzls Depeschen. Wiener Archiv.

gleich erfahren, wie mittellos die Lage Preußens durch den Abzug seiner Truppen aus Polen und die dann erfolgten Triumphe Suworows geworden war. Er entwickelte nach den Sätzen seiner Instruktion vom 28. November Preußens Ansprüche auf Krakau und Sendomir. Aber mit unbedingter Zurückweisung traten ihm die Russen entgegen; besonders Markow vertrat Oesterreichs Interesse in der schärfsten Weise [1]). Zur Widerlegung des österreichischen Satzes, daß Krakau das unentbehrliche Bollwerk für die Sicherheit Galiziens sei, hatte Tauentzien bemerkt, daß unter allen Umständen auf Oesterreichs Nordgrenze mit oder ohne Krakau doch erst die Karpathen die eigentliche Verteidigungslinie bildeten: Markow rief ihm entgegen, mit demselben Rechte sei auf die preußische Forderung der Weichselgrenze zu antworten, daß erst an der Oder oder Elbe die wahre Verteidigung Preußens beginne. Tauentzien gab darauf anheim, ob sich eine Einigung vielleicht rascher erzielen ließe, wenn man auf die gänzliche Teilung Polens verzichte und sich auf die Aneignung einiger Grenzbezirke beschränke. Die Russen erklärten, daß der Wille der Kaiserin in dieser Beziehung unwiderruflich feststehe. Nach langem und heftigem Streite vertagte man die weitere Erörterung, nachdem Tauentzien die Absicht ausgesprochen hatte, am folgenden Tage sein Glück in einer besonderen Unterredung mit Cobenzl zu versuchen.

Es verstand sich in doppeltem Maße von selbst, daß er hier nicht das mindeste erreichte. Cobenzl blieb unerschütterlich auf seinen Sätzen, bestrebte sich aber, des russischen Rückhaltes sicher, den unglücklichen Gegner wenigstens mit freundlicher Höflichkeit ablaufen zu lassen. Noch an demselben Tage empfing er dann auch die lange erwarteten Weisungen vom 29. November und konnte also, auf jeder Seite beruhigt, der demnächstigen gemeinsamen Schlußsitzung ent-

[1]) Schon 1782 erklärte Großfürst Paul dem damaligen Großherzog Leopold von Toskana, er wisse sehr bestimmt, daß Markow und Besborodko von Oesterreich gekauft seien. Arneth, Joseph II. und Leopold, I, 119.

gegensehen. Vorher verhandelte Tauentzien am 18. Dezember noch einmal mit den Russen die künftige Begrenzung auf der litauischen Seite. Die Russen sprachen die Hoffnung aus, Preußen werde jenen Anspruch auf den szamaitischen Bezirk an der Wildau fallen lassen: sie wünschten Preußen von der kurischen Grenze entfernt zu halten und boten ihm dafür einen kleinen Landstrich zwischen dem Narew und dem Bug. Tauentzien versprach den Antrag seiner Regierung vorzulegen und glaubte hierauf bei den Russen einiges Einlenken in Bezug auf Krakau wahrzunehmen.

Die Hoffnung hatte jedoch keinen langen Bestand. Bei der letzten, allgemeinen Konferenz, am 19. Dezember, erhob sich Cobenzl gleich zu Anfang mit vorwärts drängender Ungeduld. Er erörterte, daß Oesterreich unter keinen Umständen auf Krakau verzichten könne, verzichten werde. Ganz Galizien und vor allem das wichtige Salzwerk von Wieliczka sei bloßgestellt, wenn die Stadt in preußischen Besitz gelange. Tauentzien fiel ein, die Stadt sei bereits preußisches Gebiet, sie sei es nach dem Rechte der Eroberung in einem guten Verteidigungskriege, sie sei es nach demselben Rechte, nach welchem Oesterreich 1793 in Valenciennes die Huldigung begehrt habe; wie Preußen damals, so möge der Kaiser jetzt dies klare Recht der Waffen anerkennen. Es handelt sich, rief Cobenzl entgegen, jetzt wie damals um Oesterreichs Entschädigung für seine Kriegskosten, um einen Anspruch, welchen Preußen in einer ganzen Reihe von Verträgen gebilligt und gewährleistet hat: ihr werdet nicht behaupten, daß Lublin und Chelm für sich allein eine Entschädigung, wie sie uns von Preußen und von Rußland zugesagt ist, darstellen können. Tauentzien meinte hierauf, er werde sich freuen, wenn dieser Standpunkt einige Geltung bei Rußland finde; solle einmal das sonst natürliche System zu Oesterreichs Gunsten geändert werden, und gehe insbesondere Rußland darauf aus, dem Kaiser eine zusätzliche Wohlthat zu verschaffen, so sei dazu der rechte Weg, daß es nicht einen dritten verletze, sondern ein Stück des eigenen, an sich unermeßlichen Anteils zum Opfer bringe.

Ehe die Russen auf diese nicht ganz unerwartete Wendung etwas erwidern konnten, riß Cobenzl wieder mit großem Eifer das Wort an sich. „Mein Souverän," sagte er, „erkennt die von Rußland erhobenen Forderungen als gerecht und natürlich an; die beiden Höfe sind darüber in vollstem Maße einverstanden und betrachten die russische Grenze als unverrückbar festgestellt. Ihr selbst werdet darüber im Ernste keiner anderen Meinung sein: hätte es nun bei eurer Herrschaft über Krakau und Sendomir sein Bewenden, so bliebe offenbar für uns nichts übrig, und zum zweitenmale wäre Oesterreich in seinen gerechten Ansprüchen verkürzt." Die russischen Minister stimmten in vollen Tönen bei und erklärten wetteifernd, daß Preußen nachgeben müsse. Darauf sprach Tauentzien sein letztes Wort. Er sehe die Unmöglichkeit einer Verständigung. Er habe vernommen, daß Kaiser Franz gegen eine jede Teilung protestieren wolle, bei welcher Oesterreich nicht Krakau und Sendomir erhalte. Er sei nun in dem Falle, einen gleichen Protest seines königlichen Herrn anzukündigen, wenn Krakau und Sendomir nicht preußische Provinzen blieben. Bei einer solchen Lage der Dinge sei offenbar die Teilung unthunlich, man könne keinen anderen Ausweg ergreifen, als Polen in dem Zustande, wie er vor der letzten Empörung gewesen, zu belassen. Dieser Erklärung aber warfen sich die Russen und Cobenzl wie ein Mann entgegen. Das ist unmöglich! riefen sie. Die drei Höfe, sagte Ostermann, haben die Notwendigkeit der Teilung im Interesse der eigenen Sicherheit und Selbsterhaltung anerkannt; Preußen selbst hat sie früher als jeder andere zur Sprache gebracht und ihre Unvermeidlichkeit erörtert; Polen ist tot und dahin für immer, und ein Toter läßt sich nicht beliebig zu neuem Leben erwecken. Cobenzl fand, daß seine Zeit gekommen sei. Wir sind einig in allen Stücken, rief er den Russen zu. Eröffnen wir das Protokoll, zeichnen wir den Vertrag. Will Preußen mit uns gehen, desto besser; wo nicht, so werden wir Preußen entbehren können. Tauentzien erhob sich mit zürnendem Proteste, und die Versammlung löste sich in erklärtem Zerwürfnis auf.

Von diesem Augenblicke an wurde es in Petersburg einsam und still um den preußischen Gesandten. Die Kaiserin war unpäßlich und unsichtbar. Von einer Fortsetzung der Konferenzen war keine Rede mehr, und in Berlin selbst hielt man einen solchen Stillstand für erwünscht, bis man über den Ausgang der Baseler und Pariser Unterhandlung klarer sehe. Als Tauentzien den russischen Vizekanzler am 26. wieder sprach, war Ostermann höflich, einsilbig, in der Haltung eines resignierten Bedauerns. Er ließ erkennen, daß Oesterreich lange geschwankt habe, ob es selbst mit den vier Palatinaten sich begnügen dürfe. Wir können nicht anders, setzte er hinzu, wir müssen uns für Oesterreich interessieren; es hat sich 1788 als unseren guten Verbündeten gezeigt und damals nur zu wenig geerntet. Ueber die weiteren Absichten und Entschlüsse der Kaiserhöfe suchte Tauentzien vergebens irgend eine Kunde zu erhalten.

Unterdessen hatte Katharina bereits den Befehl gegeben, nach Cobenzls Antrag vorzugehen. Es wurden demnach zwei Aktenstücke ausgearbeitet, durch welche die beiden Kaiserhöfe ihre gegenseitigen Ansprüche und Willensmeinungen austauschten. Das erste enthielt die Bestimmungen über die Teilung Polens. Nach demselben sollte Rußland alles Land westlich von einer Linie erhalten, welche im Süden den Bug entlang bis Brzesc, dann in gerader Richtung auf Grodno, endlich von hier längs des Niemen bis zur ostpreußischen Grenze lief, im ganzen 2030 Quadratmeilen. Oesterreich würde die vier Palatinate, also den Bezirk zwischen Pilica, Weichsel und Bug, etwas über 1000 Quadratmeilen, Preußen endlich den Rest, zwischen 700 und 800 Quadratmeilen, empfangen [1]), wie sich versteht, unter der Voraussetzung, daß es die Erwerbung der beiden Kaiser-

[1]) Diese Zahlen weichen von der gewöhnlichen Ueberlieferung ab. Die damaligen Landesvermessungen waren äußerst ungenau; für eine auch nur annähernde Bestimmung giebt es kein anderes Mittel, als auf moderne Karten jene Grenzen einzutragen und die Größe der Anteile nach ihrem Verhältnis zu den heutigen polnischen Bezirken zu berechnen.

höfe anerkenne und gewährleiste. Einstweilen würden die letzteren den Vertrag geheim halten, bis nach beiderseitigem Ermessen der Zeitpunkt zu seiner Vorlage in Berlin gekommen wäre. Noch viel wichtiger war dann das zweite jener Aktenstücke, eine im Namen der beiden Höfe auszufertigende geheime Erklärung, durch welche dieselben das Gesamtsystem ihrer künftigen Politik feststellten und sich gegenseitig verbürgten. Markow, welcher die Redaktion der Urkunde besorgte, hatte zunächst eine Anzahl der Thugutschen Sätze aus der Depesche vom 29. November wörtlich herübergenommen. Dann aber sagte er dem Grafen Cobenzl, daß Rußland, nach so großen Zugeständnissen an Oesterreich, wohl auch einige Gegenleistungen erwarten dürfe. Cobenzl entgegnete etwas befremdet, jene Zugeständnisse seien doch nichts als Rußlands Gegenleistung für seine kolossalen Erwerbungen bei den letzten polnischen Teilungen: was könne man darüber hinaus noch begehren? Es sind, antwortete Markow, keine schwierigen Dinge, die ich vorzuschlagen habe, einmal Oesterreichs Beitritt zu dem Vertrage vom 23. Januar 1793 gegenüber Rußland allein, sodann eure Zusage, eintretenden Falles gegen Preußen uns ebenso beizustehen, wie wir euch. Cobenzl beeilte sich, zu diesen Wünschen auf der Stelle seine herzlichste Zustimmung auszusprechen. Endlich aber, fuhr Markow fort, beantragen wir die Wiederholung der Abmachungen in der geheimen Korrespondenz von 1782, betreffend die Gründung eines Königreichs Dacien für ein Mitglied der russischen Kaiserfamilie im Falle eines Krieges mit der Türkei. Er erinnerte den Gesandten an Thuguts Schreiben vom 27. Februar, jenes Schreiben, in welchem Thugut um Verschiebung des Türkenkrieges bis zum französischen Frieden gebeten, für diesen Zeitpunkt aber kräftige Unterstützung der russischen Pläne zugesagt hatte. Hiernach, meinte er, könne der Unterzeichnung, da Rußland lediglich die Aufnahme jenes österreichischen Versprechens in den jetzigen Allianzvertrag begehre, nichts im Wege stehen.

Allerdings nahm nun Cobenzl die Sache keineswegs so

leicht. Wie kann ich eine so bedeutungsschwere Bestimmung unterzeichnen, sagte er, da ich darüber ohne jede Instruktion bin? Warum habt ihr nicht früher eure Absichten angemeldet; dann wäre jetzt alles in regelmäßigem Gange. Ohne Zweifel, erwiderte Markow, hätten wir so verfahren sollen: aber ich will ehrlich gestehen, daß keiner unserer Minister auf den Gedanken gekommen ist; es ist die Kaiserin selbst, die mir erst soeben den Befehl gegeben hat; sie hängt leidenschaftlich daran; die Sache ist oft genug zwischen den beiden Höfen verhandelt worden; sie ist an sich der österreichischen Regierung genehm, und wenn ihr zur Zeit die Ausführung noch nicht wünscht, so wißt ihr ja sehr gut, daß der vorausgesetzte Fall, ein Angriff der Türken, heute in so weiter Ferne wie jemals liegt. Also, schloß er, denke ich, daß euer Hof auf keiner Seite Schwierigkeiten gegen die Unterzeichnung finden wird. Jawohl, antwortete Cobenzl, ich glaube gern, daß der Kaiser nach seiner Freundschaft für die Kaiserin seine Zustimmung geben mag; aber ich bin nicht der Kaiser, ich bin außer stande, etwas zu zeichnen, wozu ich keine Vollmacht habe. Und wir, erklärte Markow, können die ganze geheime Erklärung nicht zeichnen ohne diese Klausel. Und ohne die geheime Erklärung, rief Cobenzl, kann ich auch den polnischen Teilungsvertrag nicht unterschreiben! Und somit wäre, bemerkte Markow, unsere ganze wichtige und umfassende Unterhandlung an dem einen Punkte gescheitert; das ist unmöglich.

Cobenzl erbat sich Bedenkzeit. Er erwog, daß 1782 zwar Joseph II. die Begehren der Kaiserin ausdrücklich bewilligt, eine ebenso ausdrückliche Zustimmung Katharinas aber für seine Forderungen nicht erhalten habe; es sei also für Oesterreich jedenfalls ein Vorteil, wenn eine solche Zustimmung jetzt erfolge. Ferner enthalte die Klausel eine Wiederholung des russischen Verzichtes auf eigene türkische Eroberungen, da ja nach den Abreden von 1782 ein griechisches Kaisertum in Konstantinopel und ein selbständiges Königreich Dacien geschaffen werden sollten; diese Staaten aber würden, einmal eingerichtet, auch unter der Herrschaft

russischer Prinzen nach innerer Notwendigkeit jeder russischen Oberhoheit widerstreben, weshalb denn auch die russischen Minister, und mit ihnen der Thronfolger Paul, dem Entwurfe von 1782 stets widerstrebt hätten. Genug, er kam zu dem Entschlusse, auch in dieser Frage auf eigene Verantwortung zu handeln und die Klausel in der Hoffnung höchster Genehmigung zu unterschreiben. Um dann vollends die Interessen seines Hofes nach jeder Seite zu decken, stellte er noch die Gegenforderung, daß bei der Erwähnung des österreichischen Beitritts zum Vertrage vom 23. Januar 1793 der bayerisch-belgische Tausch ganz ausdrücklich hervorgehoben würde. Dagegen hatte Markow nicht das geringste zu erinnern, und die Erklärung kam demnach in allseitiger Eintracht zum Schlusse. Da die Kaiserin, hob sie an, sich bereit erklärt hat, dem Kaiser in vollem Umfange zur Erlangung der neuen Entschädigungen beistehen zu wollen, auf welche er nach den Kosten und Opfern des gegenwärtigen Krieges ein Recht, und welche er demnach zur Kenntnis des russischen Hofes gebracht hat, so erklärt zunächst der Kaiser, daß er dem russisch-preußischen Vertrage vom 23. Januar 1793 beitrete, insofern derselbe die Interessen der beiden Kaiserhöfe, den bayerisch-belgischen Tausch und die russischen Erwerbungen in Polen betreffe, welche letzteren der Kaiser von nun an gewährleistet. Es soll ferner die geheime Bestimmung des österreichisch-russischen Bundesvertrages über die ottomanische Pforte jetzt auch auf Preußen ausgedehnt sein und demnach jeder der beiden Höfe dem andern im Falle eines preußischen Angriffs mit voller Kraft Hülfe leisten. Endlich verspricht der Kaiser, im Falle eines neuen gemeinsamen Krieges gegen die Türken mit allen Mitteln dazu mitzuwirken, daß die Abreden der eigenhändigen Korrespondenz Katharinas und Joseph II. vom Jahre 1782 verwirklicht und namentlich die Moldau, Walachei und Bessarabien zu einem unabhängigen Fürstentum für ein Mitglied des russischen Kaiserhauses gemacht werden. Dagegen verheißt die Kaiserin, daß Oesterreich dann die türkischen Provinzen erhalte, welche damals Joseph II. zugedacht

waren. Sie erklärt ferner, mit allen Mitteln für die weitere Entschädigung Oesterreichs zu wirken, und genehmigt im voraus, falls das Kriegsglück es dem Kaiser nicht verstatte, sich an Frankreich zu erholen, daß er die von Venedig rechtswidrig besessenen Lande sich in vollem Umfange zueigne oder sonst irgend eine passende und ausreichende Erwerbung aufsuche. Endlich verpflichtet sich Katharina, dem Kaiser mit allen Kräften beizustehen, wenn Preußen zu feindseligen Demonstrationen und Gewaltthätigkeiten gegen ihn fortschreite.

Diese Urkunden wurden am 3. Januar 1795 von Ostermann, Besborodko, Markow und Cobenzl unterzeichnet und die Nachricht von dem großen Akte in der höchsten Eile nach Wien hinübergesandt. Dort rief sie die höchste Befriedigung hervor. Cobenzl hat sich bewundernswert benommen, sagte Thugut; das Ereignis ist das rechte Gegenstück zu dem Vertrage vom 23. Januar; wie damals Preußen uns, so haben wir jetzt Preußen geprellt. Der Gesandte wurde umgehend mit Lob überschüttet, jede seiner Eigenmächtigkeiten bestätigt und nur in Bezug auf den bayerisch-belgischen Tausch bemerkt, nachdem der Kaiser einst in London und München ausdrücklich auf denselben verzichtet habe, so sei es für den Fall eines Bekanntwerdens der Urkunde vorsichtiger gewesen, sich mit einem bloßen Hinweis auf den betreffenden Artikel des Januarvertrages zu begnügen, da hierdurch der sachliche Zweck, die Unterstützung des Tauschplanes durch Rußland, in unverfänglicherer Form ebenfalls gesichert worden wäre. Dies aber war auch Thuguts einzige Ausstellung; mit dem Inhalte der Urkunde war er einverstanden nach allen Richtungen. Könnten, sagte er, bei einzelnen Punkten auch kleine Unzuträglichkeiten entstehen, so überwiegt der Vorteil doch bedeutend: jedenfalls ist unser Vertrauensverhältnis zu Rußland erneuert, jede Besorgnis über ein russisch-preußisches Verständnis beseitigt und unser politisches System wieder auf eine feste Grundlage gestellt. Der Kaiser vollzog mit großer Freude die Ratifikation der Urkunden und fügte ein eigenhändiges Dankschreiben an Katharina hinzu.

In der That, es war ein großes Ergebnis für den ehrgeizigen Lenker der österreichischen Politik. Für die Gegenwart der Erwerb eines wohlgelegenen und gut abgerundeten Bezirks von tausend Quadratmeilen, für die Zukunft russische Beihülfe zu der Einverleibung Venetiens bei dem einstigen Frieden mit Frankreich und, falls es dann zum Türkenkriege käme, die Zuteilung von Serbien und Bosnien an Oesterreich. Und was Thuguts Gefühle mehr als jeder materielle Gewinn erquickte, für dies alles die feste und förmliche Zusage russischer Waffenhülfe gegen das verhaßte Preußen, wenn es gegen irgend eine dieser Festsetzungen Widerspruch zu erheben wagte! Gelangten diese Entwürfe zur Verwirklichung, so war Rußland die allein gebietende Macht im Orient, Oesterreich aber beherrschte durch den Besitz von Venetien, Mailand und Toskana das ganze Italien, so wie es durch Preußens Demütigung und die Einnahme Bayerns den entscheidenden Einfluß in Deutschland wiedergewann. Bei der Aussicht auf solche Errungenschaften mochte der Kaiser leichten Herzens auf das stets unsichere, stets lästige Belgien und noch unbedenklicher auf die einst in das Auge gefaßten, jetzt unerreichbar gewordenen französischen Landstriche verzichten. Es leuchtet sogleich ein, welche Bedeutung ein solches Programm für die künftige Weltstellung der Wiener Regierung in sich schloß. Es war, um es mit einem Worte zu sagen, der Uebergang von dem durch den Kaiser geleiteten heiligen römischen Reiche zu dem modernen Großstaat Oesterreich. Hätte man, was 1793 und vielleicht noch Anfang 1794 bei fester Anwendung aller Kräfte möglich war, Belgien behauptet, die nördliche Champagne, einen Teil von Lothringen und das Elsaß hinzugewonnen, so wäre der ganze Westen und Süden des Deutschen Reiches ebenso wie der Osten desselben von kaiserlichem Erblande umgeben und eine Sonderung von Staats- und Reichspolitik in Wien nicht mehr denkbar gewesen. Diesen Aussichten kehrte Oesterreich jetzt den Rücken, um, nicht in dem Deutschen Reiche, sondern neben demselben, einen erweiterten und in sich geschlossenen Länderbesitz zu

gewinnen, in welchem neben Slaven, Ungarn und Italienern das deutsche Element kaum ein Drittel des Gesamtbestandes liefern würde. Mit den Machtmitteln einer solchen Monarchie konnte man nach Umständen auf eine diplomatische Hegemonie über Italien oder Deutschland oder beide ausgehen, ganz sicher aber mußten fortan die leitenden Gesichtspunkte derselben so wenig deutsch wie italienisch, sondern rein und ausschließlich österreichisch sein.

Was Preußen betraf, so hatte Katharina es übernommen, die letzte Note desselben zu beantworten, soweit für den Augenblick eine Antwort nötig schien. Demnach überreichte Alopeus am 7. Januar in Berlin eine russische Denkschrift, welche zwar über die praktischen Entwürfe der Kaiserhöfe nicht die leiseste Andeutung enthielt, aber durch herbe Sprache und gebieterischen Stolz über die Gesinnungen und Hoffnungen Rußlands keinem Zweifel Raum verstattete. Die Kaiserin, hieß es, habe nur mit äußerstem Befremden die preußische Erklärung vernehmen können, daß man eintretenden Falles die Erhaltung Polens beantrage. Es sei das einer jener Wünsche, wie man sie wohl in seinem Herzen aufsteigen lasse, deren Erfüllung aber nicht zu hoffen erlaubt sei, weil sie der Natur der Dinge widersprechen. Um diese Behauptung zu erweisen, erinnerte Ostermann an den letzten Ausbruch, welcher die Notwendigkeit der Teilung eines vulkanischen Gebietes unwidersprechlich dargethan habe. Bei der Bestimmung der einzelnen Anteile, fuhr Ostermann fort, haben wir die Regel festgehalten, daß das bestehende Machtverhältnis zwischen den teilenden Staaten keine Aenderung erleiden darf, eben die Regel, welche Preußen bei dem letzten Türkenkriege so scharf gegen Oesterreich durchgeführt hat. In einem freundlichen Tone, welcher den zweischneidigen Hohn nur schwach verhüllte, setzte er hier die Bemerkung hinzu: wir erwähnen jenen Vorgang ohne Furcht, daß man uns noch eine rachsüchtige Erinnerung an Preußens damalige Haltung zutrauen könnte: denn der Verlauf der polnischen Teilung von 1793 hat es ja seitdem aller Welt gezeigt, wie eifrig wir für Preußens Ver-

größerung gewirkt haben. Er erörterte dann die Ansprüche der einzelnen Mächte und wies die Mäßigung und Billigkeit der österreichischen nach. Von diesen ging er auf die russischen über, und hier erreichte der Schwung seiner Sprache die stolzeste Höhe. Es war keine Rede mehr von den früheren Wendungen, eine der deutschen Mächte als Veranlasserin und Urheberin der polnischen Teilungen darzustellen. Vielmehr das gerade Gegenteil wurde jetzt für den russischen Anspruch auf das ausgedehnteste Los der Beute geltend gemacht. Man kann es kühn behaupten, sagte Ostermann, daß die Titel der Kaiserin auf ihren polnischen Anteil nicht das Werk eines Augenblicks oder eines Zufalls, sondern daß sie die Schöpfung von dreißig Jahren sind, welche mit Arbeiten, Sorgen und kolossalen Ausgaben aller Art erfüllt waren; man kann behaupten, daß, im Vergleiche hiermit, Preußen und Oesterreich alle die Früchte, welche sie in Polen zu ernten haben und künftig ernten werden, ohne Kaufpreis zum Geschenk erhalten. Es war nicht möglich, in sechs Zeilen die Gesamtpolitik Katharinas energischer zu zeichnen und mit einer brutaleren Offenheit das Verhängnis Polens zu enthüllen. An diesen Hinblick auf das Vergangene schloß endlich Ostermann guten Rat für die Zukunft. Preußen solle bedenken, daß es durch eingehende Nachgiebigkeit sein Bündnis mit Rußland befestige und damit einen größeren Vorteil erringe als durch alle Rücksichten auf bequeme Grenzen, welche es bisher geltend gemacht habe. Eine solche Haltung würde den besten Einfluß auf die allgemeine Lage Europas ausüben, während jene chimärische Hoffnung auf französischen Frieden, von welcher man neulich so viel geredet habe, doch schlechterdings kein Ergebnis herbeiführen könnte.

Aus dieser Note ließ sich ohne Mühe herauslesen, daß Rußland nach allen Seiten mit Oesterreich eng verbunden war, daß es eine tiefe Erinnerung an Preußens Eingriff in den letzten Türkenkrieg im Herzen nährte, daß beide Höfe in der polnischen Frage die preußischen Ansprüche verurteilten, daß sie diesen Willen auch im Falle eines Friedens

zwischen Preußen und Frankreich durchzusetzen gedachten. Es mußte unter diesen Umständen in Berlin beinahe als eine Ironie des Geschickes erscheinen, daß nach einer längeren Beratung des Mainzer Antrags der Reichstag zu Regensburg mit großer Mehrheit den Wunsch nach Frieden ausgedrückt und am 22. Dezember ganz nach Möllendorffs Wünschen den Kaiser und den König von Preußen aufgefordert hatte, gemeinschaftlich Hand an dies segensreiche Werk zu legen. Als dieser Beschluß in Wien zur Verhandlung kam, sprach sich der Reichsvizekanzler scharf dagegen aus, weil eine solche Friedensbettelei im Augenblicke französischer Siege den Stolz der Feinde nur vermehren würde. An sich hatte er ohne Frage unrecht; wir werden sehen, welche Aussichten bei der tiefen Erschöpfung Frankreichs ein gemeinsames Erbieten aller deutschen Fürsten zu einem billigen Frieden, wohlverstanden unter gleichzeitiger Bereitschaft zu energischem Kampfe im Falle übermütiger Ablehnung, gehabt hätte. Höchst wahrscheinlich hätte man dann die bisherigen Grenzen und damit auch die bisherige Verfassung des heiligen römischen Reiches bewahrt. Aber es fehlte in Wien eben an der ersten und letzten Voraussetzung dieser Politik, an dem Streben nach Versöhnung mit Preußen. Wenn Fürst Colloredo votiert hatte, lieber als einen schimpflichen Frieden zu schließen, müßten Kaiser und Reich miteinander ehrenvoll zu Grunde gehen, so gab am 25. Januar Thugut seine Meinung dahin ab, der Kaiser möge den Reichsschluß einfach bestätigen, Preußen und den Reichsständen die Ausführung überlassen, für diese undankbaren und Oesterreich völlig unnützen Territorien keine weiteren Opfer bringen. Es sei dringend nötig, daß man in Wien endlich zur Einsicht komme, rein österreichische Politik treibe und sich auf die Stellung einer unabhängigen europäischen Großmacht zurückziehe. Der Kaiser gab darauf dem Reichstage eine völlig nichtssagende Antwort.

So zeigten für Preußen gleichzeitig die russischen Aeußerungen die Notwendigkeit eines französischen Friedens und die Regensburger Vorgänge die Unmöglichkeit einer mit Oesterreich gemeinsamen Friedensverhandlung.

Elftes Buch.

Baseler Friede.

Erstes Kapitel.

Sturz der Jakobiner.

Die europäischen Mächte drängten sich wetteifernd zum Frieden mit der französischen Republik. Wir haben zunächst zu beobachten, wie sich dort die Verhältnisse seit Robespierres Sturz gestellt hatten.

Der 9. Thermidor war ein Tag des Jubels für Paris und bald, wohin die Kunde über ihn gelangte, für Frankreich. So entschieden hatte sich die frühere Herrschaft in Robespierre verkörpert, so fest hatten sich alle lokalen Machthaber, die Revolutionsausschüsse und die Revolutionsgerichte, die Ortsbehörden und die Volksgesellschaften um den Diktator geschart, daß der Sturz desselben das ganze Staatsgebäude bis in seine Fundamente erschütterte. In Paris hatte eine Zeitlang kein Mensch das Unglaubliche für möglich gehalten. In den Gefängnissen hatte man noch am 8. die Verhafteten aller ihrer Gerätschaften und Geldmittel beraubt, so daß sie in tödlicher Angst eine Wiederholung der Massenmorde von 1792 erwarteten; noch am 9. selbst hatte Henriot, bereits im Getümmel des Aufstandes, einen Transport von achtzig Gefangenen auf das Blutgerüst schaffen lassen. So flog die Nachricht von der befreienden Katastrophe als ein völlig überraschendes Glück von Mund zu Mund. Aus der furchtbarsten Erdrückung sah man sich plötzlich emporgehoben, man konnte wieder atmen wie sonst, man sah die Möglichkeit eines menschlichen Lebens wieder. Noch war man von Gefahr und Elend aller Art umgeben, noch rauchte das frischvergossene Blut, noch herrschten alle

Gesetze einer beispiellosen Tyrannei: aber die einmal erregte Hoffnung hob den trunkenen Sinn über alle Nöte hinüber, ein Taumel der Freude erfüllte die Bevölkerung, den ganzen Tag des 10. und die folgende Nacht hindurch waren die Straßen von wogenden und jubelnden Menschenmassen erfüllt. Die Sitzungen des Revolutionsgerichts waren unterbrochen, der Jakobinerklub geschlossen, die Gemeinderäte unter der Guillotine gefallen: für den Augenblick schienen alle Werkzeuge der alten Tyrannei zertrümmert. Unter den Siegern verfolgten vornehmlich die Dantonisten ihren Triumph im Sinne der öffentlichen Meinung. Weil sie im November zur Gnade und Menschlichkeit geraten, hatte sie Robespierre länger als ein halbes Jahr unter steter Todesdrohung gehalten; jetzt konnten sie beweisen, daß Camille Desmoulins im Ernste sein Leben für die Milde geopfert habe, und Legendre und Merlin von Thionville, Tallien und Fréron waren unermüdlich, die Gefängnisse zu besuchen und die Verhafteten, die man ohne Untersuchung massenweise eingesperrt hatte, ohne Untersuchung oft zu Hunderten zu entlassen. Es hatte eine Zeit gegeben, in der keiner von ihnen an willkürlicher Grausamkeit hinter Robespierre zurückgestanden; jetzt ließen sie mit gleicher Willkür besseren Regungen freien Lauf: sie hatten ihr Leben lang immer nur dem Augenblicke gedient, und auf den Wellen der öffentlichen Meinung vorwärts zu treiben, schien ihnen stets der Inbegriff politischer Gerechtigkeit.

Im Konvente hatten unterdessen ganz andere Gesinnungen die Herrschaft. Dort fühlten sich als die eigentlichen Schöpfer der neuen Epoche die Männer des Wohlfahrtsausschusses, Collot und Billaud, Carnot und Barère, und wer im Sicherheitsausschusse und in der Bergpartei enge zu ihnen hielt. Es waren die Reste oder doch die alten Verbündeten der Hébertistischen Partei, die echtesten Vertreter des Schreckenssystems, welche nur aus Gründen persönlichen Ehrgeizes mit Robespierre zerfallen waren. Ihnen galt der 9. Thermidor durchaus als ein Tag der Verteidigung, nicht als der Beginn eines neuen, sondern als die Erhaltung des bisherigen

Systems; sie hatten gekämpft, um Robespierres Alleinherrschaft abzuwehren und die ungestörte Fortdauer des revolutionären Wesens für sich zu behaupten. Sie sahen mit erstaunter Entrüstung auf die allgemeine Bewegung; Billaud erhob sich mit Unwillen und Befremdung gegen die Suspension des Revolutionsgerichts, Barère schlug bei der neuen Besetzung desselben Fouquier-Tinville als öffentlichen Ankläger vor und war völlig überrascht, als ein Sturm der Verwerfung ihm entgegentönte und über Fouquier Absetzung und peinliche Anklage verhängt wurde. Gleich nachher wurde ein anderer Freund und Diener Robespierres der strafenden Gerechtigkeit des Konvents bezeichnet, Lebon, der gefürchtete Prokonsul des Norddepartements, und ohne Widerspruch seine einstweilige Verhaftung angeordnet. Dasselbe Schicksal traf einige untergeordnete Werkzeuge der gestürzten Machthaber, dagegen blieb ein gegen Maignet, den Henker Bedouins, gerichteter Strafantrag fürs erste ohne Erfolg. Allmählich zeichnete sich die herrschende Stimmung des Konvents in festeren Umrissen. Die gemäßigte Partei, das Zentrum und die Trümmer der Rechten, seit einem Jahre an Dulden und Schweigen gewöhnt, fielen sofort in diese Haltung zurück, die entscheidende Gewalt blieb noch unbedingt im Besitze des Berges. Aber auch hier fand die Gesinnung Barères und Billauds keinen Raum. Die eifrigsten Montagnards waren von der Meinung erfüllt, daß fortan nicht mehr die Ausschüsse, sondern der Konvent in seiner Gesamtheit herrschen, daß man die Versammlung vor dem Despotismus der Ausschüsse ein für alle Male sichern müsse. So verfügten sie gleich am 11. Thermidor neue Wahlen und eine Beratung über eine vollständig neue Organisation der Regierung. In den Wohlfahrtsausschuß traten neben zwei Jakobinern reinen Blutes, Laloi und Echasseriaux, die beiden Dantonisten Thuriot und Tallien und zwei Mitglieder des ersten Wohlfahrtsausschusses (April 1793), Bréard und Treilhard. Der leitende Gedanke mochte bei ihnen ungefähr dahin gehen, daß der Konvent die ärgsten Auswüchse der Tyrannei abstellen, aber um keinen Preis

auf das Prinzip des bisherigen Systems verzichten dürfe. Man wollte die Anhänger Robespierres, die Würger und Blutmenschen beseitigen, aber die Allmacht der revolutionären Regierung durch keine gesetzliche Ordnung beschränken lassen. So wurde das Revolutionsgericht beibehalten und neu besetzt; es sollte Recht sprechen nach allen Dekreten der Schreckenszeit, mit Ausnahme des Gesetzes vom 22. Prairial; die einzige Milderung, bewirkt durch Bourdon von der Oise, war die Vorschrift, daß in keinem Falle eine Verurteilung stattfinden solle, wo nicht eine verräterische oder contrerevolutionäre Absicht erwiesen sei. Auch der Klub der Jakobiner wurde in den ersten Tagen des August wieder eröffnet. Er sollte zwar eine neue Reinigung durchmachen und alle Verehrer Robespierres ausstoßen; jedoch nahmen es „die Brüder und Freunde" untereinander nicht allzu genau, sondern bestätigten jeden Genossen, welcher die Versicherung abgab, daß er in der Nacht des 9. Thermidor an Robespierres Aufstand keinen Anteil genommen [1]). Der Klub konnte also sehr bald in unveränderter Haltung seine Sitzungen wieder eröffnen; nach wie vor donnerten seine Reden gegen die Aristokraten, Egoisten und Reichen und ermahnten den Konvent, den feigen Moderantismus durch fortgesetzte revolutionäre Energie zu unterdrücken.

Aber die Dinge gingen dennoch ihren unaufhaltsamen Gang. Die revolutionäre Regierung hatte seit April alle ihre Organe aus Robespierres Hand empfangen: jede Maßregel, welche die neuen Machthaber gegen Robespierres Anhang richteten, lähmte unausbleiblich irgend ein Stück des Regierungssystemes selbst. Eine neue Einrichtung der Pariser Bürgergarde war unerläßlich; Henriot hatte als ihr Generalkommandant zweimal, am 31. Mai und am 9. Thermidor, das Dasein des Konvents bedroht, und man beschloß jetzt, die gefährliche Würde überhaupt abzuschaffen und den

[1]) Dubois, C. N. 4. Oktober: die Epuration war nur ein leerer Schein. Ardouin, Jakobiner 7. vend.: Anfangs bemächtigten sich die Aristokraten der Epuration, bald aber legte der Klub den Messieurs, die nur honnêtes gens zulassen wollten, ihr Handwerk.

ganzen Generalstab alle fünf Tage aus den Bezirkskommandanten neu ernennen zu lassen. Damit war es allerdings unmöglich, daß eine Partei sich plötzlich der bewaffneten Macht von Paris bemächtige, aber auch der Konvent konnte nicht mehr den früheren militärisch durchgreifenden Einfluß auf die ganze Masse der Bürgerwehren erwarten. Am 13. August kam dann nach langen Verhandlungen die neue Gestaltung der Regierungsausschüsse zu stande. Wenn bisher alle Befugnisse in dem thatsächlich permanenten Wohlfahrtsausschusse gegipfelt hatten, so wurde jetzt die Anordnung wiederholt, daß zu Anfang jedes Monats drei Mitglieder austreten müßten und erst nach Ablauf eines Monats wieder wählbar wären; es wurde weiter verfügt, daß der Konvent in seiner Gesamtheit der einzige Mittelpunkt der Regierung, die Ausführung aber der Geschäfte im einzelnen unter sechzehn Ausschüsse verteilt wäre, der öffentlichen Wohlfahrt für Diplomatie und Krieg, der allgemeinen Sicherheit für die hohe Polizei, der Gesetzgebung für innere Verwaltung und Gerichte, der Finanzen, der Posten, der Heerverwaltung, der Marine u. s. w. Es leuchtet ein, daß mit diesem Systeme der leitende Zweck, die Verhütung jeder Diktatur, vollkommen erreicht, aber auch, daß eine Versammlung von mehr als 600 Mitgliedern zur einheitlichen Lenkung der Regierungsgeschäfte völlig ungeschickt war. Die einzelnen Ausschüsse gingen ihre besonderen Wege, kreuzten und hinderten gegenseitig ihre Operationen, dienten nicht selten verschiedenen Parteizwecken. Im Innern des Konvents selbst führte die neue Organisation eine ungleich größere Menge von Mitgliedern in die Geschäfte ein als früher und verstärkte damit von selbst das Gewicht sowohl der mittleren Ansichten als der persönlichen Mittelmäßigkeiten: nach außen verlor die Regierung notwendig an Einheit, Folgerichtigkeit und Wirksamkeit.

Fünf Tage später sah sich der Konvent zu einer andern Maßregel genötigt, deren Tragweite kaum geringer war. Unter den Regierungsmitteln der Schreckenszeit war, wie wir wissen, keins thätiger und gefürchteter als die Revo-

lutionsausschüsse. Ueberall standen sie in engster Verbindung mit den Klubs, und seit dem Beginn des Jahres war es eine Hauptsorge Robespierres gewesen, sie mit zuverlässigen Anhängern zu besetzen und mit unbedingter Gewalt über die Freiheit ihrer Mitbürger auszustatten. Es wäre ein Widersinn für die Besieger Robespierres gewesen, eine halbe Million tödlicher Feinde in der bisherigen Macht zu belassen: am 18. August befahl der Konvent, daß in Zukunft nur ein Revolutionsausschuß in jedem Distrikte und in Paris statt 48 nur noch 12 bestehen, daß die Konventskommissare oder der Sicherheitsausschuß die Mitglieder derselben ernennen, daß diese nur nach festen gesetzlichen Formen Vorladungen und Verhaftungen vornehmen sollten.

Eine weitere Einrichtung der Schreckenszeit fiel am 21. August. Bourdon von der Oise schlug die Abschaffung des Gesetzes vor, nach welchem jeder Besucher einer Sektionsversammlung 40 Sous empfing. Einst hatte Danton es veranlaßt, um den demokratisch gesinnten Arbeitern den regelmäßigen Besuch der Versammlungen möglich zu machen: jetzt berichtete Cambon, daß in keiner Pariser Sektion in den letzten Monaten jemals mehr als 300 Bürger anwesend gewesen, daß man aber stets den doppelten und dreifachen Geldbetrag in Rechnung gestellt habe. Cambon fand außerdem, daß die häufigen Versammlungen überhaupt nur Unordnung stiften könnten, und beantragte, in Zukunft einzig an den Sonntagen des republikanischen Kalenders, an den Dekaden, Versammlungen zu gestatten. Der Konvent genehmigte ohne Widerspruch beide Anträge.

Wie zu den Revolutionsausschüssen und den Sektionsversammlungen, fand sich endlich die neue Regierung auch zu den Gemeindebehörden und den Volksgesellschaften des Reiches gestellt. In allen Departements hatten sich die Mitglieder derselben mit höchstem Eifer zu Robespierre bekannt; die Agenten des Wohlfahrtsausschusses und der Ministerialkommissionen hatten sie durchgängig im Sinne des gestürzten Systems ausgewählt; eine umfassende Aenderung erschien hier als eine Lebensbedingung für die jetzige Herr-

schaft. So erhielten die Konventskommissare in den Departements die Weisung, das gesamte Personal der Klubs und der Gemeinderäte einer genauen Prüfung und Reinigung zu unterziehen, und damit dieselbe in zuverlässigem Sinne geschehe, wurde ein großer Teil der ausgesandten Repräsentanten selbst zurückberufen und durch Anhänger des neuen Zustandes ersetzt.

Durch diese Maßregeln wurde nun das Land eigentlich erst der Bedeutung des 9. Thermidor inne. Je fester sich alles, was Demokrat und Jakobiner heißen wollte, in den letzten Monaten um Robespierres Banner gesammelt hatte, desto gründlicher war jetzt die Niederlage der gesamten Partei. Die Konventskommissare, auch wenn sie anders gewollt hätten, sahen keine Wahl: wenn nicht Robespierristen in den Stadträten, den Klubs und Revolutionsausschüssen herrschen sollten, so mußten sie Gemäßigte, Besitzende, Konstitutionelle, sie mußten überhaupt die bisher unterdrückten Klassen, sie mußten den Mittelstand berufen. So eröffneten sich allerorten die Gefängnisse, die Tausende der Gepeinigten und Verfolgten kehrten in ihre Wohnungen zurück und kamen nur zu häufig unmittelbar aus dem Kerker in den Genuß der politischen Macht. Zu Hause aber fanden sie in der Regel die ärgste Verödung und Verwüstung. Es gab wenige Familien, die nicht die Hinrichtung eines oder mehrerer Angehörigen zu beklagen hatten; die Revolutionsausschüsse hatten die Häuser und die Güter der Verhafteten unter Sequester gelegt und dann in zahllosen Fällen selbst das Siegel gebrochen; die Kassen waren geplündert und die Möbel hinweggeschleppt. Wohlhabende und rechtliche Familien fanden sich so, ohne den Schatten eines Vergehens oder einer Anklage, mit einem Schlage beraubt, entehrt, verwaist: die Entrüstung war allgemein und unermeßlich, und von einer Grenze des Reiches zur andern ging durch Millionen der Ruf nach Genugthuung und Vergeltung. Ueberall wurden jetzt die Klubisten, vor denen bisher die Bürger gezittert hatten, zu rächender Haft gebracht; die peinlichen Klagen gegen sie, auf Raub und Diebstahl, auf Notzucht und Unterschleif, wuchsen zu erdrückender Masse heran:

überall, stöhnten die Jakobiner in Paris mit ohnmächtigem Zorne, werden die Patrioten verfolgt, überall erhebt die Aristokratie ihr schmutziges Haupt. Aber auch in der Hauptstadt war durch die letzten Dekrete der Zustand verwandelt. In den Sektionsversammlungen ergriffen die Bürger wieder Besitz; aus der Nationalgarde verschwanden die letzten Reste der harten Fäuste; in den Wirtshäusern sammelte sich die Jugend der besitzenden und gebildeten Klassen zu lebhaften Demonstrationen gegen die Jakobiner, und selten verging ein Tag, wo nicht im Palais Royal die Parteien in blutiger Rauferei sich gemessen hätten. Unaufhörlich drängten sich die Sektionen an der Schranke des Konvents mit racheatmenden Klagen gegen die früheren Revolutionsausschüsse; man begehrte, dem Konvente zu lebhaftem Mißbehagen, die Herstellung der Beamtenwahlen durch das Volk; man forderte freien Handelsverkehr im Innern und Frieden mit den Mächten Europas. Als gewaltiges Gärungsmittel machte sich die seit dem Thermidor freigewordene Presse bemerklich. Die Schreckenszeit hatte das Gesetz der unbegrenzten Preßfreiheit nicht angetastet und nur im einzelnen die mißliebigen Zeitungsschreiber auf die Guillotine geschickt; jetzt gab es also, seitdem man nicht mehr willkürlich köpfte, nicht die geringste Schranke für die Presse, und die volle Wucht dieser Waffe fiel auf die Jakobiner danieder, mit einer Unermüdlichkeit und Ausgelassenheit, wie sie drei Jahre früher das Königtum nicht tödlicher erfahren hatte. Gegen den Konvent trugen Zeitungen und Sektionen einstweilen die größte Ergebenheit zur Schau, da er für den Augenblick mit der allseitig verabscheuten Partei zerfallen war: im Grunde traute auch ihm kein Mensch, vielmehr verachtete man die Mehrzahl der Deputierten, welche alle Greuel der Schreckenszeit dienstwillig mitgemacht, und ersehnte die Herstellung eines neuen Zustandes, wo unter der Herrschaft verständiger Gesetze das Schicksal des Landes von gebildeten und ehrenwerten Männern gelenkt werden könnte.

So war die Regierung schwach in ihrer Organisation,

schwach durch den Mangel fest anerkannter Grundsätze, schwach durch den Bruch mit ihren früheren Genossen und schwach durch die Mißachtung ihrer jetzigen Verbündeten. Sie ging unsicher und tastend ihren Weg auf einem von allen Leidenschaften gärenden Boden. Bei einer solchen Lage hielt die augenblickliche Eintracht zwischen den am 9. Thermidor siegreichen Parteien nicht lange vor. In dem neuen Wohlfahrtsausschuß saßen nebeneinander die Hébertisten Collot und Billaud und die Dantonisten Thuriot und Tallien; der alte blutige Haß zwischen beiden Fraktionen war durch die gemeinsame Gefahr des Thermidor nur für einen Augenblick zurückgedrängt worden, und bald genug brach der tödliche Zwiespalt mit frischer Erbitterung wieder hervor. Zugleich sahen sich die alten Mitglieder des Ausschusses durch die im ganzen Konvent herrschende Eifersucht gegen ihre frühere Macht beengt, und die neuen fanden mit jedem Tage deutlicher, wohin die Richtung des Volkswillens gehe, wo die Gunst der erregten Menge zu ernten sei. Einzelne unter den Dantonisten hatten noch besondere Gründe, welche sie zum Bruche mit den Männern des früheren Ausschusses trieben. Fréron war durch enthusiastische Freundschaft mit Camille und Lucile Desmoulins verbunden gewesen und hatte den Hébertisten des Ausschusses blutige Rache für den Tod seiner Freunde geschworen. Er trat jetzt mit einigen Männern der gemäßigten Partei zusammen, um in der Presse die Führung des Kampfes gegen die früheren Machthaber zu übernehmen; ihre Zeitung „Der Volksredner" steigerte von Tag zu Tag eine glühende Polemik gegen alles, was mit der Politik des letzten Jahres irgendwie in Verbindung stand. Tallien hatte während seiner Sendung nach Bordeaux die Tochter eines reichen Bankiers, Therese Cabarrus, kennen gelernt; sie war damals von ihrem ersten Gatten, einem Parlamentsrichter von Fontenoi, getrennt, jung, schön und lebenslustig und überließ sich ohne großes Widerstreben der Neigung des allmächtigen Deputierten. Ihr Einfluß bewirkte damals eine rasche Aenderung in seinem Auftreten;

sie erweckte in ihm den ersten Funken eines menschlichen und verständigen Sinnes, so daß die Jakobiner in Bordeaux über die plötzliche Milde des Repräsentanten gegen die Föderalisten und die Kapitalisten der Stadt in große Gärung gerieten. Robespierre rief darauf den verwandelten Kollegen in voller Ungnade aus Bordeaux zurück und ließ Frau von Fontenoi, die ihn nach Paris begleitete, bald nach ihrer Ankunft verhaften. Wenn irgend wer dankte sie der Katastrophe des 9. Thermidor ihre Rettung; und hatte sie schon früher auf Tallien im Sinne der Menschlichkeit eingewirkt, so verdoppelte sie jetzt ihre Bemühungen, ihn zum völligen Bruche mit den Terroristen zu treiben. Die Jakobiner verfolgten sie mit giftigem Hasse und gemeinen Schmähungen; die Bürger, welche zu Hunderten ihr die Befreiung von Kerker und Blutgerüst verdankten, nannten sie Unsere liebe Frau vom Thermidor. Sie war gutmütigen und lebhaften Sinnes, nicht eben bedeutenden Geistes und keineswegs von strengen Sitten: daß eine Frau ihrer Art eine politische Rolle spielen konnte, war auch ein Zeichen des trüben Zustandes, in welchen Robespierre die französische Gesellschaft hinabgedrückt hatte.

Der Streit, welchen die Dantonisten oder, wie sie sich jetzt auch wohl nannten, die Thermidorianer, im Sinne trugen, kündigte sich durch tägliches Geplänkel mit den Gegnern an. Als am 19. August Louchet über das Aufstreben der Aristokraten klagte und die Erneuerung des Schreckens begehrte, antwortete ihm ein vielstimmiger Ruf: nicht Schrecken, sondern Gerechtigkeit. Ein anderer Montagnard, Charlier, kam ihm zu Hülfe: Gerechtigkeit für die Patrioten, Schrecken für die Aristokraten. Nein, schallte es zurück, Gerechtigkeit für alle Welt. Wir fordern, sagte Tallien, strenges Gericht gegen alle Feinde des Landes, aber keine Unterscheidung zwischen den Bürgern als die zwischen den guten und schlechten; wir fordern die Preßfreiheit zum Schutze der Republik, die Preßfreiheit zur Zermalmung der Schurken, die Preßfreiheit oder den Tod. Am 26. August begehrte ein Mitglied die Erwählung der

Beamten durch das Volk. Sofort brach der Sturm von allen Seiten los: jetzt will man Wahlen, rief man von dem Berge herab, wo die Hyder der Aristokratie frech in den Sektionen ihr Haupt erhebt. Die Jakobiner erklärten es am Abend für offenen Landesverrat, verhießen in allen Sektionen dagegen zu wirken und schickten am 27. eine große Deputation in den Konvent, um eine Namensliste aller freigelassenen Gefangenen zu begehren und vor jeder Schwächung der revolutionären Regierung zu warnen. Präsident war an dem Tage Merlin von Thionville, nicht der wenigst eifrige unter den Thermidorianern: er antwortete den Jakobinern mit einer scharfen Ermahnung, auf alle Fälle dem Gesetze gehorsam zu sein, und einige seiner Parteigenossen, Bentabolle und Lecointre von Versailles, riefen den Abgehenden harte Worte nach, sie seien Intriganten und Robespierristen, welche die Regierung fest im Auge habe. Lecointre, ein leicht erregbarer, ehrlicher, aber haltungsloser Mensch, erhitzte sich über diese Scenen immer gründlicher. Im Verlaufe der Sitzung erreichte es dann die Linke noch einmal, daß Klagen aus Vaucluse über Maignets Barbareien ungehört beseitigt wurden; am folgenden Tage wies sie einen Antrag Fréróns auf gesetzliche Erklärung der unbedingten Preßfreiheit an die Ausschüsse, zu näherem Berichte über die Strafen des Mißbrauchs. Da war Lecointres Geduld zu Ende, und ohne auf die Warnung der vorsichtigeren Freunde zu hören, entschloß er sich, den Stier bei den Hörnern zu fassen, und kündigte am 28. eine feierliche Anklage gegen sieben Mitglieder der alten Ausschüsse an. Tallien hatte ihm abgeraten; nachdem jener aber den Kampf eröffnet hatte, entzog sich die Partei ihm nicht mehr. Tallien bestieg unmittelbar nach Lecointre die Rednerbühne, um in längerer Erörterung die Natur und Bestimmung der revolutionären Regierung zu schildern: ohne daß er praktische Anträge brachte, war es deutlich, daß er eine scharfe Kritik des bisherigen und das umfassende Programm eines neuen Regierungssystems aufstellte. Die Thermidorianer verkündeten so offen wie möglich ihre Trennung vom Berge.

Die übrigen Fraktionen der Linken schlossen um so enger zusammen und waren am folgenden Tage gerüstet, Lecointres Anklage zu empfangen. Unter tiefer Spannung der Versammlung trug dieser seine Akte vor: es waren 26 Klagepunkte gegen Collot, Billaud und Barère vom Wohlfahrts-, gegen Vouland, Vadier, Amar und David vom Sicherheitsausschusse, auf Teilnahme an allen Freveln Robespierres, auf Mitschuld an allen Verbrechen der Schreckenszeit. Es gab keinen Menschen im Konvente und in Frankreich, welcher die Wahrheit und Weltkundigkeit dieser Anklagen hätte in Zweifel ziehen mögen. Dennoch aber war für den Konvent die Frage, welche hier an ihn gestellt wurde, die peinlichste. Sollte er diese Abscheulichkeiten gegenüber dem brausenden Unwillen der Nation mit feierlicher Lüge nochmals sanktionieren? oder sollte er das Verbrechen als solches brandmarken und dann vielleicht unter dem Drucke der eigenen Mitschuld erliegen? Ein jüngeres Mitglied der Bergpartei, Goujon, sprach es in leidenschaftlichen Worten aus: was der Wohlfahrtsausschuß gethan, falle auf den ganzen Konvent zurück, welcher Robespierres Tyrannei so lange geduldet; er forderte, um das Vaterland zu retten, sofortiges Abbrechen der Verhandlung. Die Stimmung der Mehrheit kam ihm deutlich entgegen: bei dieser Wahrnehmung aber ersahen die Angeklagten ihren Vorteil und forderten energisch die Fortsetzung der Debatte zur Erhärtung ihrer Unschuld. Ein langer Tumult erfolgte; Vadier erhob auf der Rednerbühne eine Pistole, mit der er sich entleiben wollte, wenn er nicht gehört würde; endlich ergriff der Präsident, Thuriot, einen Augenblick der Ermattung und setzte den Uebergang zur Tagesordnung durch, weil die angeklagten Mitglieder stets nach dem Wunsche des Volkes gehandelt hätten. Aber der Berg beruhigte sich bei einem so farblosen Ausgange nicht. Er hatte die Unsicherheit der Gegner und die Besorgnis des Zentrums wahrgenommen und überraschte am 29. August den Konvent mit dem Antrag, die Verhandlung aufs neue zu eröffnen und Lecointres Beweisstücke zu hören. Es kam hierauf zu einer widerwärtigen

Scene. Lecointre, offenbar nicht vorbereitet, hatte keine Urkunden vorzulegen; unter lärmendem Getümmel und wachsender Verhöhnung wurden die 26 Anklagepunkte nochmals verlesen und dann der Beschluß gefaßt, daß der Konvent die Anklage als verleumderisch abweise.

Der Berg hatte im Konvent einen vollständigen Sieg errungen. Aber so unzweideutig war die Stimmung in Paris, so einhellig alle Berichte aus den Departements, daß Billaud und seine Genossen selbst die Unhaltbarkeit ihrer Stellung anerkannten und am 1. September freiwillig aus dem Wohlfahrtsausschusse austraten. Tallien fand es angemessen, ihrem Beispiele zu folgen, und auch Lecointre, von der Linken heftig angefeindet, legte seine Stelle als Sekretär nieder. Die Jakobiner ließen sich dadurch nicht abhalten, ihn und Tallien und Fréron feierlich aus dem Klub auszustoßen. Auch im Konvente überwog noch mehrere Tage der Einfluß der Linken; die erledigten Ausschußstellen wurden mit strengen Montagnards besetzt, eine wütende Adresse des Jakobinerklubs von Dijon mit offener Gunst aufgenommen, ein Antrag auf Aufhebung des Maximums beseitigt und die Strafgesetze gegen die Emigranten in ihrer vollen Grausamkeit erneuert.

Allein diesem Triumphe war nur eine kurze Frist zugemessen. In Paris zog sich das Unwetter bereits zusammen, dessen Schläge die Machtstellung der Parteien gründlich verwandeln sollten.

Der Revolutionsausschuß von Nantes hatte unter Carriers Leitung, wie wir früher sahen, viele Tausende der ergriffenen Vendéeer erbarmungslos an Ort und Stelle hingewürgt, einmal aber auch dem Pariser Revolutionsgericht einen Transport von 132 Gefangenen zur Verurteilung übersandt. Der Prozeß war dann verzögert worden und begann erst Ende August, als das Tribunal neu besetzt und der Geist der Regierung ebenso wie die öffentliche Meinung verwandelt war. Bis dahin war bei der Unterdrückung alles Verkehrs und aller Mitteilung über die Vendée nur die summarische Kunde in Paris bekannt geworden, daß dort ein erbitterter Krieg ohne Schonung von irgend einer

Seite geführt werde. Jetzt aber entrollte das gerichtliche Verhör jener Angeklagten die Reihe der namenlosen Gräßlichkeiten in unmittelbarer, ausführlicher Lebendigkeit, das Hinmorden der Kinder, die Entehrung der Frauen, die wiederholten, massenweisen Ertränkungen, die Greuel der verpesteten Kerker, die brutalen Schwelgereien der Henker. In dem Gerichtssaal drängte sich immer wachsend, in atemloser, schaudernder Entrüstung, die Masse der Hörer; die weite Stadt erzitterte von der einen stets wiederholten Frage, ob denn Greuel dieser Art wirklich, ob sie möglich seien, und immer dröhnender erhob sich, von Tausenden und aber Tausenden wiederholt, der Ruf nach vernichtender Rache und Strafe. Die Jakobiner wurden unruhig unter dem Gewicht der öffentlichen Verwünschung. Auch sonst aus den Departements klangen die Nachrichten ihnen ungünstig: die Klubs von Sedan und St.-Omer kündigten ihnen die Verbindung, in Caen feierte das Volk das Andenken der ermordeten Girondisten, im Departement des Ain wurden die namhaftesten Jakobiner als Beutelschneider zur Haft gebracht. Mit der Gefahr wuchs die Erbitterung des Klubs: vortrefflich, rief der Abgeordnete Duhem, daß die Kröten des Sumpfes ihr Haupt erheben, um so leichter werden wir es abschlagen — der Klub veranlaßte die Einsperrung eines Mitgliedes, weil der Mann die gerichtliche Verteidigung der Nanteser übernommen hatte. Die Jakobiner waren bereit, die ganze Fülle des Abscheus, welcher den Nanteser Ausschuß verfolgte, auf sich selbst zu übernehmen.

Unter diesen Umständen geschah, daß Tallien abends am 10. September beim Eintritt in seine Wohnung von einem Unbekannten mit den Worten erfaßt wurde: Schuft, ich habe dich lange erwartet; in demselben Augenblicke schoß der Angreifer eine Pistole auf Tallien ab, verwundete ihn in der Schulter und verschwand dann fliehend im Dunkel der Nacht. Es war nicht möglich, seine Spur zu verfolgen; die Missethat selbst blieb unbestraft. Aber mit höchstem Nachdruck ergriffen die Thermidorianer den Anlaß, um die Jakobiner im Konvente zu treffen. Merlin von Thionville

zählte in donnernder Rede die mörderischen und rebellischen Drohungen des Klubs auf; jeder Satz seines Vortrags wurde mit stürmischem Beifall aus dem Zentrum und den Galerien bedeckt. Als er dann sagte, wenn man den Klub nicht geradezu schließen wollte, so dürfte doch kein Abgeordneter mehr den Fuß in jene Mörderhöhle setzen, und nun der Zorn des Berges in tobendem Ausbruch aufbrauste: da erhob sich, zum ersten Male seit Thermidor, Durand-Maillane aus dem Zentrum zu der Erklärung, daß das System der verbündeten Klubs eine jede Regierung gefährde. Das Ende war zuletzt ein Beschluß, daß der Wohlfahrtsausschuß über die Lage des Landes umfassenden Bericht erstatten solle.

Am Abend zeigte sich darauf bei den Jakobinern eine fühlbare Einschüchterung. Es war deutlich, daß die Mehrheit im Konvente verloren ging, wenn das Zentrum, wie es heute geschehen war, aus seiner Zurückhaltung hervortrat. Vergebens suchte Collot am 12. September die Lage zu wenden; sein Antrag auf Wiederverhaftung der entlassenen Aristokraten blieb ohne Folge. Meaulle begehrte mit nicht besserem Erfolge die Freilassung der Patrioten, denen man wegen angeblicher gemeiner Verbrechen den Prozeß mache: Merlin schnitt die Verhandlung mit der kurzen Frage ab, ob der Konvent die Diebe und Falschmünzer den Gerichten entziehen wolle? Am 14. ging der Prozeß der Nanteser zu Ende; das Revolutionsgericht erkannte sie alle als unschuldige Opfer einer entsetzlichen Tyrannei und verband mit ihrer Lossprechung sofort den Befehl, ihre Verfolger, die Mitglieder des Nanteser Revolutionsausschusses, in Anklagestand zu setzen. Die Pariser feierten den Spruch mit verdoppelten Tumulten gegen die Jakobiner, die sich nicht mehr im Palais Royal, ja kaum auf den Straßen blicken lassen durften, ohne den Zorn der bürgerlichen Jugend zu erwecken. Die letztere fing an, sich für diese Straßenkämpfe förmlich zu organisieren: sie trugen graue Röcke mit schwarzen Krägen, hohe Halsbinden und einen Trauerflor am Arm zur Erinnerung an die Hinrich-

tungen der Schreckenszeit; ihre Waffe war anfangs ein schwerer Spazierstock, bis sich weiterhin Fréron und Tallien der Sache annahmen und ihre „goldene Jugend" mit Säbeln und Flinten ausrüsteten und ganz militärisch einübten [1]). Die Regierung hatte bei der Erschlaffung aller Staatseinrichtungen kein Mittel, den Frieden auf den Straßen zu sichern, und ließ die Streitenden beinahe unthätig gewähren. Es war vergebens, daß am 20. September Robert Lindet, das am wenigsten bescholtene Mitglied des alten Wohlfahrtsausschusses, den angeordneten Bericht über die Lage des Landes abstattete, in demselben sehr geschickt der herrschenden Meinung die Trostlosigkeit des innern Zustandes einräumte, eine Menge Verbesserungen in Aussicht stellte und nur ermahnte, das Vergangene vergangen sein zu lassen und nicht durch Rachgier dem Vaterlande neue Wunden zu schlagen. Es war das vom Standpunkte einer kühlen politischen Weisheit geredet, welche den Millionen Mißhandelter, Beraubter, auf den Tod Beleidigter nur wie ein dreister Hohn erscheinen konnte: wie dürfte man, fragten sie, jetzt von Amnestie reden, wo noch nicht die geringste Bürgschaft gegen die Wiederkehr des Unheils vorliege, wo Billaud und Collot noch im Konvente säßen, wo Maignet fortfahre, in Avignon zu wüten, wo die Jakobiner unaufhörlich in Abordnungen und Adressen die Wiederverhaftung der eben Befreiten forderten. In derselben Sitzung, in welcher Lindet seine wohlfeilen Ermahnungen zur Eintracht gespendet, hatte der Konvent eine Deputation aus Lyon empfangen, welche in einfach erschütternden Worten ihre fürchterliche Lage schilderte; auch hier kam neben der politischen Verfolgung eine Menge gemeiner Räubereien zur Sprache, und der Konvent befahl einen Bericht der Ausschüsse über Lyon binnen drei Tagen. Hatte man hier ein Bild von

[1]) Die Bezeichnung jeunesse dorée ist, wie Adolf Schmidt gezeigt hat, erst später die herrschende geworden, doch kommt sie auch in einigen gleichzeitigen Zeugnissen vor, und ich finde um so weniger Grund davon abzugehen, als sie ganz denselben Sinn hat wie die anderen zeitgenössischen Ausdrücke: muscadins u. s. w.

den alten Sünden der Schreckenszeit gesehen, so erschien am folgenden Tage ein Beispiel von dem jetzigen Treiben der Jakobiner. Die Konventskommissare Serre und Auguis berichteten aus Marseille, daß der dortige Klub neue Gefängnismorde betreibe und sich zu offener Rebellion gegen die Kommissare anschicke. Wenige Tage nachher erfuhr man, daß der Aufstand ausgebrochen, das Leben der Kommissare bedroht, die Ruhe nur durch Einschreiten der Linientruppen hergestellt worden sei. Dann kam der Krieg in der Vendée zur Sprache, die Unthaten der Höllenkolonnen, die Barbarei der Generale Turreau, Huchet, Grignon: es waren freilich keine anderen Thatsachen, als sie der Konvent zu Robespierres Zeiten mit gehorsamer Billigung erfahren hatte; jetzt aber wurde nur eine Stimme der Entrüstung laut und jene Generale ohne Widerspruch in Anklagestand gesetzt. Dazwischen kamen immer neue Meldungen über die Unbändigkeit der Klubs: der Marseiller hatte den Pariser Brüdern ein neues Bataillon zur Verfügung gestellt, ein anderer die Konventskommissare gescholten, daß sie ohne seine Mitwirkung neue Beamte ernannt, ein dritter die Klubs für die einzig echten Organe der Volkssouveränität erklärt. Allen voran waren, wie immer, die Pariser Jakobiner; sie rührten sich in verschiedenen Sektionen, störten durch Unfug aller Art, wenn etwa die Bürger eine Ergebenheitsadresse an den Konvent berieten, bezichtigten jeden Gegner mit heftigen Schmähreden des Royalismus und drohten mit baldiger Zerschmetterung aller Widersacher. Im Konvente selbst wurden infolge dieser Dinge eine Menge Rügen, Verhaftungen, polizeilicher Maßregeln verfügt und draußen die Stimmung der Bürger immer heftiger gegen die unverbesserlichen Unruhstifter erbittert.

Die Thermidorianer hielten die Zeit zu einem neuen Versuche gegen die feindlichen Häupter gekommen. Am 3. Oktober erhob Legendre wiederum peinliche Anklage gegen Billaud, Collot und Barère. Cambon suchte Barère, seinen früheren Genossen im ersten Wohlfahrtsausschusse, zu verteidigen: ein Mitschuldiger Robespierres könne der Mann

nicht sein, der kurz vor dem 31. Mai eine geheime Anklageakte gegen Robespierre, Danton und Pache angelegt habe. Aber Clauzel zermalmte sofort diese Erinnerung an zweifelhafte ältere Verdienste. Haben Billaud und Barère nicht das Gesetz vom 22. Prairial unterstützt? sind nicht gerade in den letzten Wochen vor Robespierres Sturz durch sie die meisten Opfer gefallen? hat nicht Billaud die Permanenz des Wohlfahrtsausschusses verlängern, nicht Barère als öffentlichen Ankläger Fouquier-Tinville beibehalten wollen? Collot d'Herbois trat darauf der Anklage mit fester Stirn und stolzer Ruhe entgegegen. „Stets sind Carnot, Prieur, Lindet mit unseren Schritten einverstanden gewesen. Der Wohlfahrtsausschuß in seiner Gesamtheit haftet dafür. Sind wir aber alle schuldig, so ist es auch der Konvent, der jeden Tag thun konnte, was er am 9. Thermidor gethan hat." Er entwickelte darauf die Gründe, welche den Ausschuß hätten abhalten müssen, früher als geschehen zu Robespierres Sturze zu schreiten, und schloß mit der Erklärung, daß er völlig von der ehrenwerten und patriotischen Gesinnung ihres Anklägers überzeugt sei. Die Sicherheit seines Auftretens machte Eindruck, in der Versammlung wurde ein gewisses Schwanken bemerkbar; und als Merlin von Thionville den Antrag auf Ueberweisung der Anklage an eine Kommission einbrachte, erhob die Bergpartei einen solchen Tumult, daß endlich Bréard einfache Tagesordnung forderte und mit einem Hinblick auf die Schadenfreude der Fremden bei solchem Hader durchsetzte.

Es war noch einmal ein Sieg der Linken. Aber er bedeutete nur die augenblickliche Abwehr einer erdrückenden Gefahr und keineswegs eine erhebliche Aenderung der Lage. Am 6. Oktober schieden auch Carnot, Lindet und Prieur aus dem Wohlfahrtsausschusse; am 7. hob der Konvent den Kriegszustand in Lyon auf und gab der Stadt den alten Namen zurück. Am 13. brachte Merlin den Grimm gegen die Terroristen in helle Flammen, indem er eine Depesche aus Nantes vorlegte, nach welcher ein Generaladjutant soeben, ohne Urteil noch Recht, 39 Weiber, Kinder

und Säuglinge hatte ersäufen lassen. Ein Sturm der äußersten Empörung brach los. Viele Stimmen forderten sofortige Aechtung des Kannibalen. Aber Merlin rief: nimmermehr, er ist zu verhaften und über seine mächtigeren Mitschuldigen zu verhören. Dies wurde beschlossen und zugleich das Revolutionsgericht angewiesen, mit Aussetzung jeder andern Sache den Prozeß gegen den Ausschuß von Nantes zu verfolgen. Schon am nächsten Tage war darauf die Anklageakte fertig; die Verhandlungen begannen ohne Aufenthalt und brachten sogleich ein neues heißes Aufwogen der öffentlichen Meinung in Paris. Unter diesen Eindrücken erhoben sich die Regierungsausschüsse zu entscheidenden Schritten gegen den mächtigen Klub. Am 16. Oktober legte in ihrem Namen Delmas einen Gesetzentwurf vor, welcher den Volksgesellschaften alle Verbrüderungen und Ausschreiben unter Gesamtnamen verbot, einer jeden die Einreichung genauer Mitgliederlisten auferlegte und alle Petitionen mit den Namen der einzelnen Bittsteller zu unterzeichnen befahl. Diese Bestimmungen ließen das Recht der persönlichen Meinungsäußerung unangetastet, zerschnitten aber das furchtbare Netz korporativer Verbindungen, mit welchem die Jakobiner drei Jahre lang Frankreich bedeckt und beherrscht hatten. Es entspann sich also eine äußerst lebhafte Verhandlung im Konvente. Die Linke erhob sich heftig gegen eine solche Verletzung der Menschenrechte, der ewigen Grundsätze, des patriotischen Verdienstes, während von den Thermidorianern vor allen Bourdon geltend machte, wie die verbundenen Klubs eine gefährliche Aristokratie, eine mit dem Konvent rivalisierende Gewalt bildeten. Merlin, Ventabolle, Rewbell stimmten nachdrücklich ein; eine Menge eifriger Montagnards, die sich bisher zwischen Hébertisten und Dantonisten neutral gehalten, traten der Mehrheit bei, und das Gesetz wurde unaufhaltsam durch alle Bestimmungen durchgesetzt. Die Jakobiner knirschten in den neuen Zügel, wagten aber keinen offenen Widerstand. Lejeune machte den alten Helden der Partei bittere Vorwürfe, daß sie im Konvent ein schuldiges Schweigen beobachtet hätten;

wir sind, entgegnete Billaud, seit Monaten in drückender Lage, unser Reden würde der Sache nicht genützt, sondern geschadet haben. Jawohl, rief Fayau, die Aristokratie bedrängt uns, eine Million Müßiggänger sucht Frankreich zu beherrschen, schon hört man das Wort Pöbel wieder. Bassal suchte zu trösten: auch im Jahre 1791 sei ein ähnliches Gesetz erlassen worden, und rasch genug habe der Klub die Fesseln gesprengt. Freilich, setzte er hinzu, ist die öffentliche Meinung jetzt dem Klub entfremdet, unsere Hoffnung steht auf der Zukunft.

In der Gegenwart aber schwoll die Flut der Vergeltung ihnen täglich wachsend zu Häupten. Jede Sitzung des Revolutionsgerichtes enthüllte neue namenlose Verbrechen der Nanteser Terroristen: noch heute ist es unmöglich, diese Verhandlungen ohne Grauen zu lesen; wie mußten sie auf die Masse der Hörer wirken, denen das Entsetzliche in frischer Lebendigkeit und Gegenwärtigkeit vor Augen stand. Ableugnung oder Beschönigung war bei der Unzahl der Frevel nicht denkbar, und vom ersten Augenblicke des Prozesses griffen die Angeklagten zu dem letzten Mittel ihrer Verteidigung, zu der stets wiederholten Aussage, daß sie willenlose Werkzeuge in der Hand des allein und allmächtig schaltenden Konventskommissars, in der Hand Carriers gewesen. Es gelang ihnen nicht, sich selbst zu reinigen, aber mit jedem Tage häuften sie die Beweise gegen ihren Mitschuldigen. Mit der Verzweiflung überwiesener Verbrecher klagten sie über Ungerechtigkeit, daß man sie, die Diener, verfolge, während der Meister aller Verruchtheit fortdauernd in den Reihen der Gesetzgeber sitze. Sie riefen nach Carrier und tausend Zuhörer stimmten ein in ihren Ruf: Carrier, Carrier! Noch immer sträubte man sich im Konvente, den ersten Schritt zur Verfolgung eines Abgeordneten zu thun, aber die Aufregung des Volkes ließ keine Wahl, und am 20. Oktober brachte André Dumont die Frage zur Verhandlung. Tallien erklärte sich einverstanden, daß der Konvent nicht schweigen könne, begehrte aber die höchste Vorsicht gegen die Wiederkehr politischer Justizmorde und beantragte die Ein-

setzung einer besonderen Kommission, welche über das einzuhaltende Verfahren Bericht erstatten sollte. Dies gab der gemäßigten Partei Veranlassung zu einer äußerst folgenreichen Erhebung.

Schon einige Tage früher war einmal jener 73 Abgeordneten Erwähnung geschehen, welche im Sommer 1793 einen Protest gegen den 31. Mai unterzeichnet hatten, deshalb im September verhaftet und seitdem vielfach mit dem Tode bedroht worden waren. Jetzt erhob sich einer ihrer Parteigenossen im Konvent: ihr begehrt mit großem Rechte, sagte er, feste Gerechtigkeit für Carrier, Bericht, Beweisstücke, Verhandlung; nichts ist nötiger und unerläßlicher. Aber nichts derart ist den 73 Verhafteten zu teil geworden, niemand hat sie vernommen, kein Beweis eines Vergehens ist gegen sie geführt worden, der Bericht über sie, der vor einem Jahre erstattet werden sollte, ist noch nicht vorhanden: ich fordere ihre sofortige Wiederherstellung. Die Mehrheit widerstand; auch mehrere Thermidorianer zeigten Besorgnis. Es handelt sich hier, rief Thuriot, um eine große Frage; sollen wir dem 31. Mai den Prozeß machen? Dem Tage, welcher der Revolution ihre siegreiche Energie verliehen und Frankreich errettet hat? Der Konvent in seinem jetzigen Zustand will das allgemeine Beste; lassen wir ihn, wie er ist; der Eintritt der 73 könnte ein gefährlicher Hebel für jegliche Reaktion werden.

In der That, die Maßregel konnte den Charakter des Konvents vollständig verwandeln. Bis jetzt hatte es sich nur um einen Streit zwischen den Fraktionen des Berges gehandelt, deren eine sich der öffentlichen Meinung und dem gemäßigten Zentrum annäherte, um mit deren Unterstützung der andern die Herrschaft zu entreißen. Durch den Eintritt aber der 73 konnte geschehen, daß das Zentrum und die Rechte für sich allein eine feste Mehrheit gewannen, da sehr oft die Sitzungen nicht über 260 anwesende Mitglieder zählten; dann hatten die Dantonisten, die bis Ende 1793 in aller Wildheit mit den anderen Fraktionen des Bergs gewetteifert, schlechterdings keine Gewähr, daß sie

nicht eine gleiche Vergeltung erlebten, wie sie selbst sie den Hébertisten zu bereiten eben im Begriffe standen. Weder Tallien noch Merlin wollten eine Verleugnung des 31. Mai gestatten. So stutzig waren sie durch den Antrag geworden, daß sie nicht einmal die Bitte einer Pariser Sektion um Aufhebung des Gesetzes über die Verdächtigen erhören mochten.

Aber die Wucht der öffentlichen Meinung und, was mehr ist, die unerbittliche Logik der Thatsachen trieb sie vorwärts. Am 23. Oktober brachten die Ausschüsse den Gesetzentwurf über das Verfahren ein, welches bei Klagen gegen einen Deputierten zu beobachten wäre. Die schützenden Formen waren in der That nicht gespart, zuerst eine Erklärung der Regierungsausschüsse, daß Grund zur Prüfung vorliege, dann Bildung einer Kommission von 21 Mitgliedern durch das Los, hierauf Untersuchung der von den Ausschüssen bezeichneten Verdachtsgründe, ohne Rücksicht auf irgend sonstige Beschwerden, sodann Bericht der Kommissare, daß Grund zur Anklage vorhanden sei, nach drei Tagen Verhandlung des Konvents, an welcher der Denunzierte teilnimmt, hierauf endlich Beschluß des Konvents über die Anklage und Verweisung des Beklagten vor das zuständige Gericht, welches wieder nur über die vom Konvente bezeichneten Klagepunkte, ohne Rücksicht auf sonstige Beschwerden, urteilen darf. Es dauerte fast eine Woche, bis diese weitschichtigen Bestimmungen festgestellt waren: in Paris wurde es immer unruhiger, die Jakobiner suchten die Arbeiter der Vorstädte in Bewegung zu setzen, eine ihnen befreundete Gesellschaft, der Wahlklub, von einem heftigen Fanatiker, Babeuf, geleitet, predigte offenen Ungehorsam gegen den Konvent. Die Regierung mußte nachdrücklicher voranschreiten. Sie löste den Wahlklub auf, verhaftete eine Anzahl der ärgsten Schreier, und am 29. gaben die Ausschüsse die Erklärung ab, daß Grund zur Untersuchung gegen Carrier vorliege. Sofort wurde dann die Kommission der einundzwanzig verlost und das Verfahren begonnen.

Das Ergebnis konnte, wenn der Prozeß nicht im Keime erstickt wurde, nicht zweifelhaft sein, und am deutlichsten

sahen es die Mitglieder des alten Wohlfahrtsausschusses voraus. Die Nanteser Terroristen hatten sich auf Carriers Befehle berufen, Carrier selbst aber hatte die Befehle des Ausschusses vollstreckt. Dieselbe Logik, welche jetzt den Repräsentanten ereilte, bedrohte unabweislich auch die Häupter Billauds und Collots. So gedrängt, brach Billaud am 3. November aus der bisherigen Zurückhaltung bei den Jakobinern hervor. Ein Redner hatte gegen die Aufkäufer, die goldene Jugend, die Tallien und Fréron gedonnert, ein andrer Klage geführt, daß bei Carriers Prozeß von den Verbrechen der Vendéeer nicht geredet wurde: darauf erklärte Billaud, es gehe jetzt her in Paris wie zur Zeit des Blutbades im Marsfeld, aber der Löwe sei nicht tot, er werde vielmehr furchtbar erwachen und alle seine Feinde zerreißen. Die Heere, rief er, stehen sich gegenüber, die Patrioten sind in den Laufgräben, die Bresche ist offen, das Volk wird sich mit unwiderstehlichem Angriff erheben. Ein lautes, langes Jauchzen der Versammlung begleitete die ingrimmigen Worte.

Die Hoffnung des Klubs stand damals vor allem auf der traurigen Lage, in welcher sich bei dem Herannahen des Winters die arbeitenden Klassen befanden. Die kommunistische Gesetzgebung des vorigen Herbstes, welche binnen wenigen Monaten den Ackerbau, die Industrie und den Handel zerstört hatte, fiel jetzt auf ihre Urheber zurück. Bis zum Thermidor hatte die Hauptstadt und in derselben das Proletariat sie vergleichsweise am wenigsten empfunden, da der Staat durch seine Requisitionen Paris verproviantierte und dem demokratischen Pöbel durch den Sold des Revolutionsheeres, der Revolutionsausschüsse und der Volksversammlungen fortdauernden Unterhalt zuwandte. Diese Quellen waren jetzt geschlossen, und das Elend der Arbeiter wurde äußerst drückend. Die Zufuhr des Getreides wurde mit höchster Mühe nur notdürftig hergestellt, an Brennmaterialien war der empfindlichste Mangel, die gewöhnlichsten Kolonialwaren, z. B. der Zucker, kaum mehr anzutreffen. Noch bestanden die Gesetze über Aufkauf und

Maximum, aber seitdem man nicht mehr die Uebertreter in Eisen schmiedete, beobachtete sie kein Mensch mehr: wer nur Assignaten bot, mußte entweder fabelhafte Nennwerte erlegen oder sich mit dem schlechtesten Ausschusse der Ware begnügen. Die einzige Wirkung, welche diese Gesetze unter solchen Umständen noch hatten, war fortgesetzte Erschwerung des Handels und damit der Ernährung des Volkes. Mehrmals war bereits im Konvente von der förmlichen Aufhebung des Maximums die Rede gewesen, indes hatte die Abneigung der Montagnards oder die Furcht vor dem Proletariate die Entschließung immer noch hinausgeschoben: für die Jakobiner war es das wünschenswerteste Thema, dem hungernden Volke die Nichtbeachtung des Gesetzes als die einzige Quelle seiner Leiden zu schildern und damit die niederen Klassen zu neuem Kampfe gegen die bürgerliche Bevölkerung aufzuregen.

Im Konvente achtete die Mehrheit diese Gefahren keineswegs gering. Am 4. November befahl sie den Ausschüssen einen eingehenden Bericht über das Maximum zu erstatten, am 5. brachte Bentabolle die aufrührerische Rede Billauds bei den Jakobinern zur Sprache. Der Berg erhob auf der Stelle ein wildes Getümmel, die Mehrheit aber ließ sich nicht erschüttern. Tallien erklärte, daß alle diese Umtriebe nur den Zweck hätten, die Blutmenschen der gerechten Bestrafung zu entziehen; Bourdon fand, daß der Konvent einst gegen die Aristokratie mit gutem Grunde die ärmeren Klassen aufgerufen habe; aber wie bei einer Feuersbrunst haben sich auch hier unreine Elemente zugesellt, Banditen und Diebe, die sich jetzt rühren, weil ihr die Ordnung herstellen wollt. Die Jakobiner allein, rief Legendre, bewegen sich, aber hinter euch steht im Falle einer Revolte das ganze Volk; schreitet ein gegen jedes Mitglied, welches Empörung zu predigen wagt, und vertraut im übrigen eurem Sicherheitsausschusse, der alle Faktionen rechts und links erdrücken wird.

Tag für Tag wiederholten sich seitdem diese Scenen, wo die Verhandlung vom ersten Worte an sich in Streit

und Getümmel umsetzte, wilder Zorn den Saal erfüllte und persönliche Beschimpfung zwischen Links und Rechts hin und her flog. Heute erschien ein Antrag des Zentrums: kein Deputierter dürfe Klubist sein; morgen einer des Berges: kein Deputierter dürfe eine Zeitung schreiben. Von Links her erschallten heftige Drohungen, wenn man durch Erschütterung des Maximums dem armen Volke die Lebensmittel verteuere; die Rechte brachte dagegen Berichte aus dem Süden über die schamlose Tyrannei, welche die Klubs in Dijon und Avignon bisher ausgeübt hatten. Nicht weniger geräuschvoll ging es bei den Jakobinern zu: sie zürnten, daß das Unerhörte geschehe, daß das Revolutionsgericht Chouans und Vendéeer als Zeugen gegen die Nanteser Patrioten vernehme; sie klagten Tallien des Landesverrates an, weil er einen faulen Frieden mit den fremden Mächten anstrebe. Am 9. November meldete die Kommission der einundzwanzig, daß ihre Ansicht über Carrier gebildet sei und übermorgen der Bericht erstattet werden könne: auf allen Seiten empfand man, daß der Augenblick der Entscheidung herannahe, und die Thermidorianer beschlossen, mit raschem Handstreich den Gegnern zuvorzukommen. Am Abend war die goldene Jugend in allen Kaffeehäusern des Palais Royal in Bewegung und forderte mit tobendem Geschrei die Schließung der Jakobiner. Fréron selbst war unter ihnen und feuerte ihren Mut durch schürende Reden an, bis endlich eine starke Kolonne zum sofortigen Sturme gegen den Klub aufbrach. Die Jakobiner waren zahlreich zur Sitzung versammelt, die Galerie mit dem gewohnten Haufen demokratischer Brüder und Schwestern besetzt. Bei dem Herannahen der Gegner barrikadierten sie die Eingänge, erduldeten eine Weile hindurch einen Steinhagel, mit welchem die Angreifer die Fenster zertrümmerten, und suchten sich endlich, unter der Anführung einiger Deputierten des Berges, durch einen Ausfall zu befreien. Ein wüstes Handgemenge auf der Straße erfolgte, in welchem die Jakobiner zuletzt unterlagen und in ihren Saal zurückgetrieben wurden. Die Weiber suchten sich darauf durch die Flucht zu retten,

wurden aber meistens ergriffen und unter jubelndem Hohn gegen die Furien der Guillotine, die Schülerinnen Robespierres, ausgepeitscht. Ueber all diesem Tumulte erschienen Patrouillen der Polizei und Mitglieder der Regierungsausschüsse und begannen eine Unterhandlung mit den Angreifern, deren schließliches Ergebnis war, daß den Jakobinern freier Abzug bewilligt, dieser aber allerdings nur unter einer Fülle von Spott und Injurie vollzogen wurde.

So unbedeutend der Vorgang im Vergleiche zu den großen Straßenkämpfen früherer und späterer Zeit sich äußerlich darstellte, so vernichtend war er für die politische Existenz des einst so gewaltigen Klubs. Es war gerade tödlich, daß seine Mißhandlung ein völlig unbedeutender Spektakel blieb, daß keine Hand sich für ihn rührte, daß selbst die hungernden Arbeiter nur an ihre Not, aber nicht mehr an die Jakobiner dachten. Wie grollte der Berg, als auf seine Racheanträge im Konvent der Sicherheitsausschuß mit der kühlen Erörterung antwortete, daß das beste Mittel zur Verhütung ähnlichen Unfugs die Schließung des Klubs sein würde. Die Linke nahm alle Kraft ihrer Dialektik, ihrer Leidenschaft, ihrer Lungen zusammen und setzte in der That eine nochmalige Berichterstattung durch die Ausschüsse durch. Für den 11. November hatte sie eine Deputation seitens eines demokratisch gesinnten Pariser Bezirkes aufgetrieben, welche mit der ganzen Phraseologie von 1793 die Bestrafung der ruchlosen Tumultuanten begehrte; die Mehrheit aber ging trotz alles Polterns und Stampfens der Linken darüber hinweg und wandte sich mit gesammelter Ungeduld zur Tagesordnung, welche den Berichterstatter der einundzwanzig auf die Rednerbühne berief. Da trat plötzlich ein allgemeines atemloses Schweigen an die Stelle des bisherigen Getümmels. Der Bericht der Kommission hatte mit großer Vorsicht alle Vergehen Carriers ausgeschieden, deren Verantwortung auf seine Vorgesetzten zurückzuschieben war, stellte aber auch dann noch eine lange Reihe von Beschwerdepunkten zusammen und schloß mit der Erklärung der Kommission, daß nach ihrer Ueberzeugung Grund zur Anklage gegen

Carrier vorhanden sei. Die Regel des Verfahrens gab hierauf dem Beschuldigten selbst das Wort. Carrier sprach mehrere Stunden lang, oft in höchster Leidenschaft, zuweilen in heftiger Verwirrung; im ganzen hielt er den Standpunkt fest, daß er nur den Willen des Ausschusses, des Konvents, des Gesetzes vollstreckt und die heilige Sache der Freiheit gegen die Fanatiker der Vendée verteidigt habe. Irgend eine Wirkung war davon nicht zu erwarten, denn mit diesen Erwägungen mußte der Konvent sich abgefunden haben, ehe er das Verfahren überhaupt eröffnete. Trotz lebhaftem Widerspruch des Berges wurde Carriers einstweilige Verhaftung angeordnet. In derselben Stunde, in welcher er das Gefängnis betrat, entschied die Regierung über das Schicksal des Klubs, welcher ein halbes Jahr früher Carriers Unthaten so häufig mit wildem Jubel ermutigt hatte. Am 12. November eröffnete der Wohlfahrtsausschuß dem Konvente, daß in der vergangenen Nacht die Regierung die Schließung der Jakobiner verfügt habe. Sie wagten, sagte Laignelot, mit euch zu rivalisieren, sie kündigten an, die Bresche sei geöffnet: so müssen sie es erfahren, daß es in der Republik nur eine nationale Gewalt giebt. Ein donnernder, nicht endender Beifall des Konvents und der Galerien gab der Mitteilung die öffentliche Sanktion.

Es schien der Mehrheit mit gutem Rechte ein sehr bedeutender Erfolg. Der gefährlichste Mittelpunkt für alle Bestrebungen der gestürzten Machthaber war mit dem großen Klub gesprengt: der Angriff auf den gesamten alten Wohlfahrtsausschuß war mit Carriers Verfolgung begonnen. Legendre brachte seine Klagen gegen Billaud und Genossen wieder in Erinnerung, und so ausgesprochen war die Ungunst des Konvents, daß die Linke selbst dem aufbrausenden Billaud das Wort abschnitt. Während dann in fünf Sitzungen die Anklageakte gegen Carrier verhandelt wurde, nahm der Konvent aus allen Teilen des Reiches immer lautere Klagen über die Leiden der Schreckenszeit entgegen. In den Bezirken des Gard, Hérault, Aveyron waren eine Menge friedfertiger Bauern verhaftet, die Kaufleute verfolgt,

die Reichen geplündert worden; ein blutdürstiges Revolutionsgericht hatte von Nimes aus den Mord weithin durch die Umgegend getragen; der Name des Vorsitzenden, Courbis, der ganz willkürlich die Gefangenen zum Schafott oder den Galeeren verurteilt oder in die giftigen Moräste Cayennes geschickt hatte, war verflucht im ganzen Süden. Mit zornigem Erstaunen vernahm man aus Puy de Dome, Cantal, Corrèze, daß dort die von Couthon eingesetzten Blutgerichte noch drei Monate nach dem 9. Thermidor ihre Verbrechen fortgesetzt und alle Besitzenden ohne weiteren Grund als ihren Reichtum eingekerkert hatten. Das maßlose Elend hatte dann unter den Menschen maßlose Erregung und Erbitterung bewirkt. In Montbrison umgab einen konstitutionellen Priester eine zahlreiche Sekte, welche die verfluchte Heimat verlassen und in Jerusalem unter der Herrschaft Christi ein neues Reich gründen wollte. Aehnliche Erscheinungen wiederholten sich im Departement der Ardèche, wo ebenfalls, wie in Puy de Dome, die Genossen Couthons gewütet hatten und die Bauern, jetzt wie drei Jahre früher, in den Tiefen des Gebirges bei eidweigernden Priestern sich tröstenden Zuspruch für die Leiden der Revolution suchten. Noch stärker aber als die Sehnsucht nach Trost vom Himmel war in den Gemütern der Durst nach Rache auf Erden. Es gab in jenen Gegenden kein Departement, wo die Behörden nicht mit gespannter Sorge Tag für Tag einen Ausbruch der kochenden Wut gegen die Jakobiner erwarteten. Im Westen des Reiches, in der Vendée und Bretagne, hatte der Bürgerkrieg keine Stunde ausgesetzt und, wenn er nicht mit so großartiger Kraft wie im vorigen Jahre auftrat, den Schauplatz seiner Unternehmungen fortdauernd ausgedehnt.

Es war dort allerdings gewiß, daß die Rebellen seit den großen Siegen der Republik über das Ausland schlechterdings nicht mehr hoffen konnten, ihrerseits die Herrschaft des Konvents in Frankreich zu stürzen: es war aber ebenso deutlich, daß bei dem bisherigen System unerbittlicher Strenge die Insurgenten mit dem Mute der Verzweiflung fortkämpfen

und die Republik noch jahrelang ihre beste Kraft in dem jammervollen aussichtslosen Bürgerkriege zusetzen würde. Die Generale, welche dort im Felde standen, erklärten dem Wohlfahrtsausschusse unaufhörlich, daß die Masse der Bevölkerung keinen politischen Zweck mehr bei dem Kampfe habe, daß sie aber nicht zu bewältigen sei, solange jeder einzelne unter ihnen für die Rettung seines Lebens und Eigentums streite, daß also eine Amnestie großen Stils das einzige und ausreichende Mittel zur Beruhigung dieser Provinzen sei. Trotz allem Abscheu gegen Robespierre entschlossen sich die jetzigen Machthaber nicht leicht zu einem solchen Akte der Gnade gegen rebellische Royalisten: allein die Verhältnisse und die öffentliche Meinung drängten, und am 1. Dezember wurde die begehrte Amnestie von dem Konvente bewilligt. Carnot erstattete den Bericht, welcher den Beschluß in Antrag stellte, und keine Stimme wagte einen Widerspruch zu erheben, als er bemerkte, daß nach den bestehenden Gesetzen in der Vendée nicht bloß jeder Bewaffnete, sondern jeder eidweigernde Priester, jeder Föderalist, jeder Einwohner, der mit den Rebellen irgend welchen Verkehr gehabt, des Todes schuldig sei, daß sich aber mehr als zwei Drittel der Bevölkerung in diesem Falle befänden und unter diesem System ein Ende des Krieges nicht abzusehen sei. Das Dekret, welches hierauf einem jeden, der binnen einem Monat die Waffen niederlege, völliges Verzeihen zusicherte, war somit eine feierliche Verurteilung der von der früheren Regierung geübten Schreckenspolitik.

Unter diesen Umständen wurde Lecointre nicht zum zweiten Male der Verleumdung bezichtigt, als er am 5. Dezember seine Anklage gegen die Mitglieder der alten Ausschüsse erneuerte. Eine Deputation des unglücklichen Dorfes Bedouin war an der Schranke erschienen, hatte das Grausen der Versammlung durch die Schilderung ihres Elends erregt, und Legendre brach aus: in Nantes ließ Carrier ersäufen, in Arras wütete Lebon, in Orange mordete Maignet, und der Wohlfahrtsausschuß schwieg zu allem Frevel; es ist unerläßlich, seine Mitglieder zur Rechenschaft zu ziehen. Da

erhob sich Lecointre und erklärte, daß er jetzt die urkundlichen Beweise für seine Anklage besitze. Fast ohne weitere Verhandlung kam es darauf, dem neuen Gesetze entsprechend, zu einem Dekrete, welches den drei Regierungsausschüssen befahl, in kürzester Frist über Bedouin und alles, was damit zusammenhänge, dem Konvente Bericht zu erstatten.

Ein Schlag nach dem andern fiel jetzt auf die niedergeworfene Partei. Nachdem man den Vendéern Amnestie geboten, war den 73 verhafteten Deputierten, denen weder Rebellion noch sonst ein Vergehen als die Aeußerung einer abweichenden Meinung zur Last lag, unmöglich die Herstellung länger zu versagen. Am 8. Dezember wurden sie, und dazu noch drei andere ebenso willkürlich ausgeschlossene Mitglieder, unter großem Jubel des Zentrums wieder auf ihre Sitze zurückberufen. Die Mehrheit war damit den gemäßigten Fraktionen gesichert und das Schicksal der jakobinischen Führer im voraus besiegelt. Am folgenden Tage aber regte Grégoire eine noch viel tiefer greifende Frage an, indem er ein Gesuch des geächteten Girondisten Lanjuinais um Wiedereinsetzung zur Sprache brachte. Lanjuinais war wie Buzot und Vergniaud wegen offener Auflehnung gegen die Revolution des 31. Mai der Acht verfallen: wenn der Konvent ihn als unschuldig Verfolgten anerkannte, so erklärte er damit den 31. Mai für eine rechtlose Gewaltthat und sprach über die Rechtsbeständigkeit seiner eigenen Herrschaft seit jenem verhängnisvollen Tage ein vernichtendes Urteil aus. Die Mehrheit war unschlüssig, aber wagte doch gegenüber der öffentlichen Meinung keine förmliche Verwerfung: sie beauftragte die drei Ausschüsse mit einem Berichte binnen drei Tagen. Während sie berieten, rührten sich draußen die Parteien um die Wette. Die Arbeiter von St.-Antoine waren durch Hunger und Winterkälte in Bewegung und kündigten gewaltige Massenpetitionen an. Die Jakobiner hatten aus allen Departements die Mitglieder der alten Revolutionsausschüsse in die Hauptstadt berufen, um für den Fall eines Ausbruchs verstärkt und vereinigt zu sein. Die Pariser Bürger aber lauschten mit rache-

durstigem Ohre den letzten Verhandlungen des Nanteser Prozesses, bei welchen Carrier die Stirne frei und stolz emportrug, so daß seine Sicherheit und Todesverachtung nach so erdrückenden Verbrechen abwechselnd Entrüstung und Schauder erregte. Am 16. kam das Gericht zu dem Urteile, daß Carrier und zwei seiner Mitangeklagten des Todes schuldig, die übigen der vorgeworfenen Verbrechen überwiesen, aber wegen Mangels contrerevolutionärer Absichten freizusprechen seien. Die drei Verurteilten wurden sofort zum Richtplatze abgeführt, aber ihr Tod vermochte nicht den öffentlichen Unwillen abzukühlen, welcher durch die Loslassung ihrer Genossen hervorgerufen worden war. Es dröhnte so gewaltig in Paris, daß der Konvent sich bemüßigt fand, die Elenden aufs neue verhaften zu lassen und nach einem so argen Verstoße gegen die Gerechtigkeit eine neue Besetzung des Revolutionsgerichtes zu verfügen.

Inmitten dieser wechselnden Aufregung erstatteten die Ausschüsse ihren Bericht über die geächteten Girondisten. Er war äußerst kurz, ein treuer Ausdruck der unsicheren Lage, der allseitigen Spannung. Nach derselben patriotischen Gesinnung, sagte Merlin von Douai, mit der wir die 73 Deputierten wieder zugelassen haben, begehren die Ausschüsse, daß die Geächteten nicht weiter verfolgt, aber auch nicht in den Konvent zurückberufen werden. Es war die Amnestie anstatt der Wiedereinsetzung; man bot den Opfern des 31. Mai die persönliche Schonung, um Schonung für das Andenken des 31. Mai zu erhalten. Die Rechte murrte und forderte Verhandlung. Merlin sagte: wollt ihr die öffentliche Meinung zum Verderben der ganzen Revolution aufrufen? Wir verlangen, entgegnete Saladin, keine Gnade für unsere Kollegen, sondern Gerechtigkeit; sind sie schuldig, so sollen sie das Schafott besteigen, sind sie unschuldig, so müssen sie ihre Sitze wieder einnehmen. Aber die Thermidorianer, welche sämtlich einst sich am 31. Mai beteiligt hatten, hielten dieses Mal größtenteils zur Linken: jedes weitere Wort in dieser Sache, rief Legendre, wäre ein Unheil für das Vaterland. Die Versammlung bewegte sich

stürmisch, der Ordnungsruf des Präsidenten konnte sich nicht mehr geltend machen, rechts forderten mehr als hundert Stimmen den Namensaufruf, links begehrte man Abführung und Verhaftung aller Tumultuanten. Unter lebhaftem Geräusch erklärte endlich der Präsident den Antrag der Ausschüsse für angenommen und löste die Sitzung auf.

Es war ein mühseliger Sieg der Linken, der ihre Gegner nicht lange von neuen Angriffen zurückschreckte. Am 24. Dezember hielt ein eifriger Montagnard einen langen Vortrag über die Gefahren des Vaterlandes, über das Thema, daß die Freiheit des Handels nur den Wucherern, die Freiheit der Presse einzig den Aristokraten zum Vorteil gereiche. Als seine Freunde darauf den Druck der Rede begehrten, fragte Legendre: wie lange soll der Konvent sich von einigen Schurken hinter das Licht führen lassen? Die Linke erhob sich darauf in lärmendem Zorn, einer sprang mit dem Stocke auf Legendre ein, und ein furchtbares Getöse brach in dem ganzen Saale los. Legendre erklärte sogleich, er habe nur die drei großen Verbrecher gemeint, die Mitglieder des alten Wohlfahrtsausschusses, die er schon so häufig angeklagt habe. Collot wollte antworten, aber wie sehr auch seine Freunde sich abmühten, ihm das Wort zu verschaffen, die Mehrheit weigerte ihm durch wiederholte Tagesordnung das Gehör. So erneuerte sich der Kampf in jeder Sitzung. Die Rechte hatte ihre Beute fest im Auge und kam bei jedem Gegenstande unerbittlich zurück auf das Begehren sofortiger Entscheidung. Am 25. erfuhr man von neuen Umtrieben der Jakobiner in Marseille: natürlich, sagte Couturier, die Verbrecher bleiben überall in Bewegung, solange ihre Häupter ungestraft sind; warum zaudern die Ausschüsse mit ihrem Berichte über Lecointres Anklage? Am 26. erzählte Clauzel von jakobinischen Wühlereien in Paris, um mit dem Antrage zu schließen, daß gleich morgen die Ausschüsse über Lecointres Anklage berichten sollten. „Ganz Frankreich," rief er, „fordert die Bestrafung von Carriers Meistern. Vergeblich erläutern sie, daß Robespierre ihr Feind gewesen, daß sie zum Sturze des Tyrannen das Beste gethan.

Wir wissen, wie sich dies verhält. Robespierre wollte sie ächten, um die Herrschaft nicht mit ihnen zu teilen; sie halfen ihn stürzen, um die Tyrannei allein zu besitzen." Kaum hatte er geschlossen, als die Mehrheit die Abstimmung begehrte und sofort seinen Antrag zum Beschluß erhob. Da stürzte Duhem, einer der lebhaftesten und heftigsten Jakobiner, auf die Rednerbühne. Wenn Clauzel, schrie er, der ein ehrloser Verleumder ist, seine Anklagen nicht beweist, so erkläre ich, daß ich mit eigener Hand ihn totschlagen werde. Das Wort setzte die ganze Versammlung in Flammen; man wollte Duhem von der Tribüne reißen, in das Gefängnis abführen lassen; er hielt aus, zog, sich wie zum Ringkampfe rüstend, die Halsbinde ab und wiederholte seine Schmähungen. Zuletzt begnügte sich die Mehrheit, ihm durch Nichtbeachtung und Tagesordnung den Mund zu schließen. Nach Clauzels Antrag brachten dann am 27. Dezember die Ausschüsse den so heftig geforderten Bericht: sie fanden, daß es keinen Anlaß zur Verfolgung gebe bei Vouland, Amar, David, daß dagegen Grund zur Untersuchung bei Barère, Billaud, Collot und Vadier vorliege. Der Konvent weigerte jede weitere Verhandlung und beschloß die sofortige Bildung der Kommission der einundzwanzig. Die Angeklagten sprachen ihre Freude aus, daß man ihnen endlich die Möglichkeit gebe, die langen Verleumdungen zu vernichten, und sie nicht ferner zu einem Schweigen verurteile, welches ihre Feinde für ein schuldbewußtes Eingeständnis erklärten.

Es war genau fünf Monate nach dem 9. Thermidor. Damals hatte Collot als Präsident des Konvents dem andringenden Robespierre hartnäckig das Wort verweigert; jetzt dankte er selbst dem Konvente, daß er ihm durch die Anklage auf Leben und Tod das Wort erteile. In Paris aber kam unter der goldenen Jugend ein Lied auf, das Erwachen des Volkes; und während die jakobinischen Fraktionen sich im Konvente mit wildem Hasse bekämpften, hörte man tagtäglich die Bürger singen:

Alle haben sie getrunken unsrer besten Bürger Blut,
Alle sendet sie zur Hölle, Tod der ganzen Mörderbrut!

Zweites Kapitel.

Herstellung der Girondisten.

Während der Verhandlungen über Carrier, Billaud und Collot war der Winter vollständig über Paris hereingebrochen, und eine Zeit begann, wie sie die große Hauptstadt seit Jahrhunderten nicht gesehen hatte. Ein volles Jahr hindurch hatte es dort keinen Menschen gegeben, welcher eine Stunde seines Lebens und seiner Habe sicher gewesen wäre. Der Schrecken der unmittelbaren Todesnähe hatte auf allen Gemütern gelegen; die vollständige Rechtlosigkeit hatte die Kraft der Arbeit und die Fähigkeit des Genusses vertilgt und alle Bande der Familie, der Nachbarschaft, des geselligen Verkehrs zerrissen. Als dann die Tyrannei plötzlich zusammenbrach, war es, als wenn mit einem Schlage ein ganz neues Leben begänne. Wie eine Bevölkerung, die aus der Heimat vor dem Anbruche eines Vulkans entflohen war, inmitten der Trümmer und der Zerstörung die Reste der vertrauten Stätten begrüßt, wie sie sich einzurichten und zu arbeiten beginnt und unter Entbehrungen aller Art sich durch jubelnden Genuß für langes Leiden entschädigt: so war die Lage und die Stimmung der Pariser Bürger nach Robespierres Fall. Keinen Schritt konnte man thun, keinen Tag verleben, ohne auf Spuren der früheren Drangsal zu stoßen. Es gab wenige Familien, die nicht dem Schafott oder dem Kriege ihre Opfer gebracht; es gab keinen Stand noch Beruf, der nicht eine tiefe Zerrüttung seines Wohlstandes empfunden hätte. Die Regierung Robespierres hatte, wie wir früher sahen, durch ihre vollständige Rechtlosigkeit und Gewaltthätigkeit alle Teile des Landes, alle Klassen des Volkes, alle Arten des Gewerbes gelähmt: niemand wollte arbeiten, weil niemand des Ertrags einen Augenblick sicher war; alles ließ sich dazu an, daß die

Staatsbehörde der einzige Eigentümer, Ackerbauer, Fabrikant und Kaufmann im Lande wurde. Die Folgen dieses mörderischen Systems machten sich schon bei Robespierres Lebzeiten fühlbar und wurden nach dem Sturze des Diktators mit jedem Monate empfindlicher. So reichen Ertrag der Boden des Ackers in diesem Jahre geliefert, so war zuletzt die Verkehrtheit der Menschen doch stärker als die Freigebigkeit der Natur, und mit dem Herbste begann eine Teuerung der Lebensmittel, welche im Laufe des Winters zu völliger Hungersnot stieg. Man hatte die ländlichen Arbeiter zu Rekruten gemacht, die Pferde für die Heere requiriert, die Grundbesitzer zu Tausenden eingekerkert, die Bauern durch die Spottpreise des Maximums von den Märkten verscheucht. So kamen die bittersten Klagen aus allen Städten; die Behörden waren mit den höchsten Anstrengungen und Opfern nicht mehr im stande, das erforderliche Getreide zu beschaffen. Mit dem Fleische stand es in den meisten Departements etwas besser als mit dem Brote, weil das Gesetz des Maximums vergessen hatte, das lebende Vieh zu tarifieren; die Bauern hatten also zu Robespierres Zeit so wenig wie möglich geschlachtet und brachten jetzt gegen gute Bezahlung so viel Fleisch, wie man wollte, zu Markte. Nur die Hauptstadt nahm an dieser Wohlthat den geringsten Anteil: denn seit Jahrhunderten hatte sie ihre bedeutendste Zufuhr aus dem Westen, aus der Bretagne und der Vendée erhalten, und diese Landstriche waren durch den Bürgerkrieg vollkommen erschöpft. Schon im Sommer durften demnach die Metzger nur gegen polizeiliche Karten den Bürgern Fleisch verabreichen, und im Herbste sank die tägliche Portion auf ein Viertelpfund für den Kopf. So lebten viele Tausende sonst wohlhabender Leute jetzt monatelang von Kräutern und Gemüsen; statt des Brotes half man sich mit kalten Kartoffeln, welche in Paris damals reichlicher als sonst zu haben waren, nachdem Hébert und Genossen alle Luxusgärten bei Todesstrafe in Kartoffelpflanzungen zu verwandeln befohlen hatten. Auch der Reiche, der etwa ein Bankett veranstaltete, setzte zu der Einladung die Bitte, der

Gast möge sein Brot sich mitbringen. An jedem Morgen waren die Thüren der Bäcker durch wirre und klagende Haufen belagert, die schon wenige Stunden nach Mitternacht sich anzusammeln begannen, bei strenger Winterkälte sehnsüchtig den Morgen erharrten und, sobald der Schalter sich öffnete, in wildem Getümmel sich durcheinander drängten, um endlich wenige Unzen eines feuchten und klebrigen Teiges zu erhaschen, den nur der gierige Hunger noch genießbar fand. Die Temperatur ging gegen den Schluß des Jahres längere Zeit auf 18 Grad Kälte hinab, und zu dem Mangel an Lebensmitteln gesellte sich aus gleichen Gründen ein drückender Ausfall an Brennmaterial. Die Wälder waren verwüstet, die Kanäle verfallen, die Straßen verkommen; Holzflößer und Kohlenhändler vermieden die Städte, wo die Polizei oder die Pöbelrotten ihnen ihre Waren gegen wertloses Papier wegnahmen. So wie bei diesen elementarsten Bedürfnissen ging es mehr oder weniger bei allen Zweigen des Gewerbes und der Industrie. Die meisten Fabriken standen still, nachdem der Staat die Arbeiter und die Rohstoffe in Requisition gesetzt hatte. Der auswärtige Handel existierte nicht mehr; was der Krieg verschont hatte, war durch das absolute Verbot der Geldausfuhr zu Grunde gegangen, und fast ein Jahr lang war der bloße Titel eines Kaufmanns bei den Jakobinern ebenso wie der eines Priesters und Edelmanns ein Grund zu tödlicher Verfolgung gewesen. Jedermann hatte darauf seine Kapitalien zurückgezogen, seine Thätigkeit eingestellt, seine Verbindungen abgebrochen.

Seit dem Sturze Robespierres war nun allerdings auch in diesen Verhältnissen eine Wendung eingetreten. Das Maximum, welches trotz alles Schreckens niemals zu völliger Herrschaft gelangt war, wurde auf der Stelle ein toter Buchstabe, seitdem nicht jede Uebertretung mit Fallbeil und Deportation geahndet wurde. Damit sahen Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten wieder eine Möglichkeit, zu arbeiten und zu erwerben, und die bürgerliche Thätigkeit begann sich aufs neue zu regen. Aber die Schwierigkeiten waren unermeß-

lich. Durch die kolossalen Güterkonfiskationen waren alle Vermögensverhältnisse verschoben; in Paris gehörte damals die Hälfte der Häuser der Republik und wurde in unordentlichen Veräußerungen verschleudert. Die Assignaten sanken täglich und rissen in ihre Unsicherheit den Kredit des Staates und aller einzelnen Bürger rettungslos hinein. Noch fühlte sich niemand der Zukunft auf irgend einer Seite sicher, niemand wagte, eine Anlage auf die Dauer zu machen, noch erschien es wie eine Thorheit, dem Augenblicke etwas abzubrechen und für ein ungewisses Morgen zu sammeln oder zu sparen. So brach denn die Grundstimmung von Jubel und Freude, welche seit dem 9. Thermidor die Massen erfüllte, und sich durch keine Entbehrung noch Hinderung zerstören ließ, mit tumultuarischer Heftigkeit an den Tag. Das Leben war so lange wertlos gewesen, jetzt wollte man den Reiz des Daseins schlürfen um jeden Preis. Wer irgendwie eine Handvoll Assignaten oder Silbermünzen hatte, eilte, sie in frischem Genusse zu verzehren; der Drang zum jauchzenden Ergreifen des Moments pulsierte in vollem Ungestüm. Im Herbste waren alle Theater wieder eröffnet und wurden mit unendlichem Eifer besucht. Man würzte sich die Vorstellungen durch rauschendes Eingreifen des Publikums: den einen Abend mußte ein jakobinisch gesinnter Schauspieler auf den Knieen für seine Politik Abbitte thun; am folgenden kletterte die goldene Jugend auf die Bühne, um Marats Büste zu zertrümmern; am dritten unterbrach man die Vorstellung mit dem Gesange reaktionärer Lieder oder durch eine Rauferei mit zürnenden Jakobinern. Ebenso belebt wie die Theater waren die Schenk- und Kaffeehäuser; in allen Stadtteilen erklang aus ihnen Abend auf Abend die Tanzmusik; man erinnerte sich, daß man zur Schreckenszeit, Jammer und Zorn im Herzen, auf Befehl der Regierung bei den Nationalfesten hatte tanzen müssen, und stürzte sich mit doppelter Ausgelassenheit in den jubelnden Wirbel. Auch diese Fröhlichkeit erhielt aber ihre besondere Farbe, ihre grellen Lichter und schwarzen Schatten durch die Erinnerungen und Stimmungen der Revolution. In den

Sälen der vornehmeren Klasse fand sich damals eine höchst gemischte Gesellschaft zusammen, einflußreiche Staatsmänner, reich gewordene Spekulanten, strahlende und gefällige Damen; man trieb hohe Politik unter Becherklang und Liebesintriguen; die Frauen erschienen in einem Kostüm, das man antik nannte, weil es nichts verhüllte; die neue Aristokratie der Revolution schwamm in jeder Art eines üppigen und frechen Genießens dahin. In anderen Kreisen nahm man keinen Genossen auf, der nicht einen Verwandten durch die Guillotine verloren hatte; die Balltoilette ahmte das kurzgeschorene Haar und den zurückgeschlagenen Kragen der zur Enthauptung Geführten nach, und der Tänzer forderte seine Dame mit einem Kopfnicken auf, welches an das Hinunterfallen des abgeschlagenen Hauptes erinnern sollte. Wurde das Wetter einmal etwas milder, so schmückten sich zahlreiche Gärten mit bunten Lampen und Blumengewinden, und Bälle und Schmause rauschten bei Mondschein und Fackelschimmer im Freien ab. Dem allgemeinen Zudrang genügten die vorhandenen Gesellschaftslokale nicht lange; immer neue Einrichtungen entstanden; es kam vor, daß ein Spekulant den Klosterhof der Karmeliten, an dessen Wänden noch die Blutspuren des 2. September sichtbar waren, daß ein anderer die kaum verebneten Gräber des Kirchhofs von St.-Sulpiz als Tanzboden dekorierte: der in der Schreckenszeit überreizte und abgestumpfte Sinn nahm keinen Anstoß daran, und diese von Blut und Moder umwitterten Bälle wurden besucht wie alle anderen. So lagen die entsetzlichsten Kontraste hart und schneidend nebeneinander. Wenn die fröhlichen Massen sich gegen Morgen nach Hause verloren, begegneten sie in den schwach beleuchteten Straßen bereits den hungernden und frierenden Gestalten, welche von 2 Uhr an ihre elende Belagerung der Bäckerläden begannen. Und während im äußersten Ringe der Stadt, auf den Boulevards, alle Arten von Genuß und Verschwendung sich anhäuften, war es eine Viertelstunde weiter vor den Thoren gefährlich zu weilen; bei der allgemeinen Nahrungslosigkeit und der Schlaffheit des Regiments waren die Straßen höchst

unsicher, und unaufhörlich vernahm man von Raubanfällen durch zahlreiche Banden, so daß sich kein Postwagen ohne Bedeckung in das Freie wagte.

Diese Züge werden hinreichen, um die Beschaffenheit und die Gefahren des Zustandes zu charakterisieren. Die Führer der gemäßigten Partei im Konvente erkannten deutlich, daß es vor allem darauf ankomme, die Quellen der Produktion und die Wege der Arbeit dem Volke wieder zu eröffnen, und seit Anfang November verging keine Woche, ohne daß diese Fragen die Aufmerksamkeit der Versammlung fesselten. Der Verlauf war ganz ähnlich wie in dem politischen Parteienkampf. Die Linke verdammte mit höchstem Unwillen jedes Abweichen von dem bisherigen System. Sie erklärte, daß Aufhebung des Maximums und Freiheit des Handels nichts anderes bedeute als Ueberlieferung des Volkes an die Habsucht der Egoisten, der Aufkäufer, der Wucherer; der Staat sei verpflichtet, das Dasein jedes Bürgers zu garantieren, und dürfe folglich nicht gestatten, daß ein engherziger Krämer den armen Handwerker durch unerschwingliche Warenpreise zur Verzweiflung treibe. Die Mehrheit war lange Zeit bedenklich und zweifelhaft. Die tödliche Verderblichkeit des Maximums war ihr freilich klar genug, aber sie besorgte gefährliche Erschütterungen in dem Augenblicke des Uebergangs zu besseren Grundsätzen. Es war nur zu wahrscheinlich, daß mit der Abschaffung der Zwangspreise für eine Weile, bis die Belebung der Produktion sich fühlbar machen konnte, die Teuerung aller Waren noch zunehmen, die Bedrängnis also und die Unzufriedenheit der armen Klassen wachsen würde. Die erste Veranlassung zum Maximum hatte, wie wir wissen, der Umstand gegeben, daß die Verkäufer einen Unterschied zwischen Geld und Assignaten machten: man fürchtete auch jetzt, daß die Aufhebung desselben eine solche Unterscheidung verstärken, das heißt den Kurs des Papiergeldes drücken würde, und da der Staat ausschließlich von Assignaten lebte, schien jeder andere Uebelstand erträglicher als weiteres Sinken des Papiers. So schritt man äußerst langsam

voran. Am 8. November hatte man des Breiteren die Unmöglichkeit erörtert, daß der Bauer zu dem gesetzlichen Preise das Getreide erzeugen könne; verschiedene Vorschläge kreuzten sich, auf allmählich sinkendes Maximum, auf verschiedene Tarife im Norden und Süden des Reichs; man begnügte sich endlich, den Bauern einen kleinen Zuschlag auf den bisherigen Kornpreis zuzugestehen. Wie die Produktion im Innern, kam auch der Verkehr mit dem Auslande zur Sprache; die Schreckenszeit hatte beide in gleichem Maße zerstört. Am 9. November beantragte Johannot die Aufhebung des Sequesters, welches man über die Güter der Unterthanen aller kriegführenden Mächte verhängt hatte; die Mächte hatten natürlich Repressalien ergriffen, und Johannot konnte nachweisen, daß Frankreich infolge der Maßregel etwa 20 Millionen fremden Gutes konfisziert, französische Bürger dagegen über 50 eingebüßt hatten. Trotzdem war er noch nicht im stande, den lärmenden Widerspruch der Jakobiner zu besiegen und die Mehrheit zu gewinnen. Ein anderes Hindernis des auswärtigen Verkehrs war das unumschränkte Recht der Behörden zu Requisitionen aller Art gewesen; kein Ausländer hatte eine Warensendung wagen mögen, die sofort nach Ueberschreitung der französischen Grenze von dem ersten Konventskommissar angehalten und zu willkürlichem Spottpreise in Besitz genommen werden konnte. Hier gelang es nun der Regierung am 26. November, einen entscheidenden Schritt zu thun und ein Dekret zu erwirken, welches den auswärtigen Handel mit notwendigen Lebensbedürfnissen, und am 27., mit allen nicht verbotenen Waren völlig freigab und gegen jede Anwendung des Requisitionsrechtes sicherte. Dieser erste Erfolg machte Luft. Am 2. und 3. Dezember gab es neue Verhandlung über den Mangel an Brot, an Kohlen und Holz; der Wohlfahrtsausschuß hatte bei der drängenden Not wieder einmal revolutionäre Maßregeln ergriffen, nämlich außerordentliche Holzschläge angeordnet, und Cambon selbst rief aus, wenn man dergleichen in allen Departements wiederholte, so wären die Forste des Landes auf immer ruiniert. Am 7. kamen

ähnliche Klagen über den Mangel an Flachs und Hanf; man beantragte Vorschüsse an die Fabrikanten, Bildung eines Handelsrats und Aehnliches; da rief Thibaudeau: alle Behörden, alle Vorschüsse werden nichts helfen; die einzige Rettung liegt in der vollen Handelsfreiheit und der Abschaffung des Maximums. Andere Stimmen gesellten sich hinzu, das Maximum sei bereits durch die Gewalt der Thatsachen zerrissen, sonst hätte längst nicht ein rechtschaffener Kaufmann mehr bestehen können; und das Ergebnis war ein Befehl an die Ausschüsse, über die ganze Frage abschließenden Bericht zu erstatten.

Es waren dieselben Tage, in welchen Carrier vor dem Revolutionsgerichte stand und Lecointre seine Anklage gegen Collot und Genossen erneuern konnte.

Während die Ausschüsse den Inhalt des Berichts im einzelnen erwogen, kamen immer neue Wendungen der großen Frage vor den Konvent, immer neue Folgen der allseitigen Rechtslosigkeit, welche die Schreckensherrschaft über Frankreich verhängt hatte. Am 10. Dezember erschien ein trauriger Zug an der Schranke der Versammlung, Witwen und Waisen hingerichteter Bürger, deren Güter nach der revolutionären Gesetzgebung dem Staate verfallen waren. Die Hinterbliebenen schilderten nun ihre grenzenlose Not: die Behörden hatten mit dem Eigentum des Mannes auch das Vermögen der Frau, mit dem Besitz des Vaters das mütterliche Erbe der Kinder konfisziert; sie hatten mit den Häusern und Kapitalien die sämtlichen Mobilien, Kleider, Leibwäsche, Geräte an sich gerissen und die Unglücklichen hülflos und mittellos auf die Straße gestoßen. In einer menschlichen Aufwallung befahl der Konvent den Ausschüssen eine nähere Berichterstattung und verfügte sofort für die noch vorhandenen Mobiliare die Einstellung der Verkäufe. Gleich nachher aber machten sich wieder revolutionäre Bedenken geltend. Wenn ihr das Mobiliar zurückgebt, sagte Lecointre, so werdet ihr bald auch die Güter hergeben müssen; ihr verdammt damit die ganze Revolution; ihr findet keine Käufer mehr für eure Domänen und zerstört

eure Finanzen, indem ihr den Assignaten die Grundlage einer festen Hypothek entzieht; mit einem Worte, ihr könnt nicht mehr einhalten in der Reaktion. Der Konvent, noch immer in schwankender Haltung, ließ sich dadurch einschüchtern und nahm seine Verfügung zurück. Acht Tage später regte eine ganz ähnliche Frage dieselben Besorgnisse an. Merlin von Douai brachte im Namen der Regierung einen Bericht über Elsässer Bauern, welche im Herbste 1793 vor dem Wüten des Eulogius Schneider aus dem Lande geflohen waren; Schneider hatte mehrere Tausende niedermachen lassen, über 30 000 hatten sich über den Rhein hinüber gerettet und waren damit der tödlichen Strenge des Emigrantengesetzes verfallen. Aehnliches war im Norden an der belgischen Grenze geschehen; aus Lyon waren eine Menge der tüchtigsten Arbeiter vor den Schrecken des Bürgerkrieges geflohen; von 30 000 Webstühlen arbeiteten damals nur noch 1800. Nichts schien erheblicher, als so viele fleißige Arme dem Nährstande des Reiches zurückzugeben, und Merlin bewirkte demnach ein Dekret, welches die Geflohenen aufforderte, sich zur Untersuchung ihrer Sache vor den Konventskommissaren ihrer Departements zu stellen. Auch hier erhoben sich jedoch die Deputierten des Berges mit höchstem Ungestüm: nichts Empfindlicheres gebe es als die Gesetze gegen die Emigranten; lasse man einen zurückkommen, so würden unter gleichem Vorwande die anderen sämtlich sich einstellen, würden ihre Güter zurückbegehren, damit das Pfand der Assignaten vernichten und dem sinkenden Kredit des Staates den Todesstoß versetzen. Es gelang ihnen etwas später in der That, die Zurücknahme des Dekrets zu erwirken: der Konvent wünschte innerhalb des neuen Frankreich allerdings zu Recht und Freiheit umzukehren, die Emigranten aber ohne Unterschied schienen ihm, nicht anders als Priester und Edelleute, verpestete und rechtlose Bestandteile des alten Regime zu sein.

Unter so erregten und wechselnden Stimmungen empfing der Konvent am 22. Dezember den Bericht über das Maximum. Von Johannot und Giraud erstattet, lautete er, wie

zu erwarten war, auf volle Beseitigung des kommunistischen Systems; er beantragte eine genaue Prüfung des gesamten Finanzstandes, Freiheit des Handels, Verringerung der Eingangszölle, Freigebung der Güter der Unterthanen von kriegführenden Mächten, endlich Aufhebung des Maximums. Der Konvent beschloß zuerst behufs reiflicher Erwägung eine Aussetzung auf drei Tage. Aber die Gemüter der Freunde wie der Gegner waren nicht so lange mehr zu halten. Schon am 23. brach Lecointre das Eis mit dem Antrage, das Maximum sonst aufzuheben und nur für das notwendigste Bedürfnis des Volkes, für das Getreide bestehen zu lassen. Sofort erhob sich die Bewegung auf allen Seiten. Man hielt ihm entgegen, daß also der französische Bauer sein Getreide für 18 Livres weggeben müsse, während der Staat tagtäglich den fremden Verkäufern 50 bezahle, daß der Gutsbesitzer dem Taglöhner, der vor drei Jahren 2 Livres empfangen, jetzt das Vierfache geben müsse, daß wie der Arbeitslohn jedes Gerät im Preise gestiegen sei, daß die Erzeugungskosten bedeutend höher ständen als der Preis des Getreides im Maximum. Ohne Aufenthalt ging der Beschluß durch, daß von dem heutigen Tage an alle Preistaxen für Waren aller Art aufgehoben seien. In den folgenden Sitzungen wurde das Gesetz in seinen einzelnen Artikeln durchberaten, das Recht der Requisition auf die Bedürfnisse der Heere und der Hauptstadt eingeschränkt und alle anhängigen Strafprozesse wegen Ueberschreitung des Maximums niedergeschlagen. Während unsere Regierung, sagte Boissy d'Anglas, die Ergebnisse der Revolution dem Volke auf allen Seiten, hier gegen die Royalisten und die Emigranten, dort gegen die Blutmenschen und Mordgesellen zu sichern sucht, zeigt sie sich in gleichem Maße als revolutionär, aber auch als republikanisch, d. h. gerecht und gesetzlich; sie erstrebt das Eigentum zu schützen, den Kredit zu erwecken, den vernichteten Handel wieder zu beleben.

Die Urheber dieser großen Herstellung erlebten sogleich die Genugthuung, daß keine der unheilvollen Weissagungen, mit denen die Gegner ihren Widerstand unterstützt hatten,

sich verwirklichte. Wohl blieb noch lange die Teuerung entsetzlich: die Schreckensherrschaft hatte eben zwei Jahre lang die Produktion gelähmt und den Verkehr vernichtet, und ehe die neue Ernte eintrat, hätte kein System der Welt aus nichts etwas machen und den Mangel in Ueberfluß verwandeln können. Aber die Fortdauer des Maximums hätte auch für die Zukunft das Elend und die Nahrungslosigkeit verewigt, und die Freigebung des Tarifes brachte für den Augenblick wenigstens keine Verschlimmerung des Zustandes. Denn die Warenpreise erfuhren nur eine geringe Steigerung, welche vollkommen mit dem Kurse der Assignaten Schritt hielt, und diese sanken allerdings mit jeder Woche im Werte, aber in keinem stärkeren Verhältnisse, als es unter allen Umständen mit oder ohne Maximum nach der Vermehrung ihrer Masse und der Unsicherheit ihrer Versilberung der Fall gewesen war. Während der Schreckenszeit waren sie von 45 auf 33 und vom 9. Thermidor bis zum 23. Dezember von 33 auf 22 Prozent hinabgegangen; und eben dieses allmähliche Fallen setzte auch jetzt sich fort. Einen Monat nach Aufhebung des Maximums standen sie auf 19, vier Wochen weiter auf 17 Prozent [1]). Robespierre selbst würde dies ebensowenig verhindert haben, wie er im Sommer einen Kurs von 40 hatte behaupten können.

Unmittelbar an die Beseitigung der Zwangspreise schloß sich, 29. Dezember, die Aufhebung des Sequesters auf die Güter deutscher, englischer, spanischer Unerthanen. Drei Tage nachher sprengte Johannot eine andere Lieblingsmaßregel der Schreckenszeit, das Verbot der Ausfuhr baren Geldes und der edeln Metalle überhaupt. Ausführlich er-

[1]) Nach den Aufzeichnungen des französischen Finanzministeriums (bei Ramel, finances de la France en l'an IX), womit die gleichzeitigen Notierungen der Schweizer (Yvernois, coup d'œil sur les assignats) genau übereinstimmen. Die tausendfach wiederholten Angaben, daß sie der alte Wohlfahrtsausschuß al pari erhalten, daß sie seit Neujahr 1795 reißend gesunken, sind nur der Wiederhall jakobinischer Pamphlete.

örterte hierbei Boissy d'Anglas, daß man keine fremden Waren erhalte, wenn man sie nicht schließlich bezahle, entweder mit barem Gelde oder mit anderen Waren bezahle; Waren aber könne Frankreich nicht ausführen, denn seine Fabriken seien ruiniert, also müsse es seine Geldzahlungen wieder aufnehmen. Er schilderte, wie die frühere Regierung dies freilich auch gewußt und das Verbot nur erlassen habe, um alles französische Geld in der eigenen Kasse zu sammeln und wie der einzige Eigentümer so auch der einzige Kaufmann in Frankreich zu werden. Unsere Ministerialkommission für den Handel, sagte er, war ein riesenhaftes Institut, welches 10 000 Beamte besoldete, mit ganz Europa Geschäfte machte und namenlose Summen kostete: fragen wir aber nach ihren Leistungen, so ergiebt sich, daß sie von dem wichtigsten Artikel, dem Getreide, in den neunzehn Monaten ihres Bestehens 2½ Millionen Zentner eingeführt hat, also kaum so viel, wie das französische Volk für den Verzehr von drei Tagen bedarf: so wenig ist auch die mächtigste Staatsgewalt im stande, das freie Wirken selbständiger Kräfte zu ersetzen. Boissy d'Anglas ließ nach diesen Gesichtspunkten wenige Tage später die Auflösung der Kommission verfügen. Sie war, rief er aus, in demselben Geiste wie alle Maßregeln des unseligen Systems gedacht; sie sollte den ganzen Handel des Reiches in die Hand nehmen, ebenso wie andere Behörden des allmächtigen Staates sich des Ackerbaues und der Fabrikation zu bemächtigen hatten. Frankreich wäre unter dieser Herrschaft zu einer Korporation von Mönchen geworden.

Nachdem diese großen Entscheidungen gefallen waren, hatte der Konvent einige ruhigere Wochen. Von außen kamen die erfreulichsten Nachrichten: die französischen Heere drangen damals in Holland ein, der Friede mit Toscana gelangte zum Abschlusse, die preußische Unterhandlung in Basel zeigte günstige Aussichten: man sah die Möglichkeit vor sich, binnen kurzer Frist zu der größten aller Segnungen und Heilungen, zu der Herstellung des allgemeinen Friedens, zu gelangen. Der Masse der Bevölkerung war es hoch-

willkommen; wir wissen, wie enge die Kriegspolitik mit der Erhitzung der Revolution zusammengehangen hatte, und die Bürger ersehnten den Frieden nach außen mit gleicher Inbrunst wie die Ordnung im Innern. Die Masse war darüber fast einstimmig, und die gemäßigte Partei im Konvente hatte Gründe genug, um nicht geradezu Widerspruch dagegen zu erheben. Denn die Rekrutierung machte nach den unermeßlichen Anstrengungen und Verlusten des vorigen Jahres die größten Schwierigkeiten, und noch peinlicher drückte die grenzenlose Geldnot, welche die materielle Ausrüstung der Truppen nach allen Richtungen lähmte und ohne die Hülfsquellen der eroberten Landschaften die völlige Zerrüttung der Heere zur raschen Folge gehabt hätte. Die Jakobiner freilich zogen hieraus den entgegengesetzten Schluß: eben weil man zu Hause kein Geld mehr habe, müsse man die Eroberungen weit und weiter ausdehnen und die so befreiten Franzosen auf Kosten ihrer knechtischen Nachbarn ernähren. Kaum aber hatten sie diese Meinung hier und da verlauten lassen, so erhob sich dagegen der öffentliche Unwillen mit lebhaftem Nachdrucke. Wenn eine Pariser Sektion an den Schranken des Konvents erschien, so fehlte in ihren Warnungen gegen die Schreckensmänner nicht leicht die Bemerkung, daß sie unter allen anderen Verbrechen sich auch der Erschwerung des heilsamen und notwendigen Friedens schuldig machten. Die Mehrheit des Konvents, die Ausschüsse und die Regierung vermieden es, sich in bündiger Weise darüber auszusprechen. Innerhalb der herrschenden Partei selbst gingen die Meinungen noch sehr stark auseinander; die Mehrheit vermochte sich in der auswärtigen so wenig wie in der inneren Politik von der revolutionären Ueberlieferung völlig loszureißen und suchte hier wie dort eine mittlere Haltung zu behaupten. Man war einverstanden über gewisse allgemeine Formeln: der Konvent wolle die Freiheit und die Gerechtigkeit, er beseitige zugleich die Royalisten und die Terroristen, er wünsche Frieden nach außen, aber nur einen sicheren und ehrenvollen Frieden. Wenn es jedoch darauf ankam, diese Sätze

praktisch zu machen und auf den einzelnen Fall anzuwenden, so trat eine mannigfache Verschiedenheit der Stimmungen hervor, und allmählich sonderten sich innerhalb der Majorität drei scharf charakterisierte Gruppen.

Zwischen den Jakobinern und den Thermidorianern hatte sich unter dem Titel der Unabhängigen eine Gruppe von Männern zusammengeschlossen, alle der früheren großen Bergpartei angehörig, durch thätige Teilnahme an den allgemeinen Maßregeln der Schreckenszeit bezeichnet, jedoch unbeteiligt bei den Fraktionskämpfen zwischen Danton, Hébert und Robespierre. Sie machten hiernach keine Schwierigkeit, alles abzuschaffen, was sich als besondere Schöpfung Héberts und Robespierres nachweisen ließ, waren aber entschlossen, in keinem Falle sich das Geringste von den Errungenschaften der Revolution bis etwa zum Frühling 1793 abdringen zu lassen. Es war in ihrem Sinne, daß Barras eine festliche Begehung des 21. Januar, des Todestages Ludwigs XVI., verfügen ließ; unter ihren Führern war ferner Merlin von Douai, der Redakteur des furchtbaren Gesetzes gegen die Verdächtigen, sodann Cambacérès, der am 22. Januar die weitere Haft der Kinder Ludwigs XVI. gegen einen milderen Antrag auf Verbannung durchsetzte, endlich der Abbé Sieyès, der nach jahrelangem Schweigen wieder auf die Rednerbühne trat und nach alter Weise durch eine geheimnisvolle Isolierung zwischen den Parteien allen zu imponieren suchte. Keiner unter ihnen hätte damals einen Zweifel an der Fortdauer der Republik, an der Herstellung der Assignaten, an der Behauptung des konfiszierten Gutes, sei es der Kirche oder der Emigranten, geduldet: in der auswärtigen Politik neigten sie durchaus zu Krieg und Eroberung und unterstützten einzelne Friedensversuche nur als Streitmittel gegen die übrigen Staaten Europas. So unterschied sie zuletzt von den reinen Jakobinern kein Grundsatz des Rechtes und der Gerechtigkeit, sondern nur eine abweichende Haltung in den augenblicklichen Verhältnissen, nach welcher sie die verhaßten Häupter der früheren Tyrannei preisgaben, die Straßentumulte des souveränen Pöbels unterdrücken,

die kommunistischen Gesetze abschaffen halfen. Ihre innere Neigung gehörte sonst vollständig der Linken; hätten sie Billaud und Collot nicht persönlich gefürchtet, so würden sie gerne mit den Jakobinern sich ausgesöhnt und den Bund mit dem Blute der Royalisten besiegelt haben. Was sie vor allem bestimmte, war die Gewißheit, daß ihre Vergangenheit sie unwiderruflich vernichtete, wenn die Reaktion über die von ihnen behauptete Linie hinausging.

Gerade umgekehrt drängte der gleiche Trieb der Selbsterhaltung die Thermidorianer, damals etwa 150 Mitglieder, immer stärker nach rechts hinüber. Auch sie hatten einst ihre Hand in das Blut des 2. September und des 21. Januar getaucht, aber das Vergangene war für sie durch ihren neuen Bruch mit den Jakobinern völlig verdunkelt. Sie sahen ihr Verderben am sichersten vor Augen, nicht, wenn die früher gestürzten Parteien, sondern wenn die Männer der Schreckenszeit wieder zur Herrschaft gelangten. Um dieses Allerschlimmste zu verhüten, waren sie bereit zu jedem Zugeständnis an die älteren Parteien; sie bekämpften die Jakobiner mit tödlicher Wut und die Royalisten mit schlaffer Gelindigkeit. Ja, schon im Herbste 1794 finden wir ihre Häupter in eifrig unterhaltenen Beziehungen mit ausgewanderten Konstitutionellen und liberalen Monarchisten. Gemeinsam erwägen sie die Mittel zum Sturze der Jakobiner, die Zurückberufung der 73, die Herstellung der Girondisten, und die Thermidorianer scheuen nicht zurück, wenn ihre neuen Verbündeten die Verfassung von 1791 und die Verpflanzung Ludwigs XVII. aus dem Kerker des Tempels auf den konstitutionellen Thron zur Sprache bringen. Noch mehr: in dem grundsatzlosen Streben, um jeden Preis ihre persönliche Stellung zu sichern, ließen sich Tallien und mehrere seiner Freunde auch mit den Agenten der ausgewanderten Prinzen ein: am 8. Januar 1795 konnte der Graf von Provence einem Genossen seines Exiles melden, es scheine sicher, daß Tallien der Monarchie gewonnen sei, wenn er auch nicht gerade die richtigsten Ansichten über eine gute Monarchie habe. Ehrlichkeit und Vertrauen war

freilich bei dieſen Verhandlungen auf keiner Seite. Die Monarchiſten fanden Tallien und Fréron verächtlich nach ihrer Fähigkeit und noch verächtlicher nach ihrem Charakter; dieſe aber hätten ſich bei einer neuen Wendung der Dinge nicht einen Augenblick beſonnen, ihre geheimen Berater kalten Blutes auf das Schafott zu ſenden. Es kam ihnen nur darauf an, mit allen Mitteln ihren Einfluß auf die Pariſer Bürgerſchaft zu ſtärken und für alle Fälle der Zukunft ihr perſönliches Geſchick zu decken.

Der dritte Bruchteil der Mehrheit beſtand aus den Reſten des Zentrums und der alten Rechten, ſeit dem Eintritt der 73 beiläufig 230 Mitgliedern, als deren bedeutendſte Führer noch immer Boiſſy d'Anglas, Durand-Maillane und Thibaudeau galten. Die meiſten unter ihnen hatten früher in völliger Nichtigkeit nach den Geboten der jedesmaligen Machthaber votiert, hatten am erſten Tage des Konvents ohne eigene Ueberzeugung die Republik ausrufen helfen, dann gegen die Hinrichtung Ludwigs XVI. geſtimmt, die Revolution des 31. Mai mit Schrecken und Abſcheu erlebt. Die entſetzlichen Erfahrungen ſeit dieſer Zeit hatten ſie weiter aufgeklärt und ihnen ſogar einen Grad von Entſchloſſenheit gegeben, deſſen Notwendigkeit ihnen allmählich durch die lange Reihe ihrer früheren Niederlagen klar geworden war. Es war ein öffentliches Geheimnis, daß nur die wenigſten unter ihnen die Republik für lebensfähig hielten, daß ſie vielmehr bei der erſten Möglichkeit offen für die Herſtellung des Königtums auftreten würden. Die Thermidorianer, welche als alte Königsmörder den Thron nicht ohne feſte Garantien für ſich ſelbſt aufrichten laſſen wollten, betrachteten ſie deshalb mit ſcheuem Mißtrauen, welches die Gemäßigten jenen aus Herzensgrund und in vollem Maße vergalten [1]). Immer hielten beide Fraktionen einſtweilen zuſammen, ſetzten im Innern den Kampf gegen die Jakobiner fort und wünſchten nach außen einen baldigen und glimpflichen Friedensſchluß. Es war ganz in dieſem Sinne,

[1]) Mallet du Pan, mémoires II, 120 ff.

daß sie sich während des Winters sogar zu Unterhandlungen mit der Vendée und den Chouans herbeiließen und die sonst immer als Räuber und Banditen bezeichneten Rebellen beinahe als selbständige Macht anerkannten. Es ist hier die Stelle, auf die Ereignisse des gewaltigen Bürgerkriegs in dem letzten Jahre zurückzublicken.

Der Kampf in der Vendée, nach den großen Niederlagen im Norden der Loire im Begriffe zu erlöschen, war, wie wir sahen, durch die namenlosen Greuel der Turreauschen Höllenkolonnen aufs neue entflammt worden. Obgleich Turreau über 70 000 Mann unter seinen Befehlen hatte, war er doch nicht im stande, die Scharen Stofflets, Marignys, Charettes zu überwältigen. Die gesamte Bevölkerung war in die Wälder geflohen, in deren pfadlose Tiefen die Republikaner sich nicht hineinwagten; trotz allem Ungemach des Wetters, des Hungers, der Entbehrungen jeglicher Art hielten sie standhaft aus und setzten den ungleichen Kampf gegen ihre Bedränger mit heldenmütiger Ausdauer fort. Vor allem war Charette unermüdlich und unerschöpflich; zwischen den feindlichen Kolonnen war er in unaufhörlicher Bewegung, nirgends zu finden und zu greifen, bis er selbst seinen Vorteil ersah und mit plötzlichem Ansturm einen vereinzelten Gegner überwältigte; dann ging der Alarm durch die nächsten Divisionen der Republikaner, aber vor den herbeieilenden Verstärkungen war Charette sofort verschwunden, um nach wenigen Tagen am entgegengesetzten Ende des Kriegsschauplatzes zu blutigem Schrecken des Feindes wieder emporzutauchen. So ging dies fort, den ganzen Frühling hindurch; zugleich verwilderten und erschlafften Turreaus Soldaten durch die unaufhörliche Mordbrennerei in den besetzten Landschaften; im Mai 1794 war es so weit gekommen, daß sie nirgendwo vor den Bauern das Feld zu halten wagten, daß Turreau sich völlig aus Poitou und Anjou zurückzog, daß Charette und Stofflet in beiden Provinzen sich eine vollständige militärische und politische Organisation geben konnten. Damals rief Carnot den General Turreau ab und gab trotz Robespierres Wider-

streben dem Nachfolger desselben, General Vimeux, die Erlaubnis zu einer menschlicheren Kriegführung. Dieser zog seine Truppen in verschanzte Lager an der Grenze des Landes zusammen und begann seine Thätigkeit mit einer Proklamation, wodurch er den Bauern einen Waffenstillstand bis zum 19. Juli ankündigte. Die Vendéeer benutzten diese Pause, die Einrichtungen ihrer Landesverwaltung zu vervollständigen und eine Korrespondenz mit England, dem britischen Ministerium und dem Grafen Artois zu eröffnen. Auf Vimeuxs Friedensworte gaben sie wenig; zu häufig hatten sie die Unsicherheit der republikanischen Verheißungen erfahren; es war vor allem ein Geistlicher, der Abbé Bernier, ein unruhiger, ehrgeiziger, verschlagener Mann, welcher zunächst bei Stofflet und durch diesen bei Charette jeden Gedanken an Frieden mit der Republik verhinderte. Vimeux fiel darüber bei dem Wohlfahrtsausschuß in Ungnade und wurde durch General Dumas ersetzt; der Kampf begann aufs neue, hatte aber für die Republikaner keine besseren Erfolge. Vielmehr erstürmte Charette zwei ihrer befestigten Lager und ließ einzelne seiner Banden bis unter die Mauern von Nantes streifen, so daß General Canclaux, welcher im Oktober an Dumas' Stelle trat, hierauf der Regierung unverhohlen erklärte, es sei nötig, daß die Republik den ersten Schritt zum Frieden dem Feinde entgegen thue, die Truppen seien erschöpft, die Vendée, die man habe vernichten wollen, triumphiere.

Wenig besser stand es damals um die republikanische Sache in der benachbarten Provinz, der Bretagne. Die Bauern dieser weitausgedehnten Halbinsel hatten bis dahin ihre keltische Eigentümlichkeit fast ungeändert bewahrt. Nicht ein Zehntel von ihnen verstand Französisch; sie lebten auf ihren zerstreut liegenden Höfen in denselben Sitten, Trachten und Arbeitsweisen, wie sie vor siebzehn Jahrhunderten die römische Eroberung dort angetroffen hatte. Sie hatten eine ganz mittelalterliche Anhänglichkeit an ihre Religion und Kirche, deren Dogmen und Feste sie sich übrigens mit einer Menge populären, altheidnischen Aberglaubens ge-

schmückt hatten. Von Staat und Politik hatten sie kaum eine Vorstellung: die bourbonische Regierung hatte keinen Versuch gemacht, ihre Verwaltung den starren, listigen und genügsamen Menschen aufzudrängen, sondern die Steuererhebung gewählten Vertrauensmännern der Bauern und die Rechtspflege den adligen Gutsherren und dem Parlamente zu Rennes überlassen. Soldat wurde nur, wer sich freiwillig anwerben ließ; viele Tausende aber stählten dafür ihre militärische Kraft in einem ewigen Kriege gegen die Zoll- und Salzwachen der Regierung. Als die Revolution eintrat, waren die Bauern zufrieden, daß sie die gutsherrlichen Rechte und das Salzregal beseitigte; die Stimmung schlug aber völlig um, als die Verfolgung des Klerus begann und im Frühling 1793 die erste große Rekrutierung der 300 000 Mann verfügt wurde. Es gab heftige Tumulte in allen Bezirken; es kam aber nicht wie in der Vendée zu einem großen Zusammenhang der einzelnen Insurrektionen, und die städtischen Bürgergarden trieben die Aufständischen meistens zu Paaren, so daß General Canclaux, welcher damals in Rennes befehligte, schon im Mai mit vollem Erfolge die Konventskommissare zu einer gemäßigten Haltung veranlassen konnte, welche durch Schonung der Prediger und Aufschub der Rekrutierung die Gemüter großenteils beschwichtigte. Vor allen seinen Genossen hatte sich in der Bewegung ein armer Bauer, Jean Cottereau, hervorgethan, dessen Familie den Spitznamen der Chouans oder Nachteulen (chat-huans) trug; er war sein Leben lang Schleichhändler gewesen, einmal ergriffen, aber vom König begnadigt worden, und nach seiner Körperkraft, Unerschrockenheit und heißen Andacht stets der Held und Führer seiner Dorfgenossen gewesen. Von ihm kam die Bezeichnung der Chouans an alle Aufständischen der Bretagne, obwohl er selbst nie mehr als einige hundert Bauern führte, die ihm, wie sie sagten, aus Freundschaft gehorsam waren. Im Sommer 1793 griff dann der Streit der Gironde und des Berges auch in diese Gegenden ein. Graf Joseph von Puisaye, ein Mitglied des liberalen Adels in der Constituante, hatte

sich in der Normandie mit Buzot und dessen Genossen zur Bekämpfung des Konvents verbunden; ein stattlicher, hochgewachsener Mann von höchster Geschmeidigkeit für jede Lebenslage, ohne militärisches Talent, aber erfüllt von persönlichem Mute und Abenteuerlust, imponierend und gewinnend, gleich geschickt, um bretonische Schmuggler und englische Minister zu begeistern, gleich bereit, im Bauernrock den kleinen Krieg der Wälder mitzumachen und im adligen Luxus des Residenzlebens zu glänzen. Nach dem Falle der Gironde warf er sich in die Reihen der Chouans, gewann schnell ihr Zutrauen und war unablässig bestrebt, ihre zahlreichen Banden wieder in Bewegung und in eine feste Heereseinheit zu bringen. Es kostete große Mühe. Die Bretons waren störrischer, eigensinniger und schwerfälliger als die Vendéeer, grausamer gegen den Feind und ungeduldiger gegen einen ordnenden Oberbefehl. Darüber erfolgte aber der Einbruch des großen Vendéeerheeres, die Siege von Laval und Dol, der Marsch quer durch die ganze Halbinsel auf Granville. Eine Anzahl bretonischer Freiwilliger war schon früher zu den Vendéeern gestoßen, darunter der riesenhafte und tollkühne Georges Cadoudal; Jean Chouan eilte nach der Schlacht von Laval zu ihnen, Puisaye wurde durch die feindlichen Truppen daran gehindert. Der Aufstand aber ergriff sogleich vier Fünftel der Provinz, und die endliche Niederlage des Vendéeerheeres gab dem Lande die Ruhe mit nichten wieder. Wohl war der brennende Baum unter den Schlägen der Republikaner gefallen, aber die Funken waren um so weiter umhergesprüht und hatten zahllose kleine Brände entzündet. Cadoudal führte seitdem in der Heimat den Kampf auf eigene Faust, Herr von Boishardi, ein Edelmann alten Geschlechts, regte die Bauern in Morbihan auf, Jean Cottereau hielt Mans und die Umgegend in Atem. Sie lieferten keine großen Treffen, machten aber Jagd auf jede vereinzelte Truppe, nahmen die Kassen und Posten weg, hoben die republikanischen Beamten auf und beschäftigten durch diesen rastlosen kleinen Krieg eine ganze feindliche Armee. Puisaye gab ihnen allmählich eine

festere Organisation, brachte einen haltungslosen, aber mutigen Abenteurer, einen angeblichen Baron Cormatin [1]), als obersten Lenker aller Operationen bei den meisten Banden zur Anerkennung und eilte dann im Sommer 1794 nach London, um mit der englischen Regierung ein großes Zusammenwirken zu verabreden. Im Oktober hatten die Republikaner solche Einbußen erlitten, daß der Wohlfahrtsausschuß seinen besten Feldherrn, den glorreichen Erretter Landaus, den General Hoche, zur Bekämpfung der Chouans aussandte. Dieser, als Staatsmann ebenso scharfblickend wie energisch als Soldat, berichtete nach wenigen Wochen in ähnlichem Sinne wie Canclaux aus der Vendée: er erklärte, daß dieser Krieg ohne versöhnliche Beruhigung der Gemüter nicht zu beendigen sei, und der Wohlfahrtsausschuß bequemte sich, wie wir sahen, Anfang Dezember zum Erlaß einer umfassenden Amnestie für alle diejenigen, welche binnen einem Monat die Waffen niederlegen würden.

Jedermann wußte, daß es nur die Einleitung zu förmlichen Friedensunterhandlungen war. General Canclaux und der Konventskommissar Ruelle boten alles auf, um mit Charette anzuknüpfen; es war eine in Nantes lebende Kreolin, Madame Gasnier, welche früher mit aufopfernder Menschenliebe gefangene Royalisten verpflegt und gegen Carriers Mordbanden geschützt hatte und jetzt, nicht ohne eigene Gefahr, zu Charette hindurchdrang und ihm am 28. Dezember die ersten Friedensworte überbrachte. Seine erste Antwort war das Begehren sofortiger Herstellung des Königs auf seinem Throne; bald aber griffen auch bei ihm bescheidenere Erwägungen Platz. Die Vendée, obwohl bis zur Stunde siegreich, war in entsetzlicher Lage. Das Land war durch die langen Kriege bis auf den Tod erschöpft.

[1]) Nach einer Note im Moniteur, 3. Juni 1796, wäre er der Sohn eines Dorfbarbiers und seine Baronie im Monde gewesen; er hätte den amerikanischen Krieg mitgemacht, dort sich den Lameths angeschlossen, mit ihnen später Demagogie getrieben, sich dann aber in Bouillés Dienst für die Flucht des Königs kompromittiert, so daß er hätte emigrieren müssen.

Wenigstens ein Drittel der Bevölkerung war im Kampfe, im Kerker, durch Not und Elend umgekommen. Die meisten Orte waren niedergebrannt oder doch von den Bewohnern verlassen: in der Stadt Chollet hatte ein einziger Mensch ausgehalten, mußte aber bei jedem Gange nach Nahrung sich in den einsamen Straßen gegen die Wölfe verteidigen, welche hier die Wohnstätte der Menschen eingenommen hatten. Charette war der Meinung, das Land habe reichlich seine Opferwilligkeit zum Tode für König und Kirche gezeigt; es sei an der Zeit, nicht bloß an die politischen Gewalten, sondern auch an Glück und Leiden der einzelnen Menschen zu denken. Seine Offiziere stimmten ihrem Führer bei, einen ehrenhaften Frieden nicht zurückzuweisen, und zwei derselben gingen nach Nantes, um die Bedingungen eines solchen mit den Konventskommissaren festzustellen. Diese forderten vor allem die Anerkennung der republikanischen Regierung, und die Vendéeer waren bereit, dieselbe zu gewähren. Dagegen stellten sie eine Reihe von Begehren, welche thatsächlich die Vendée zu einem Staat im Staate machen mußten. Es sollten dort weder Departements- noch Distriktsbehörden im Namen der Republik gebildet, der katholische Gottesdienst frei und ungehindert ausgeübt, das Land für seine Kriegskosten entschädigt und Charettes Truppen als Landwehr im republikanischen Solde unter den Waffen gehalten und von ihren bisherigen Führern befehligt werden. Die Kommissare konnten eine solche Selbständigkeit der Provinz nicht genehmigen, beharrten aber bei der Versicherung höchster Friedensliebe und äußerten in ihren Privatgesprächen sogar eine volle Bereitwilligkeit, baldmöglichst zur Herstellung der Monarchie beizutragen. Charette fing bei solcher Nachgiebigkeit beinahe zu zweifeln an, ob die Unterhandlung ehrlich gemeint sei; indessen bestätigten alle Nachrichten aus Paris den Aufschwung der monarchischen Parteien, und er beschloß, es darauf zu wagen. Dagegen wollten Stofflet und Bernier von keinem Frieden hören, der nicht mit der Erhebung Ludwigs XVII. auf den Thron seiner Väter begänne; Stofflet rief aus: der König

oder der Tod, und begann sogleich wieder die Feindseligkeiten. Nichtsdestoweniger fand sich Charette zu einer Zusammenkunft auf dem Schlosse La Jaunais, eine Stunde von Nantes, ein, und dort kam am 18. Februar der Abschluß zu stande. Allerdings vermieden die Konventskommissare die Form eines zweiseitigen Vertrags, und Charette ließ sich gefallen, daß der Inhalt der Uebereinkunft durch Verfügungen der Kommissare publiziert wurde; in der Sache aber erhielt er mehrere sehr wichtige Zugeständnisse. Festgestellt wurde eine unumschränkte Freiheit des Gottesdienstes, die Einlösung des royalistischen Papiergeldes bis zum Betrage von zwei Millionen, Amnestie, Schutz und Unterstützung für alle Einwohner ohne Unterschied, Bildung einer Landwehr von 2000 Mann, Entbindung der jungen Mannschaft von sonstigem Kriegsdienst, erhebliche Geldzahlungen an die bedeutenderen Führer der Royalisten [1]). Die sachliche Schwierigkeit, diese Einrichtungen durchzuführen, werden wir später kennen lernen: das schlimmste war, daß von Anfang an auf beiden Seiten das Vertrauen zur Ehrlichkeit des Gegners fehlte. Charette hatte davon ein lebhaftes Gefühl und verkündete es den Tag nach dem Friedensschlusse seinen Bauern. „Glaubt ihr," sagte er, „daß ich seit gestern Republikaner geworden bin? Was wir geschlossen haben, ist kein Frieden, sondern ein Stillstand, der uns unentbehrlich war. Unter seinem Schutze können wir die Hülfe der Monarchen Europas erwarten, die uns so oft verheißen ist: wir behalten unsere Waffen und unser Banner, und wenn der Feind uns eine Falle gestellt hat, so werden wir sie leicht vermeiden, da wir sie voraussehen und ich in eurer Mitte bleibe."

Indes wie unsicher alle diese Verhältnisse lagen, die Thatsache, daß Charette die Republik und diese die innere Selbständigkeit der Vendée anerkannt hatte, war für den Augenblick vorhanden und wirkte unaufhaltsam weiter. Der

[1]) Der letzte Punkt bildete den einzigen Inhalt einiger vielbesprochenen geheimen Artikel.

Krieg zwischen Stofflet und Canclaux setzte sich in einzelnen blutigen Gefechten fort; aber es war keine Rede mehr von dem früheren Systeme unerbittlicher Vernichtung, und die Republikaner waren unermüdlich, nach jedem Zusammenstoße ihre Schritte zur Versöhnung zu erneuern. In der Bretagne umwarb, mit umfassenden Vollmachten Hoches und der Konventskommissare versehen, der junge General Humbert den leichtsinnigen und bestimmbaren Cormatin sowie den gefürchtetsten der bretonischen Bandenführer, den kühnen und festen Boishardi. Die Gespräche wiederholten sich den Dezember und Januar hindurch, und schon am 12. Februar erklärten Cormatin und einige andere Häupter sich bereit, auf die Bedingungen Charettes ihrerseits abzuschließen. Fester als in der Vendée war auch hier das Zutrauen weder hüben noch drüben. Cormatin hatte noch am 31. Dezember dem Grafen Puisaye gemeldet, daß es nie zum Abschluß kommen werde, daß er nur unterhandle, um hinzuhalten und mit Charette in Verbindung zu kommen; General Hoche aber begehrte auf die Nachricht, daß einige hundert Emigranten von London her gelandet seien, 10 000 Mann Verstärkung vom Wohlfahrtsausschuß. Aber hier wie in der Vendée wirkte auf beiden Seiten das Gefühl der völligen Erschöpfung; der Weg der Sühne war einmal betreten, und ein Häuptling nach dem anderen erklärte seine Unterwerfung unter die Bedingungen von La Jaunais. Auf allen Punkten reiften die Dinge zu einer zeitweiligen Beruhigung des hart geprüften Landes.

Es kam dazu, daß in denselben Wochen der Konvent einen höchst erheblichen Schritt that, um die Hauptquelle des Bürgerkrieges zu schließen: den großen kirchlichen Hader. Anfangs, wie wir wissen, hatte die revolutionäre Verfolgung nur die eidweigernden Priester getroffen, während der konstitutionelle Klerus als salarierte Staatskirche organisiert wurde. Seit 1793 aber kam die Reihe auch an die konstitutionelle Kirche. Man beseitigte für ihre Priester das Cölibat, klagte dieselben ebenso wie die Eidweigerer des Aberglaubens und des Fanatismus an, proklamierte endlich

als neue Staatsreligion den Kultus der Vernunft, schloß die Kirchen und verhängte jede Art der Verfolgung über jeden katholischen Priester. An dieser Feindseligkeit der Revolution gegen den Katholizismus wurde wenig geändert, als Robespierre die Anerkennung des höchsten Wesens dekretieren ließ, und als der 9. Thermidor die Katastrophe der Schreckensherrschaft herbeiführte. Die demokratischen Führer wußten sehr wohl, daß die Mehrheit des französischen Volkes katholischen Gesinnungen anhing; sie sahen nicht minder deutlich, daß diese Gesinnung den revolutionären Grundsätzen auf das schneidendste widersprach. Die eine dieser Thatsachen hatte sie bisher gehindert, nach der formellen Konsequenz der Menschenrechte die kirchlichen Einrichtungen unbedingt der individuellen Freiheit zu überlassen; sie hatten vielmehr, um das Volk auch wider seinen Willen von der klerikalen Vormundschaft zu befreien, sich stets auf den Grundsatz der Staatsreligion gestellt und als solche anstatt des römisch-katholischen Bekenntnisses der Reihe nach den Kultus der konstitutionellen Kirche, jenen der Vernunft und endlich des höchsten Wesens proklamiert. Alle diese Versuche, obwohl mit schrankenloser Härte und allen Mitteln des demokratischen Terrorismus unternommen, waren in der Hauptsache fehlgeschlagen: keiner hatte vollständig die Geister zu überzeugen und die Herzen zu gewinnen vermocht; ja, es war die Unzulänglichkeit bei jedem derselben um so deutlicher, je weiter er sich von den Anschauungen der alten Religion entfernt hatte. Nichtsdestoweniger glaubten viele unter den Montagnards die Hoffnung noch nicht aufgeben zu sollen. Sie behielten das Ziel unverrückt im Auge und gedachten nur, entsprechend dem seit Thermidor aufgekommenen Geiste, mildere und zugleich klügere Mittel zu verwenden. An die Stelle der brutalen Gewalt sollte nach einer an sich sehr richtigen Erwägung die allmähliche Erziehung, die langsame Umbildung der Sitte treten. Sie drangen also darauf, daß durch die Sorge der Regierung das aufwachsende Geschlecht in den Schulen von den Banden des Aberglaubens befreit und mit dem Geiste reiner Philo-

sophie getränkt werde, daß man auf die Sitten der Erwachsenen im demokratischen Sinne einwirken sollte, indem man sie von der Feier der Sonntage entwöhne und möglichst ansprechende Festlichkeiten an den republikanischen Feiertagen, den Dekaden, einrichte. Unglücklicherweise waren die Schulen zum größten Teile zerstört und die Schöpfung eines neuen Unterrichtswesens bisher nur auf dem Papiere geblieben. Die Versuche der Dekadenfeste aber machten ein trauriges Fiasko. Das Volk hatte keinen Geschmack mehr an den republikanischen Idyllen, mit welchen man ein Jahr lang die Guillotine umgeben hatte. Die jakobinischen Montagnards waren äußerst ungeduldig. Unaufhörlich wiederholten sie die Erklärung, daß das Anwachsen des Fanatismus die höchste Gefahr für die Freiheit sei, daß man dringend eines Mittels bedürfe, um eine Radikalkur der Gesinnungen zu bewirken.

Sie hatten so weit ganz recht, daß die Zukunft ihres politischen Ideals auf Sand gebaut war, wenn sie nicht die katholischen Anschauungen durch etwas anderes ersetzten. Aber eine bestehende Religion verdrängt man nicht allein durch Kritik und Wissenschaft, noch auch durch Dekrete und Verwaltungsmaßregeln: man verdrängt sie nur durch eine neue stärkere Religion. Luther blieb im Vorteil gegenüber den Päpsten seiner Zeit, weil er das religiöse Gefühl der Menschen energischer anzuregen und zu befriedigen wußte als diese, und nicht anders erfochten hundert Jahre später die Schüler Loyolas ihre Siege, weil sie der seelenlos gewordenen Theologie der Lutheraner einen frischen religiösen Enthusiasmus entgegensetzten. Den Montagnards aber fehlte zur Gründung einer neuen Staatsreligion an der Stelle der katholischen nicht mehr und nicht weniger als die Religion [1]). Ueber die Beziehungen des Menschen zum Menschen

[1]) Dies scheint mir die einfache Antwort auf Edgar Quinets Buch über die Revolution, dessen Inhalt in dem einen Satze liegt: die Revolution hat deshalb ihr Ziel verfehlt, weil sie die katholische Kirche nicht völlig hat vernichten können. Ich bestreite ihm wahrhaftig nicht, daß die katholische Konfession eines Volkes eine große

hatten sie ein völlig ausgearbeitetes neues System von Moral, Politik und Völkerrecht; über das Verhältnis des Menschen zum Unendlichen hatten sie nichts als die Negation: kein Wunder, daß ihre Ergebnisse negativ blieben.

So hatten sie weder die alte Kirche zu zerstören noch einen neuen Kultus zu erbauen vermocht! Sollte der Krieg und die Gewaltthat auf religiösem Gebiet einmal aufhören, so gab es keine Wahl mehr für die revolutionäre Regierung. Wie bedenklich es auch ihren Machthabern bei der zweifellos christlichen Gesinnung der Volksmassen erscheinen mochte: man mußte sich bequemen, als die einzige Grundlage des kirchlichen Wesens die individuelle Freiheit anzuerkennen. Der Konvent ging schwer daran: er kam hier ebenso widerstrebend zu einem reinen Entschlusse wie auf dem ökonomischen Gebiete. Aber hier wie dort drängte ihn die Konsequenz der Thatsachen unwiderstehlich vorwärts. Schon im September 1794 hatte die Finanznot auf Cambons Antrag zu einem Dekrete geführt, welches den wichtigen Grundsatz aussprach: der Staat bezahlt hinfort weder die Kosten noch die Gehälter irgend eines Kultus. Wenn man so den äußeren Bestand der Kirchen auf die freiwilligen Beiträge ihrer Gläubigen anwies, war es schwer, der Folgerung auszuweichen, dann auch die Rechtsordnung derselben auf die gleiche Basis zu stellen und die kirchlichen Vorschriften des Staates zurückzuziehen. Indessen noch mancher Monat verging, ehe der Konvent die Bündigkeit dieses Schlusses anerkannte. Noch im Dezember appellierte Grégoire vergebens an sein Mitleid und sein Rechtsgefühl, um der jammervollen Verfolgung der Priester ein Ende zu machen; noch im Januar erließ man ein Dekret, welches die Beobachtung aller gegen die Eidweigerer erlassenen Strafgesetze mit neuem Nachdruck einschärfte. Die Zustände in Paris, in den

---

Erschwerung für die Herstellung eines liberalen oder republikanischen Staatswesens ist; solange aber eine liberale Partei nicht im stande ist, die ihr feindliche Hierarchie auf dem religiösen Boden selbst zu besiegen, wird sie nichts Verkehrteres thun können, als den Widersacher durch materielle Verfolgung zu stärken.

Departements, in der Vendée mußten ihren Druck auf den Konvent noch weiter verstärken, bis endlich im Namen der Regierungsausschüsse Boissy d'Anglas das entscheidende Gesetz am 21. Februar der Versammlung vorlegte. Die Stimmung derselben war noch immer derart, daß der Berichterstatter ihr die Freiheit der Kulte hauptsächlich deshalb empfahl, um der Religion den Reiz des Martyriums zu entziehen und damit der durch das künftige System des öffentlichen Unterrichts verbreiteten Philosophie die Wege zu öffnen. Von nun an soll das religiöse Dogma und der religiöse Kultus vollständig Sache jedes einzelnen Bürgers sein, die religiösen Gemeinschaften ohne Begünstigung noch Einschränkung nach den allgemeinen Gesetzen über das Vereinswesen behandelt werden, der Staat auf die religiösen Irrtümer mit aufgeklärter Toleranz herabblicken. Das Gesetz bestimmte demnach, daß die Ausübung keines Kultus gestört werden dürfe; da der Staat zu den Kosten desselben nichts beiträgt, so duldet er keinen Gottesdienst in den Kirchen, weil diese Eigentum der Nation geworden sind; da der Kultus mit dem öffentlichen Leben nichts mehr zu thun hat, so dürfen die Bethäuser äußerlich nicht als solche bezeichnet, die Gemeinde nicht öffentlich zum Gottesdienst berufen, kein Gottesdienst außerhalb der Bethäuser vorgenommen werden. Um das Maß dieser Beschränkungen zu füllen, fügte der Konvent dem Gesetze noch die ausdrückliche Bestimmung hinzu, daß durch dasselbe die bestehenden Strafgesetze gegen die Eidweigerer nicht aufgehoben sein sollten, eine Verfügung, die in diesem Zusammenhang bis zur Absurdität barbarisch war. Man hatte die Eidweigerer mit Strafen bedroht, weil sie einem vom Staate erlassenen Gesetze, der Zivilkonstitution des Klerus, ihre Anerkennung versagten. Nun aber war die konstitutionelle Kirche im November 1793 durch die revolutionären Gewalten selbst zerschlagen, ihre Trümmer waren jetzt durch das neue Gesetz zu einer Privatassociation wie die Gemeinden der Protestanten und Juden erklärt worden: und nach wie vor sollte an den katholischen Priestern die Weigerung des Eides auf

ein nicht mehr bestehendes Verfassungsgesetz mit den grausamsten Strafen geahndet werden. Auch den schlimmsten Launen der Gewalthaber fehlt niemals die rechtfertigende juristische Theorie: hier erfand man sich die Beweisführung, daß diese Priester zur Zeit des bestehenden Gesetzes ihre Strafe verwirkt hätten und nun gleichsam ein wohlerworbenes Recht auf dieselbe besäßen, so daß man ohne Rechtsverletzung ihnen den Genuß der einmal zuerkannten Leiden nicht entziehen dürfe.

Das neue Gesetz war also äußerst unvollkommen. Es verkündete als sein leitendes Prinzip nicht bloß die individuelle Glaubensfreiheit, sondern die völlige Trennung der Kirche vom Staat: wenn bis dahin der Staat sich als allmächtigen Gebieter über die Kirche erhoben, so erklärte er jetzt seine unbedingte Nichtigkeit in den kirchlichen Fragen; auch hier schwankte die Revolution von einem Extrem zum andern. Sie entschädigte sich dann in der Praxis, indem sie die eben verkündete Freiheit durch eine Reihe willkürlicher Beschränkungen verkümmerte, teils kleinlicher Schikanen, wie das Verbot der Glocken, teils gehässiger Reste der Verfolgung, wie die Fortdauer der Strafgesetze gegen die Eidweigerer. Indessen trotz all dieser Mängel war im Vergleiche mit dem bisherigen Zustande das Gesetz vom 3. Ventose ein unermeßlicher Fortschritt. Eine Masse von Härte, Druck und Elend wurde dadurch mit einem Schlage weggeräumt, das Gewissen vieler Millionen beruhigt, der offene Kriegsstand zwischen Staat und Kirche beseitigt. Wenigstens im Prinzip hatte die Revolution auf den Anspruch verzichtet, die vorhandenen Menschen mit herrischem Befehle zu neuen Ueberzeugungen zu zwingen.

Alle diese Vorgänge regten nun bei den Jakobinern und deren Gesinnungsgenossen den lebhaftesten Ingrimm an. Der Konvent verhandelte mit den „Räubern" der Vendée wie Macht gegen Macht; er bestrafte die Anführer der Höllenkolonnen, als wenn gute revolutionäre Gesinnung keine Rechtfertigung mehr für Mord und Brand und Notzucht wäre; er überließ es den Krämern, die Preise für

ihre Waren selbst zu setzen, mochte das arme Volk, mochten die Männer des 10. August und 2. September zusehen, wie sie durch harte Arbeit ihren Hunger stillten. Die Emigranten kamen trotz aller Strafgesetze haufenweise in das Land zurück; die goldene Jugend warf Marats Büste in die Kloaken, und der Konvent entfernte Marats Gebeine aus dem Pantheon; royalistische Flugschriften wurden massenweise in Paris verkauft und die Verfasser, wenn man sie überhaupt verfolgte, von dem Revolutionsgerichte freigesprochen. Die Bergpartei erregte über alle diese Dinge täglich neuen Sturm im Konvente; der Abgeordnete Duhem, ein höchst leidenschaftlicher und lebhafter Mensch, trieb es so arg, daß er endlich für sein Schimpfen und Tumultuieren mit mehrtägigem Gefängnis bestraft wurde, worauf dann Choudieu und Cambon erklärten, die ganze Partei wolle ihren Genossen in die Haft begleiten, Dumont aber entgegnete, daß alle diese Störungen nur auf Hinderung des nahen, ersehnten Friedens mit dem Auslande berechnet wären, weil die Blutmenschen wüßten, daß ihre Herrschaft von den heimkehrenden Armeen nicht geduldet werden würde. Im Februar mehrten sich die Anzeichen, daß die Jakobiner ihre bedrohten Häupter im Notfall durch einen Gewaltstreich zu befreien und die niederen Klassen gegen den Konvent aufzuwiegeln gedächten. Trotz der unausgesetzten Kornzufuhren gingen Gerüchte, daß die Magazine leer seien und die Bäcker in den nächsten Tagen kein Brot liefern würden; in der Umgegend aber wurden Menschen ergriffen, welche die Getreidefuhren anhielten und die Gemeinden ermahnten, sie für sich selbst zu verwenden, weil Paris reichlich versehen sei. Es gab denn täglich Tumulte an den Bäckerläden, Klagen über ungenügende Lieferung, Zorn über stets wachsenden Mangel. Die Regierung erörterte dagegen, daß der Mehlverbrauch außerordentlich stark sei; unter dem alten Regime, bei zahlreicherer Bevölkerung und größerem Fremdenzufluß, habe man täglich 1500 Säcke bedurft; jetzt würden 1900, oft 2000 und mehr an einem Tage ausgegeben und verzehrt. Boissy d'Anglas, welcher diese Mitteilungen machte,

schloß mit der Erklärung, daß es die Anhänger Robespierres seien, welche die Aufregung schürten, um den Prozeß gegen Collot und Genossen zu hindern. Dazwischen vernahm man von jakobinischen Schilderhebungen in Nancy, Toulon, Marseille, sie wurden freilich rasch unterdrückt, fachten aber die Erbitterung der Bürger immer aufs neue an, und mehrere Pariser Sektionen forderten ein um das andere Mal die rasche Bestrafung der großen Verbrecher. Die Kommission der einundzwanzig war in angestrengter Thätigkeit und bat einigemal um Aufschub wegen der ungeheuren Masse des zu bewältigenden Materials. Endlich, von allen Seiten her gedrängt, brachte Saladin am 2. März ihren mit tiefster Spannung angehörten Bericht. Er entwickelte in mehrstündigem Vortrage noch einmal die endlose Reihe der grausamen und gesetzlosen Bedrückungen, womit die Schreckensherrschaft das Land heimgesucht hatte, und schloß mit dem Antrage, die vier bezichtigten Abgeordneten vor das Revolutionsgericht zu senden. Legendre ließ dann unter großem Beifall die sofortige Verhaftung der Angeklagten verfügen, worauf Collot mit immer gleich fester Haltung begehrte, man solle freilich seine Thaten auf das strengste untersuchen, das Urteil aber nach dem Grundsatze fällen, daß alles Notwendige gerecht und straflos sei — denn sonst, rief er aus, ist Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft getötet und die Revolution in ihrer Gesamtheit verurteilt. Die Verhandlung über die Anklageakte wurde hierauf, um den verfolgten Mitgliedern Raum zu ihrer Verteidigung und dem Konvente Muße zur Erwägung zu geben, auf den 22. März festgesetzt.

Die öffentliche Meinung war unterdessen in gleichem Sinne nach einer entgegengesetzten Richtung thätig gewesen. Wie sie die peinliche Anklage gegen Collot entschied, nahm sie damals auch die Sache der geächteten Girondisten wieder auf. Am 1. März erschienen zahlreiche Abordnungen aus drei Pariser Sektionen an den Schranken, um die Herstellung dieser rechtswidrig Verurteilten zu begehren. Die Gemäßigten waren stets dafür gewesen; die Thermidorianer,

eines neuen heißen Kampfes mit den Jakobinern gewärtig, ließen die früheren Einwendungen fallen, selbst unter den Unabhängigen folgten zahlreiche Stimmen dem Drucke der populären Bewegung. So kam es am 8. März zu der entscheidenden Verhandlung. Chénier stellte den Antrag: die Zurückberufung sei gerecht, sie werde von der gebietenden Stimme der Nation begehrt, sie werde keine Schritte einer neuen Rachsucht im Konvente veranlassen. Vom Berge herab nahm Bentabolle das Wort zu lebhaftem Widerspruche. Man scheint, sagte er, die Tragweite eines solchen Beschlusses nicht zu ermessen: woher kommen wir? wohin will man uns führen? Mehrere Stimmen unterbrachen ihn mit der Antwort: aus der Tyrannei zur Republik. Er nahm seine Erörterung wieder auf: man vergißt, daß mehrere dieser Abgeordneten unter dem Drucke einer förmlichen peinlichen Anklage stehen — diese Anklage, riefen die Gegner dazwischen, ist im Konvente selbst durch den Druck des Schreckens erpreßt worden. Dann, brach er aus, sind alle eure Gesetze so gut wie jene Anklagen nichtig, der Schrecken hat in gleichem Maße Tag für Tag den Konvent beherrscht. Ein großer Tumult unterbrach ihn von allen Seiten; man erinnerte, wie der Konvent bei der Ausstoßung der Girondisten von bewaffneten Scharen umringt, im Saale gefangen gehalten, von Gewalt und Mord bedroht gewesen wäre. Also, rief er, den 31. Mai wollt ihr angreifen — ja, ja, ertönte es von rechts — so greift ihr die Pariser Bürger an, die 80 000, welche den 31. Mai gemacht haben. André Dumont erhob sich mit großem Eifer: nicht die 80 000 Unwissenden wollen wir verfolgen, sondern die boshaften Führer, welche das Volk damals zur Gesetzwidrigkeit verführt haben. Die Nachwelt, erörterte Sieyès in längerer Rede, wird die Geschichte des Konvents in zwei Abschnitte teilen: vor dem 31. Mai war der Konvent durch das mißleitete Volk, nach ihm das Volk durch den geknechteten Konvent unterdrückt. Nun bestieg das Organ der Regierungsausschüsse, Merlin von Douai, die Rednerbühne. Ich sage nicht, begann er, daß Mut nötig ist, um meinen Auftrag

zu vollziehen, aber ich sage, daß ich keine Möglichkeit hatte, ihn abzulehnen. Er legte dann den Thatbestand vor und schloß mit dem Antrage, da die Faktion der Tyrannen, auf die man im Dezember noch habe Rücksicht nehmen müssen, nicht mehr gefährlich sei, so möge der Konvent mit einem großen Akte der Gerechtigkeit die Ausgestoßenen auf ihre Sitze zurückrufen.

Ein langer, lauter Beifall begleitete den Schluß seiner Rede. Bei der Abstimmung sprach der einzige Goujon ein Nein, einige Mitglieder der Linken enthielten sich des Votums. So kamen die noch übrigen Opfer des jakobinischen Parteienkampfes zur politischen Wirksamkeit zurück. Es waren sechzehn Gerettete, darunter Louvet, Lanjuinais, Doulcet-Pontécoulant, Isnard, Larivière. Warum, rief Chénier, hat es kein schützendes Asyl gegeben, um vor den Henkern die Beredsamkeit Vergniauds und das Genie Condorcets zu retten? Am folgenden Tage wurde einhellig das Fest abgeschafft, welches einst der Berg zur Verherrlichung des 31. Mai angeordnet hatte, und am 20. März auf den Antrag Boissy d'Anglas' und Talliens verfügt, daß die konfiszierten Güter der Verurteilten nicht weiter verkauft werden, vielmehr die Ausschüsse über die Rückgabe derselben näher berichten sollten. In der That, nachdem der Konvent den 31. Mai verurteilt und den Widerstand dagegen für eine gerechte Sache erklärt hatte, wie konnte man fortan die Konfiskation der Güter rechtfertigen, welche die Tyrannei des Berges einst über die Vertreter des Rechtes verhängt hatte?

Es gab manche Maßregeln, welche den Jakobinern schädlicher, aber keine, welche ihnen empfindlicher hätte sein können. Die Erklärung, daß der 31. Mai ein Tag nicht des Rechtes, sondern der Gewaltthat gewesen, verdammte die Politik des Berges von dem ersten Augenblicke des Konvents an. Hatte die Gironde, wie es jetzt die Nation durch ihr höchstes Organ verkündete, gesetzlich und rechtlich gehandelt, so war der Tod Ludwigs XVI. ein gemeiner Mord und die Diktatur des Wohlfahrtsausschusses

eine rohe Tyrannei gewesen. Dann war die Frage über das Schicksal Collots und Billauds von vorneherein entschieden, und nur eine zufällige Gnade mochte dem einen oder dem andern ihrer Anhänger das verwirkte Dasein retten. Die Partei spannte also alle Kräfte an, um für eine so tödliche Beleidigung entscheidende Rache zu nehmen. Sie warf ohne Rückhalt dem Wohlfahrtsausschusse, als er Vollmacht für den Vertrag mit Toscana begehrte, den Verdacht in das Gesicht, daß man ihm keine ehrenhafte Vertretung Frankreichs gegen das Ausland zutrauen, daß man ihm die Befugnis zu geheimen Artikeln nicht gewähren könne. Es war bekannt genug, daß der Frieden mit Preußen, der ohne geheime Artikel nicht zu vollenden war, von der Erteilung jener Befugnis abhing; die Pariser Presse forderte sie also aus allen Tönen und drängte auf Frieden, auch wenn man auf jede Eroberung verzichten müsse: die Jakobiner aber stürmten um so heftiger, daß die Patrioten jeden Separatfrieden eben deshalb abweisen müßten, weil die Aristokraten und Egoisten ihn mit boshafter Niederträchtigkeit begehrten. Mit jedem Tage wurde es deutlicher, daß der Friede nicht ohne eine neue Niederlage der Jakobiner möglich sein würde, aber auch, daß ein neuer gewaltsamer Zusammenstoß mit ihnen dicht bevorstehe.

Die Bewegung in den Arbeiterbezirken nahm einen stets bedenklicheren Charakter an. Nach einem Antrage Boissy d'Anglas' wurde am 15. März beschlossen, daß jeder Einwohner von Paris täglich 1, jeder Arbeiter schweren Gewerbes aber 1½ Pfund Brot erhalten sollte, und darauf meldete Boissy am 16., daß die Arbeiter in St. Anton auf die verderblichen Umtriebe der Ruhestörer nicht eingehen wollten. Aber gleich am folgenden Tage kam ein starker Volkshaufen angeblich als Deputation der Sektionen Finisterre und Observatoire an die Schranke des Konvents, um Linderung der Hungersnot zu begehren und das Bedauern auszusprechen, daß sie für eine Revolution, welche sie verderben ließe, so viele Opfer gebracht hätten. Thibaudeau gab ihnen als Präsident eine strenge Antwort, und Boissy

d'Anglas legte die Nachweise vor, daß die städtische Verwaltung dem Gesetze entsprechend gestern der Hälfte der Bevölkerung Mehl für 1½ Pfund, der anderen für ein Pfund Brot auf den Kopf geliefert hätte. Die Bittsteller wollten aber nicht vom Platze weichen, schlugen mit den Fäusten auf die Schranke und schrieen nach Brot. Darüber gab es Lärm im Vorsaal, wo eine Anzahl betrunkener Weiber zum Aufstand ermahnte, große Menschenmassen wiederholt einzubrechen versuchten und erst das Einschreiten der bewaffneten Macht die Ruhe wiederherstellte. Daß der ganze Auftritt auf Bestellung gemacht war, zeigte sich tags nachher, als die beiden Sektionen, in deren Namen die Bittsteller aufgetreten waren, die Erklärung abgaben, daß ihnen die Sache völlig fremd und unbekannt sei: um so deutlicher war es, daß man den Tumult nur als Vorspiel stärkerer Unruhe zu betrachten hatte. Am 19. März verkündete die Linke wieder einen Punkt des Programms, welches in den bevorstehenden Kämpfen durchgefochten werden sollte. Lecointre von Versailles, der erste Angreifer Billauds und Collots, war in seiner kurzsichtigen Erregbarkeit durch die Rückberufung der Girondisten tief erschreckt worden; er hatte seine bisherigen Freunde sofort verlassen und war zum Berge zurückgetreten und drängte sich mit derselben Hast, wie früher von rechts, so jetzt von links her in die erste Reihe der Kämpfenden. In einer zweistündigen Rede entwickelte er den Antrag, daß die Zeit der revolutionären Regierung vorüber, daß es dringendes Bedürfnis sei, zu einem definitiven Zustande zu gelangen, daß der Konvent ohne alles Zaudern die Verfassung von 1793 in Wirksamkeit setzen müsse. Seitdem der Berg den Besitz der Regierungsgewalt und die Mehrheit im Konvente verloren, hatten schon manches Mal seine Mitglieder an jene Verfassung erinnert, welche unter anderen Verhältnissen die Partei selbst auf das eilfertigste suspendiert hatte. Allerdings hatten sie wenig Hoffnung, daß neue Wahlen in Frankreich den Jakobinern die Mehrheit im gesetzgebenden Körper zurückgeben würden; aber sie wußten, daß unter jener

Verfassung, welche dem Volke unbegrenztes Vereinsrecht, unbedingtes Insurrektionsrecht und unzweideutigen Anspruch auf Ernährung durch den Staat gewährleistete, überhaupt keine feste Regierung möglich war. So griffen sie mit höchstem Eifer auf das im Lande beinahe vergessene Gesetz zurück, dessen Proklamation ja an sich selbst auch die Ehrenrettung des 31. Mai in sich schloß. Auch Lecointre feierte diesen Revolutionstag in seiner Rede neben dem 14. Juli und dem 10. August; die Linke klatschte, die Mehrheit tumultuierte; mit Mühe rang sich der Redner bis zum Schlusse seines Vortrags hindurch, und der Konvent wies seinen Antrag an die Ausschüsse zum Bericht.

Indessen näherte sich der Tag, an welchem die Verhandlung über Collot und Genossen beginnen sollte, und die Jakobiner verdoppelten ihre Anstrengungen für die Rettung der alten Häupter. Allmählich gelang es ihnen, bei den Arbeitern der Vorstädte wieder Boden zu gewinnen, und am 21. März kam eine Deputation von St. Anton, um bessere Ernährung des Volkes und die Verfassung von 1793 zu begehren. Ein Haufen von mehreren Tausenden hatte sich ihnen angeschlossen, wartete vor den Tuilerien des Ergebnisses und beschäftigte sich indessen mit einer nachdrücklichen Jagd auf die goldene Jugend, deren mehrere schwer geprügelt oder in die Teiche des Schloßgartens getaucht wurden. Im Konvente antwortete zunächst der Präsident Thibaudeau den Bittstellern, daß man niemals die hinterlistigen Petitionen, welche an die Versammlung gebracht worden, den robusten und ehrlichen Freiheitsfreunden von St. Anton zugeschrieben hätte. Dann erhob sich Tallien gegen die Menschen, „welche heute die Verfassung so eifrig begehren, die sie einst selbst in einen Kasten verschlossen haben," und begehrte unter stetem Getöse des Berges einen baldigen Beschluß über die Mittel, die Verfassung zur Wirksamkeit zu bringen. Darüber erschien eine städtische Sektion, um ihren Haß gegen die Terroristen auszudrücken und deren Entwaffnung zu begehren, und nun verließ Thibaudeau den Präsidentensessel, um von der Rednerbühne herab das ent-

scheidende Wort des Tages auszusprechen. Niemals, rief er aus, werde ich für die sofortige Wirksamkeit einer Verfassung stimmen, welche nicht demokratisch ist, da sie die Nationalvertretung aufs neue der Macht der Jakobiner und des Pariser Stadtrats überliefern würde, welche dem gesetzgebenden Körper kein Recht zur Polizei in seiner Residenz überträgt, welche jedem Bruchteil des Volkes die Befugnis zu Unordnung und Aufständen giebt. Er forderte Vertagung der Sache bis zu einem Ausschußberichte. Der Konvent begrüßte den geharnischten Vortrag, welcher den Kern der Frage mit festem Griffe erfaßte, mit lebhaftem Beifall und beschloß auf Legendres Antrag die Bildung einer besonderen Kommission, welche die zur Einführung der Verfassung erforderlichen organischen Gesetze vorschlagen sollte. Niemand konnte sich über den wirklichen Sinn des Dekretes täuschen. Auf das Begehren der Verfassung von 1793 hatte die Mehrheit mit dem Beschlusse einer neuen Verfassung geantwortet. Sie antwortete weiter, indem sie auf Sieyès' Antrag ein Gesetz über hohe Polizei erließ, welches jeden Auflauf, jede Bedrohung der Republik, des Konvents, der Deputierten, der Behörden mit der Strafe der Verbannung bedrohte, Maßregeln zum schnellen Aufgebot der Nationalgarden vorsah und für den Fall eines Aufstandes in Paris den Abgeordneten oder deren Stellvertretern Chalons als Ort einer neuen Versammlung anwies, welcher allein die Behörden und Truppen Gehorsam zu leisten hätten.

So gewappnet begann der Konvent am 22. März die Verhandlung über die beklagten Mitglieder der gestürzten Regierung. Robert Lindet, Carnot, Prieur von der Cote d'Or, die geachtetsten ihrer Kollegen, erhoben sich zu ihrer Verteidigung: Lindet schilderte die untrennbare Verantwortung des gesamten Ausschusses und des Konvents, nach der es unmöglich sei, einzelne Mitglieder zur Verfolgung und Strafe auszusondern; Carnot entwickelte denselben Gedanken, indem er darlegte, wie die Arbeitsmasse die Ausschußmitglieder gezwungen hätte, sich in die einzelnen Zweige zu

teilen und dann unbesehens die Verfügungen der Kollegen zu unterzeichnen; Prieur begehrte wie seine Freunde, daß man ihn unter der Anklage mitbegreife und die frühere Regierung im ganzen prüfe. Alle sprachen mit großem Stolze von den Erfolgen des alten Wohlfahrtsausschusses und erregten damit mehr als einmal den lebhaften Unwillen der Mehrheit; die Zuhörergalerien, überwiegend mit den Scharen der goldenen Jugend besetzt, sangen dazwischen das Erwachen des Volks und hinderten die Gegner am Anstimmen der Marseillaise. Eine volle Woche ging unter diesen endlosen Erörterungen dahin, in welchen die Parteien sich gegenseitig alle Vergehen und Verbrechen der Schreckenszeit entgegenschleuderten: der Ausgang war, wie die Stärke und der Entschluß der Parteien sich dabei zeichnete, schon am ersten Tage unzweifelhaft. Die Jakobiner rührten sich in der Stadt mit krampfhaftem Eifer, störten, wo sie konnten, die Brotlieferungen und hetzten die Vorstädter zu neuen Sturmpetitionen beim Konvente. Am 27. kam eine Deputation von Weibern aus den Hallen der Altstadt, um Brot zu fordern. Boissy d'Anglas, welchen als Vorsteher der Verpflegungsbehörde das Volk den Mehlmann oder Hungermann nannte, gab an, daß seit vier Monaten Paris 850 000 Zentner Getreide und gestern 714 000 Pfund Brot erhalten habe; übrigens sei es in den letzten Tagen den Unruhstiftern gelungen, die Zufuhren ins Stocken zu bringen, so daß die Regierung bewaffnete Abteilungen zur Deckung derselben ausgeschickt habe. Die Weiber standen indes an der Schranke und begleiteten Boissys Rede mit ihrem steten Geschrei nach Brot, bis man die Wache rief, sie hinauszubringen. Vier Tage später erschien eine neue Deputation der Antonsvorstadt, beschwerte sich über die Aufhebung des Maximums, erinnerte, daß die Insurrektion gegen Unterdrückung Bürgerpflicht sei, und begehrte die Befreiung der verhafteten Patrioten, die Beseitigung der Hungersnot, die Verkündung der Verfassung von 1793. Der Präsident Pelet entgegnete, der Konvent strebe den Handel, dessen Wurzeln eine verbrecherische Partei verletzt habe, herzustellen;

er bearbeite die organischen Verfassungsgesetze und werde jede Störung seiner Arbeiten zu ahnden wissen. Dieses Mal waren die Galerien mit Arbeitern und Hallendamen besetzt und verhöhnten jeden Redner der Mehrheit; die Bittsteller an der Schranke redeten in die Verhandlung hinein, und Goujon nahm ihren Unfug mit rückhaltloser Keckheit in Schutz. Alles war für einen großen Schlag am kommenden Tage vorbereitet.

Am 1. April (12. Germinal) war die Linke vom ersten Augenblicke an in stürmischer Erregung. Crassous forderte die Befreiung aller seit dem 9. Thermidor Verhafteten, Ruamps erklärte, daß der Royalismus schamloser als je hervortrete, Bourgeois hob die Faust gegen unterbrechende Rufe der Rechten und kam am Fuße der Rednerbühne mit Tallien und Bourdon in ein Handgemenge. Eine Abordnung der Sektion Unité forderte dann den Konvent auf, an seinem Posten zu bleiben und die großen Verbrecher zu richten; Thuriot donnerte dagegen, daß nur der Royalismus in solchem Tone reden könne, und klagte die Mehrheit an, daß sie zu der monarchischen Verfassung von 1791 zurück wolle. Eben hatte hierauf Boissy d'Anglas begonnen, die Mißbräuche des früheren Systems der Volksverpflegung zu schildern, als ein gewaltiger Lärm an den Thüren des Saales entstand, die Wache nach kurzem Getümmel überwältigt wurde und eine brausende Menschenmasse, die Hüte schwenkend, unter dem Geschrei nach Brot den unteren Teil des Saales überflutete. Alle Verhandlungen waren unterbrochen, wo ein Redner einen Vortrag versuchte, fiel die Menge mit dem Rufe: Brot! Brot! ein; der Präsident bat die Masse zu defilieren, die Weiber blieben hartnäckig bei demselben Worte: Brot, Brot! Endlich trat ein Mensch aus dem Haufen vor, ein Führer am 31. Mai, Namens Vaneck, und forderte im Auftrag des Volkes die Vernichtung der Wucherer, die Verfassung von 1793, die Freiheit der Patrioten — dann folgte wieder eine lange Scene wirren Getümmels; neue Menschenschwärme drangen ein; der Präsident, von der Linken heftig aufgefordert, die Forderungen

der Patrioten zur Abstimmung zu bringen, weigerte hartnäckig jede Fragestellung, bis der Saal geräumt sei; in ihren Zank ließen die Volkshaufen fortdauernd den Ruf nach Brot ertönen. Beinahe vier Stunden dauerte dieser anarchische Zustand, bis endlich Hülfe von außen erschien. Die Regierungsausschüsse hatten gleich bei dem Beginne des Tumults in den benachbarten wohlhabenden Quartieren Generalmarsch schlagen lassen; allmählich sammelten sich die Bataillone, und bei ihrer Ankunft hielten die Insurgenten es für angemessen, das Weite zu suchen. Hierauf schritt der Konvent ohne Zaudern zu scharfen Maßregeln der Strafe und künftigen Sicherung. Auf Isabeaus Antrag erklärte er, daß ein Attentat gegen die Nationalvertretung geschehen und daß die Urheber desselben dem Kriminalgericht von Paris zu überliefern seien. Es wurde bemerkt, daß mehrere Mitglieder der Linken den Präsidenten einen Royalisten genannt, daß der Auflauf die Befreiung der angeklagten Mitglieder zum Zweck gehabt habe, und unter stürmischem Beifall ließ André Dumont die sofortige Deportation der vier Angeklagten nach Cayenne, Bourdon von der Oise die Verhaftung drei anderer Montagnards, Choudieu, Chasles, Foussedoire, verfügen. Ein Mitglied nach dem andern erhob sich, um seinen Beitrag zu der Geschichte der jakobinischen Sünden zu geben. Da wurden Leonard Bourdon, der Septembrist von Orleans, Ruamps, weil er die Ausschüsse des Verrats bezichtigt hatte, Duhem, welchen das Volk der Vorstädte das Schild der Sansculotterie nannte, Amar, der nächste Freund Billauds und Fouquiers, als Mitschuldige des Aufstandes zur Haft gebracht und ihre Abführung nach dem Schlosse Ham angeordnet. Man vernahm weiter, daß in einzelnen Stadtteilen die Konventskommissare von dem Volke geschmäht und mißhandelt worden seien, und Barras bewirkte darauf die Ernennung des gerade in Paris befindlichen Generals Pichegru zum Oberbefehlshaber der hauptstädtischen Streitkräfte. Dieser stellte ohne besondere Schwierigkeit die Ruhe in allen Quartieren her, so daß er schon am 3. April dem Konvente den lako-

nischen Bericht abstatten konnte, alle Befehle desselben seien ausgeführt. Indessen wurde der Zorn der Mehrheit aufs neue angefacht, als aus verschiedenen Departements die Nachricht von jakobinischen Tumulten einlief, welche, mit dem Pariser gleichzeitig und ähnliche Begehren vor sich her tragend, die Existenz einer großen, das halbe Reich umfassenden Verschwörung argwöhnen ließen. In Amiens hatte ein Pöbelhaufen die Korntransporte geplündert, in Rouen hatte man die Freiheit der verfolgten Patrioten gefordert, in Marseille hatte der Konventskommissar Cadroy ein jakobinisch gesinntes Bataillon aus der Stadt entfernen müssen, um einen Ausbruch zu verhüten, in Toulon hielt nur die Furcht vor den Waffen der Garnison die gärenden Arbeiter im Zaume. Hierauf kam der Sicherheitsausschuß in einem allgemeinen Berichte über den Aufstand zu dem Schlusse, daß die Bergpartei des Konvents den Mittelpunkt der Verschwörung bilde und außer den bereits verhafteten Mitgliedern noch Thuriot, Cambon, Granet, Hentz, Bayle, Levasseur, Crassous und Lecointre als Anstifter und Lenker des Aufstandes bezichtigt seien. Der Konvent erließ gegen alle ohne Zaudern das Haftdekret.

Der Erfolg der Mehrheit war vollständig. Die jakobinische Partei war gebändigt in Paris, zersprengt und mundtot im Konvente. Die erste Frucht dieses Sieges kam den auswärtigen Beziehungen zu gute; die Regierung konnte den Frieden mit Preußen zum Abschlusse bringen.

Drittes Kapitel.

Friede von Basel.

Es war Ende 1794 deutlich, daß die Lage der Dinge auf allen Seiten zum Frieden zwischen Frankreich und Deutschland reif war.

Auf der französischen Seite war man in vollem Zuge des Fortschrittes und des Sieges begriffen. Die Unabhän-

gigkeit des Landes war glänzend errettet, die Achtung vor seiner Macht in Europa größer als jemals im achtzehnten Jahrhundert. Zugleich aber waren die inneren Hülfsquellen in höchster Erschöpfung und die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden in der Bevölkerung allgemein. Es lag vor allem in dem Interesse der gemäßigten Partei, welche neun Zehntel der Nation in ihrer Gesinnung vertrat, so schnell wie möglich mit dem Auslande zum Abschluß zu kommen. Denn mit schreckenvoller Sicherheit hatte der Lauf der Revolution es allen Parteien klar gemacht, daß Eroberung nach außen gleichbedeutend war mit der Umwälzung im Innern, daß, wer feste Ordnung im Innern ersehnte, bleibenden Frieden nach außen erstreben mußte.

Wie wünschenswert für Deutschland ein ehrenhafter Friede war, bedarf keiner Erörterung. Die beiden Hauptmächte lagen in offenem Hader über Polen, welcher Oesterreich bis zu einem förmlichen Bündnis mit Rußland gegen Preußen führte. Preußen war tief erschöpft durch die doppelte kriegerische Aufstellung am Rheine und an der Weichsel und mußte, wenngleich ununterrichtet über die näheren Absichten der Kaiserhöfe, nach der Haltung derselben das Schlimmste besorgen. Die übrigen Reichsstände waren völlig ohnmächtig und, obgleich gespalten unter sich durch den Kampf des österreichischen und preußischen Einflusses, einmütig in einer unbedingten Sehnsucht nach Frieden. Nachdem Belgien und das linke Rheinufer in Feindeshand gefallen, war bei einer Fortsetzung des Kampfes unter solchen Umständen nur immer wachsendes Unheil zu erwarten.

Auf beiden Seiten also war gleich dringendes Bedürfnis zum Frieden vorhanden. Auf beiden Seiten forderte das wahre Interesse der Nation einen möglichst sicheren, zukunftreichen Frieden, einen Frieden also, welcher auch dem Gegner Beruhigung und Befriedigung gewährte. Als Preußen seine Unterhandlung in Basel begann, war gegründete Hoffnung für die Erreichung dieses, für ganz Europa tröstlichen Zieles vorhanden. In Regensburg sprach sich die Gesinnung der deutschen Reichsstände mit immer

wachsendem Nachdruck für möglichst raschen Frieden aus, in Paris gewann mit jedem Tage die Partei der Gemäßigten breiteren Boden und forderte die Volksstimme immer heftiger die gründliche Beendigung der heillosen Kriegsdrangsal. Die preußische Regierung willigte deshalb gerne ein, als der Wohlfahrtsausschuß die Sendung eines Vertrauensmannes nach Paris als wünschenswert bezeichnete, mit welchem er unmittelbar über die Gesinnung und das Interesse der beiden Staaten eine vorläufige Auseinandersetzung pflegen könne. Legationssekretär Harnier, welcher eine Zeitlang an den Baseler Gesprächen teilgenommen hatte, erhielt am 19. Dezember den Befehl, aus Berlin nach Basel zurückzukehren und von dort nach Paris abzugehen.

Leider gelang in diesen Wochen den französischen Waffen ein neuer Erfolg, welcher das Machtverhältnis in höchstem Maße ungünstig für Deutschland stellte und in Paris die Versuchung zu erobernder und revolutionärer Politik bedenklich steigerte. Holland fiel in die Hand der Franzosen.

Wir haben oben gesehen, wie in der Mitte des September der Herzog von York, durch die innere Zerrüttung seines Heeres entmutigt, seine Stellung auf der Donger Heide aufgab, Nordbrabant räumte, und sich, noch etwa 30 000 Mann stark, hinter die Maas auf das Gebiet der Vereinigten Provinzen zurückzog. Als vorgeschobene Posten in dem jetzt von dem Feinde überschwemmten Lande blieben die Festungen Herzogenbusch mit dem starken Fort Crevecoeur, dann weiter stromaufwärts Grave und Venlo, stromabwärts aber Breda und endlich Bergen op Zoom zurück. Das französische Nordheer zählte damals nicht mehr als 48 000 Mann, war durch den langen Feldzug stark ermüdet, schlecht gekleidet und unvollständig bewaffnet und vor allem von Belagerungsgeschütz vollständig entblößt. Wäre in dem Heere der Verbündeten noch Halt und Nerv gewesen, so hätte einem so wenig überlegenen Gegner ein zäher und langer Widerstand geleistet werden können. Aber die Niedergeschlagenheit und Auflösung war allgemein; die Truppen

wichen unter Yorks schlaffer Führung täglich mehr aus der Zucht, und die Offiziere waren uneinig unter sich und unsicher bei jeder Begegnung mit dem Feinde. So kapitulierten denn auch jene Festungen in der schmählichsten Weise, sobald die Republikaner vor den Wällen derselben erschienen. Bei den holländischen Unruhen von 1787 hatte ein Bürgermeister Daendels sich unter den Patrioten hervorgethan, war nach der Unterdrückung derselben aus dem Lande geflohen und nach dem Ausbruche der französischen Revolution in die Legion der batavischen Patrioten eingetreten, mit welcher Dumouriez 1793 seinen Angriff auf Holland zu eröffnen gedachte. Auch jetzt war er wieder in den ersten Reihen der Kämpfer, welche die ihm verhaßte oranische Herrschaft bedrängten; er erschien am 27. September mit einer kleinen französischen Schar vor Crevecoeur und begann aus seinen leichten Feldkanonen den Platz zu beschießen. Er bedurfte aber keiner langen Anstrengung: der Befehlshaber, Oberst Tiboel, steckte sogleich die weiße Fahne auf und überlieferte gegen freien Abzug das Fort. Die Sieger fanden dort 42 schwere Geschütze, mit welchen Pichegru ohne Zaudern die Berennung von Herzogenbusch eröffnete. Das Land war weit und breit überschwemmt, die Annäherung an die Festung nur auf wenigen schmalen Dämmen möglich, das Feuer der Belagerer also sehr vereinzelt und von geringer Wirksamkeit. Allein die Besatzung war nicht zahlreich, die Bürgerschaft verzagt, der Befehlshaber, ein Prinz von Hessen-Philippsthal, ein altersschwacher Greis, und als die Franzosen bei Crevecoeur dem in die Ebene geleiteten Wasser die Schleusen in den Strom zurück eröffneten und damit das Land trocken legten, kapitulierte der Prinz, ohne daß die Festung irgend beschädigt gewesen, am 10. Oktober. Ebenso schmählich öffnete General Pfister das seinem Befehl anvertraute Venlo dem Feinde nach zweitägiger Einschließung am 24., ehe auch nur ein Kanonenschuß gefallen war. Die verbündete Armee stand indes unthätig an der Maas; der Herzog von York zog bei dem stürmischen Herbstwetter die Truppen planlos hin und her, beschloß gleich nach dem Fall

von Crevecoeur weiteren Rückzug hinter die Waal, ließ sich jedoch durch das dringende Flehen der Holländer bestimmen, einen Teil seiner Truppen noch auf dem linken Ufer stehen zu lassen. Die holländischen Regimenter waren völlig demoralisiert, so daß General Hanstein einmal seinen Hessen die Weisung gab, jeden Holländer, der ohne Befehl zum Rückzug weiche, niederzuschießen. Nimwegen, die bedeutendste Festung vor der Waal, war auch jetzt weder vollständig bewaffnet noch ausreichend mit Lebensmitteln versehen. Die Bauern, die man zum Landsturm aufbot, antworteten, man werde sie doch im Stiche lassen und die Franzosen sie dann mit doppelter Härte heimsuchen. Bei solcher Stimmung der Verteidiger war es kein Wunder, daß gleich der erste Versuch der Franzosen, die Maas zu überschreiten, vollständig glückte. Bei Alphen vollzogen sie auf einer einzigen Pontonbrücke am 18. und 19. Oktober, 30 000 Mann stark, den Uebergang, wobei die Verbündeten sie 36 Stunden lang vollkommen ungestört ließen, dann aber, in mehreren scharfen Einzelgefechten geschlagen, nach allen Richtungen über die Waal zurückwichen. Hierauf wurde Nimwegen von den Franzosen am 1. November eingeschlossen. Den Verbündeten schien die Lage so hoffnungslos, daß ein sonst äußerst tüchtiger Offizier, der hessische General Wurmb, sich offen weigerte, als Befehlshaber des Platzes sich gefangen nehmen zu lassen; General Wallmoden, welchem York an dieser Stelle den Oberbefehl übertragen, verfügte dann schon am 3. die Räumung der Stadt, welche auf einer Schiffbrücke über den Fluß in solcher Uebereilung erfolgte, daß man den letzten Heeresteil der Kolonne, 1100 Holländer, durch zu hastiges Anzünden der Brücke der feindlichen Gefangenschaft preisgab. Damit war der Landstrich zwischen Rhein und Maas von der deutschen Grenze bis zur Insel Bommel in französischen Händen. Allerdings war für die Vereinigten Provinzen noch immer eine starke Stromdeckung durch die breite Waal und den reißenden Lek vorhanden, zwischen welchen Flüssen die Hauptmasse der Verbündeten jetzt aufgestellt war. Aber bereits kündigte sich der Winter

mit eisigem Nordwinde an, und die Lage der Truppen konnte eine verhängnisvolle werden, wenn die ruhiger strömende Waal eher zufror als der Lek und dann die feindliche Uebermacht jene überschreiten konnte, während der noch offene Lek den Verbündeten den Rückzug sperrte. Dem Herzog von York wurde es bei einer solchen Möglichkeit unheimlich zu Sinne, so daß er das Heer am 2. Dezember verließ, um nach England zurückzukehren, den Oberbefehl aber gemeinsam dem Hannoveraner Wallmoden und dem Engländer Hartcourt übertrug und damit die Ohnmacht desselben vervollständigte.

Diese Ereignisse konnten nicht verfehlen, auf den inneren Zustand der Vereinigten Niederlande eine entscheidende Wirkung auszuüben. Jedermann sah die feindliche Invasion in dichtester Nähe. Die Masse der Bevölkerung war in unruhiger und banger Aufregung, die Beamten und Offiziere der Regierung durch völlige Hoffnungslosigkeit gelähmt. Dagegen rührte sich, was jemals früher zu der patriotischen Partei gehört hatte, bei der Versunkenheit der Behörden und den Fortschritten der Befreier mit rückhaltlosem Mute. Schon zu Anfang 1794 hatten die Führer der Partei sich mit den Pariser Machthabern in Verständnis gesetzt; in allen Städten wurden kleine Volksgesellschaften zur Erhitzung der Gemüter errichtet, Geld und Waffen gesammelt, sogar eine Anzahl kleiner Schiffe ausgerüstet. Die ausgewanderten Patrioten, unter ihnen der rastlose Daendels immer voran, verbreiteten von der Grenze her revolutionäre Flugschriften unter den Bauern, welche durch die Roheit der englischen Soldaten bereits mit gründlichem Hasse gegen die Verbündeten erfüllt waren. Die Regierung, von innen und außen gleich schwer bedroht, wandte sich an ihre mächtigen Bundesgenossen mit verzweifelten Bitten um Hülfe. Da kam denn von England der Vorschlag, das bisher österreichische Belgien, welches jetzt von Thugut als reine Last für die Monarchie erklärt worden war, mit Holland zu verbinden und damit hoffentlich in Paris die Neigung zum Frieden zu steigern. Preußen erklärte sich vollkommen ein-

verstanden mit diesem Gedanken sowie mit jedem Schritte, der zur Herstellung des Friedens führen könnte. Nur das im Augenblick allein Wesentliche, Schutz durch die Waffen, Verstärkung der kämpfenden Truppen, war weder in Berlin noch in London zu erlangen. Oesterreich, welches soeben sich mit der russischen Regierung über die kräftige Fortsetzung des Revolutionskrieges einigte, sandte allerdings einen Heerteil von 20 000 Mann unter General Alvinczy, welcher hinter dem Rheine zwischen Emmerich und Arnheim Stellung nahm, zuweilen über den Strom herüber mit den Franzosen Schüsse wechselte und damit zwar die westliche Flanke des verbündeten Heeres stützte, zur Verteidigung aber des inneren Landes nichts beitrug [1]). So beschloß der Prinz von Oranien endlich eine demütige Friedensbitte an den siegenden Feind zu bringen und auf eine Aeußerung des Konventskommissars beim Nordheere, Lacombe St.-Michel, daß Frankreich keine Vergrößerung beabsichtige, die Herren Repelaar und Brantsen zu einer Separatunterhandlung nach Paris zu senden. Die Sache wurde dringlicher, als am 12. Dezember General Moreau, welcher damals anstatt des erkrankten Pichegru den Oberbefehl führte, auf Daendels' unablässiges Treiben einen nachdrücklichen Angriff gegen die Insel Bommel unternahm und zu gleicher Zeit die Stellung der Hannoveraner und Hessen an der oberen Waal alarmierte. Indes gelang es den Holländern, die Franzosen aus der Insel wieder über die Maas zurückzuwerfen; Moreau fand seine Truppen nicht weniger als seine Gegner der Ruhe bedürftig, und der Konventskommissar Bellegarde erklärte den durchreisenden Gesandten, wenn Holland den Frieden ehrlich unterhandeln und alle seine auswärtigen Verträge einer Revision unterziehen wolle,

---

[1]) Die Stärke von 20 000 Mann giebt Ditfurth nach Vorbeck und der österreichischen militärischen Zeitschrift von 1820. Vivenot redet von 30 000 Mann, vielleicht nach einem effektiven Standesausweis, der, wie er an einer anderen Stelle sagt, als solcher stets ein Drittel mehr angiebt, als wirklich vorhanden ist.

so würde man in Paris von einer weiteren Verfolgung der Feindseligkeit abstehen.

In der That vergingen hierauf einige Wochen auf dem Kriegsschauplatze in tiefer Stille. Aber schon am 18. Dezember erklärte sich auch dort die furchtbare Strenge dieses Winters; die Maas und die Waal begannen mit Treibeis zu gehen, und dieses staute sich bald an vielen Stellen, so daß beide Flüsse sich mit breiten Eisdecken bedeckten; am 27. stand die Kälte auf 17 Grad, und sowohl die Maas als die Waal waren vollkommen zugefroren, während der Lek noch immer offen war und durch große, rasch hinabströmende Eisschollen die Schiffahrt hinderte. Die verbündeten Generale blickten mit ängstlicher Unentschlossenheit umher. Hartcourt erließ am 24. einen Befehl an seine Untergebenen, daß sie überlegen sollten, was im Fall eines französischen Angriffs auf das jetzt völlig offene Land zu thun sei. Ehe jedoch dieses Ueberlegen irgend ein Ergebnis gehabt, setzte sich Pichegru am 27. in Bewegung, jagte die holländischen Truppen aus der Insel Bommel hinaus und verfolgte sie in raschem Zuge auch über die Eisfläche der Waal hinüber, worauf sich das am nördlichen Ufer dieses Flusses, bei Tiel, aufgestellte Hauptcorps der Holländer gänzlich auflöste und in wilder Flucht bis Utrecht lief. 2000 Franzosen setzten sich darauf als vorgeschobener Posten in Tiel fest; Pichegru wagte seine Hauptmasse noch nicht die Waal passieren zu lassen, weil das Eis zwar die Menschen, aber noch nicht die Geschütze trug, und die Engländer und Hessen schlugen dann am 29. den Feind noch einmal vom rechten Waalufer zurück. Die wichtige Insel aber blieb in französischen Händen, und am 4. Januar begann der Feind einen neuen Angriff mit verstärkten Massen. Wohl bestanden einzelne der hessischen und hannoverschen Abteilungen rühmliche Gefechte, General Hartcourt aber erklärte geradezu, daß seine Truppen nicht mehr kampffähig seien, und Wallmoden gab am 10. Januar den Befehl zum Rückzug hinter den Lek. Ein plötzliches Tauwetter, welches damals einfiel, gab noch einmal Aussicht, diese letzte Schutz-

wehr Hollands behaupten zu können; allein bereits am 14. erneuerte sich die Kälte in gesteigertem Maße, und nun verwandelte sich auch der Lek in eine einzige feste Eisdecke. Das verbündete Heer war auf 23 000 Mann zusammengeschmolzen und diese durch Entbehrungen aller Art, Strapazen und Unordnung in dem traurigsten Zustande. Wallmoden sah sich außer stande, dem mehr als doppelt mächtigen Feinde länger zu widerstehen, und verfügte am 15. den weiteren Rückzug hinter die Yssel und damit das Verlassen Hollands. Unter unsäglichen Leiden, durch ein dünnbewohntes, schlecht angebautes Land, bei einer Kälte von 20 Grad, mit spärlicher Kost und abgerissener Kleidung schleppten sich die Soldaten vorwärts. Eine Menge Geschütze und Fuhrwerke mußten zurückgelassen werden, da die Pferde auf dem Glatteise der elenden Straßen zusammenbrachen; auf den Lazarettwagen erfroren die Verwundeten und Kranken; die Bauern, durch die Plünderungen und Mordbrennereien der Engländer auf das höchste erbittert, erschlugen jeden Nachzügler, der ermattet hinter dem Marsche des Heeres zurückblieb. Obgleich der Feind nicht verfolgte, zeigte sich doch sogleich, daß bei dieser Stimmung des Landes, bei der Auflösung des Heeres und der Schwierigkeit der Verpflegung auch an der Yssel kein Halten war, und der jammervolle Rückzug setzte sich ohne Zaudern hinter die Ems nach Deutschland fort.

Unterdessen hatten die holländischen Abgeordneten am 8. Januar ihre erste Audienz bei dem Wohlfahrtsausschusse. Da sie aber für die Bewilligung des Friedens nichts zu bieten hatten als die Anerkennung der französischen Republik, so wurden sie in großer Ungnade entlassen. Auch waren die holländischen Patrioten mit großem Eifer gegen sie thätig, und als Repelaar auf eigene Verantwortung dem Ausschusse eine Kriegskontribution von 80 Millionen Gulden anbot, wenn Pichegru Halt mache, erklärten sich die Patrioten zu einer brüderlichen Beisteuer von 100 bereit, wenn Pichegru Amsterdam einnehme und die oranische Herrschaft stürze. Es war begreiflich, daß bei solchem Zwiespalt der

Holländer der Ausschuß den Dingen ihren Lauf ließ. Pichegru sendete die eine Hälfte seiner Truppen an die Yssel, die andere führte er in das Innere von Holland. Am 17. erreichte er Utrecht, am 20. Amsterdam, am 23. besetzte die Division Bonneau, über Dordrecht und Rotterdam vorgehend, den Haag. Der Erbstatthalter hatte sich mit seiner Familie am 18. auf einer kleinen Fischerbarke nach England eingeschifft, die Regierung löste sich auf, und im ganzen Lande ergriffen die Ausschüsse und Klubs der Patrioten das Heft der Verwaltung. Der Wohlfahrtsausschuß hatte ihnen das Versprechen gegeben, daß er, ihre Gesinnung anerkennend und auf ihre künftigen Dienste bauend, das Land nicht als erobertes, sondern als verbündetes behandeln wolle. Dies schloß starke Requisitionen für die Verpflegung der Truppen nicht aus; sonst aber wurde vollkommene Mannszucht gehalten, den Patrioten die Einrichtung des neuen Staatswesens überlassen und das öffentliche wie das private Eigentum respektiert. Es war dies eine nicht bloß menschliche, sondern auch kluge Politik. Anfangs hatten die Seeleute der Kriegsflotte, fast alle eifrig oranisch gesinnt, daran gedacht, die Schiffe aus dem Texel nach England zu führen, um sie nicht den verhaßten Franzosen zur Beute werden zu lassen: die Gemeinden Seelands hatten erwogen, die englische Regierung um Besatzung und Flottenhülfe für ihre Inseln zu bitten, was die Franzosen vielleicht zu monatelangen Anstrengungen genötigt hätte. Bei dem freundlichen Auftreten aber der französischen Führer gelang es den Patrioten, ihre Landsleute zu Vertrag und Nachgiebigkeit zu bestimmen. Die Schiffe kapitulierten, als sich eine französische Reiterschar auf dem Eise des Texel zeigte; Seeland unterwarf sich ohne Schwertstreich der neuen Ordnung der Dinge. Ebenso unblutig und unter frohem Entgegenkommen der Bevölkerung vollzogen im Februar die Generale Moreau und Souham die Besetzung der friesischen Provinzen zwischen Yssel und Ems.

Der Schlag für die Koalition war niederschmetternd. Die Streit- und Geldkräfte Hollands waren damit in den

Dienst des an sich übermächtigen Feindes übergegangen. Im kommenden Frühling mußte Niederdeutschland den Angriff von 70 000 Mann erfrischter, wohlverpflegter, siegesvertrauender Truppen erwarten, und die Reichsstände, auf welchen die Deckung dieser Lande wesentlich ruhte, Preußen, Hannover, Hessen, waren an ihren Hülfsquellen ebenso wie an ihrer Streitlust geschädigt. Dagegen war in Paris der Jubel und der Siegesstolz gewaltig, und die Fraktion der Unabhängigen, welche nach außen die revolutionäre Politik fortzusetzen wünschte, bekam im Wohlfahrtsausschusse ein entschiedenes Uebergewicht über die Tendenzen der gemäßigten Partei. Freilich, riefen sie, wir wollen Frieden, aber nur einen ruhmreichen Frieden. Was das bedeute, mußte Harnier sogleich erfahren.

Er wurde am 7. Januar zum erstenmal in den Wohlfahrtsausschuß eingeführt und pflog dann noch am 8. und 9. täglich eine Stunde mit den Mitgliedern Beratung. Sie alle erklärten ihm einstimmig, daß Preußen und Frankreich gleiche Interessen hätten, ja, daß beide Länder auf ein enges und festes Bündnis angewiesen seien. Denn Oesterreich, durch seine neuen Verluste erbittert, würde nicht säumen, seine alten Pläne gegen die Freiheit der Reichsstände wieder aufzunehmen. Rußland aber strebe geradezu nach der Weltherrschaft, und nichts sei wichtiger, als ihm einen furchtbaren Damm entgegenzusetzen, indem man um ein französisch-preußisches Bündnis die Schweden und Dänen, die Türken und Polen schare. Frankreich könnte dann ohne Schwierigkeit Hannover einnehmen und hierin Preußen eine reiche Entschädigung für den kleinen Verlust seiner linksrheinischen Provinzen überliefern. Die anderen Reichsstände, immer schwach, immer schwankend, müßten zu einer unwiderruflichen Entscheidung gezwungen werden, weil sie sonst immer unter Oesterreichs Einfluß zurücksänken. Also könne Frankreich keinen Waffenstillstand bewilligen, sondern sich nur zu definitivem Frieden bereit erklären. Es müsse deshalb auch auf dem Besitze von Mainz bestehen und überhaupt den Rhein als seine notwendige Naturgrenze betrachten. Dies Prinzip

sei unwiderruflich: zugleich aber sei Frankreich gerne erbötig, den dort einbüßenden Fürsten eine Entschädigung zu verschaffen, sei es auf Kosten Oesterreichs, sei es durch andere Mittel.

Das verhängnisvolle Wort war ausgesprochen und die Hoffnung auf einen einfachen, beiderseits ehrenhaften Frieden, mit welcher Preußen in die Unterhandlung eingetreten war, weit hinweggerückt. Harnier bemühte sich, seine Gegner umzustimmen. Er erörterte, daß die Abreißung der Rheinlande das ganze Römische Reich über den Haufen werfen, unabsehbare Verwickelungen erzeugen, Frankreich selbst in immer neue Kriegswirren stürzen würde. Er hob den Widerspruch hervor, daß man als französisches Interesse die Vergrößerung Preußens bezeichne und diese mit der Wegnahme preußischer Provinzen beginne; daß man das Deutsche Reich unter Preußens Banner zu scharen wünsche und dem König zumute, dem Falle von Mainz und Köln ruhig zuzusehen. Man muß glauben, rief er, daß ihr eben nur die grenzenlose Fortdauer des Krieges wollt; ihr werdet sie auf diesem Wege finden und mit eurer Begehrlichkeit endlich ganz Deutschland unter die Waffen bringen. Ihr thut uns unrecht, sagten die Franzosen; wir haben die lebhafteste Sehnsucht nach Frieden. Uebrigens, setzte einer hinzu, wissen wir, daß Deutschland diese Stimmung gründlich teilt; niemals werdet ihr einen Volkskrieg gegen uns entflammen.

Die Verhandlung kam dann auf den Vorschlag einer französisch-preußischen Allianz zurück. Harnier sprach sofort unter Beteuerung der freundschaftlichen Gesinnung die Unmöglichkeit eines aktiven Bündnisses aus. Unser dringendstes Interesse, sagte er, ist die Vermittelung eines allgemeinen Friedens zwischen dem Deutschen Reiche und der französischen Republik; dies wäre unmöglich, sobald wir bei eurem Streite mit Oesterreich gegen den Kaiser Partei ergriffen. Der Ausschuß sprach hierüber ein lebhaftes Bedauern aus. Eine förmliche Vermittelung zwischen sich und den deutschen Ständen könne die Republik nicht zulassen; sie werde Preußens

gute Dienste in dieser Sache gerne anerkennen, aber keinem Reichsstande eine unmittelbare Verhandlung weigern. Am schlimmsten aber sei es, daß die Verweigerung des Bündnisses einen entscheidenden Einfluß auf die Bedingungen des preußischen Friedens haben müsse. Dem verbündeten Preußen würde die Republik mit Freude eine bestimmte Entschädigung zugesagt haben, für das bloß neutrale könne sie eine solche nicht verheißen. Harnier fand, dies heiße den Frieden im Keime ersticken. Es sei ihm äußerst zweifelhaft, ob seine Regierung überhaupt in den Verlust des linken Rheinufers willigen werde, es sei aber völlig gewiß, daß ohne eine ausreichende Entschädigung der Krieg unvermeidlich bleibe: darauf ließ der Ausschuß sich endlich nach langem Verhandeln zu einer Erklärung herbei, daß er auf dem Besitz des linken Rheinufers bestehe, aber nichts dagegen habe und nach Umständen selbst dazu mitwirken wolle, daß Preußen ein entsprechendes Gebiet auf dem rechten Rheinufer erlange.

Mit so trüben Aussichten mußte Harnier nach Basel zurückgehen. Barthélémy, welcher dort am 12. mit Goltz die offizielle Unterhandlung eröffnete, gab persönlich die besten Gesinnungen kund, zeichnete aber die Lage dahin, daß der ersehnten preußischen Vermittelung zwischen Deutschland und Frankreich drei große Hindernisse in Paris entgegenarbeiteten: die jakobinische Partei, der Einfluß Englands, die Intriguen Oesterreichs. Daß diese beiden Mächte unter der Hand mit dem Wohlfahrtsausschusse verhandelten, kam auch sonst zu Tage. In Wien erklärte Anfang Dezember der Reichsvizekanzler Colloredo dem bayerischen Geschäftsträger, daß die kriegführenden Mächte beinahe einverstanden seien und der Kurfürst wahrscheinlich einen Teil seines Gebietes werde opfern müssen. Anfang Januar erfuhr man weiter, daß der Bruder des Kaisers, Großherzog Ferdinand von Toscana, den Ritter Carletti nach Paris sende, um seinen Frieden mit der Republik zu unterhandeln; bei der nahen Verwandtschaft beider Höfe bezweifelte niemand, daß die Hauptaufgabe des Ritters in der Vorbereitung eines österreichisch-

französischen Friedens bestehe. Es kam jetzt für die preußische Regierung darauf an, angesichts dieser mannigfaltigen Schwierigkeiten ihren Entschluß zu fassen.

Die Ansichten der Minister in Berlin gingen weit auseinander. Der alte Finckenstein wollte dem Wohlfahrtsausschusse sofort erklären, daß die Forderung des linken Rheinufers den Frieden unmöglich mache. Frankreich hatte zuletzt kein geringeres Interesse am Frieden als Preußen; es war möglich genug, daß es sein Begehren fallen ließ, wenn es Preußen unter allen Umständen entschlossen sah. Aber allerdings, die Gefahren waren nicht gering, wenn diese Hoffnung täuschte, wenn der Krieg im Frühling sich mit verdoppeltem Ungestüm erneuerte und dann Preußen, in Westfalen durch die Franzosen bedrängt, in Polen gegen die beiden Kaiserhöfe völlig wehrlos wurde. Und wenn nun vollends Oesterreich, während der König sich für die Rettung der Rheinlande opferte und mit Frankreich gründlich überwarf, dann seinerseits mit dem Wohlfahrtsausschuß abschloß und sich für seine sonstigen Pläne durch die Abtretung des linken Rheinufers den Beistand Frankreichs sicherte?

Alvensleben warf denn auch die Meinung Finckensteins weit hinweg. „So schnell wie möglich," schrieb er, „und um jeden Preis müssen wir zu unserem Separatfrieden mit Frankreich zu kommen suchen, damit wir nicht in die entsetzliche Lage geraten, ohne irgend welche Hülfsquellen schlecht mit den Kaiserhöfen und noch schlechter mit Frankreich zu stehen. Die Kaiserhöfe werden uns die bisher gemachten Schritte nie vergeben, und Frankreich wird jetzt, nach der vollendeten Eroberung Hollands, seine Forderungen nicht herabstimmen. Unsere Geldmittel sind mit dem Monat März vollständig zu Ende; wir haben weder Kredit im Auslande, wie der schlechte Erfolg der letzten Anleihe zeigt — noch weitere Quellen im Innern, darüber läßt das Finanzministerium keinen Zweifel. Noch weniger dürfen wir eine stärkere Rekrutierung im Lande wagen, denn der Sinn der ganzen Nation ist so heftig gegen diesen Krieg, daß ein längeres Verharren darin selbst die erprobte Treue der preußischen

Unterthanen erschüttern könnte. Und das schlimmste ist, daß wir die Siege unserer Alliierten beinahe ebenso zu fürchten haben wie den Triumph unserer Feinde. Bei der Gesinnung der Kaiserhöfe gegen uns wäre jeder Erfolg, den Oesterreich gegen die Franzosen erränge, ein Schritt zu unserem Verderben." So kam er zu dem Schlusse, daß man vollständig auf den vom Wohlfahrtsausschusse bezeichneten Standpunkt hinübertreten und ein französisch-preußisches Bündnis wenigstens vorbereiten müsse, indem man in die Abtretung der preußischen Provinzen auf dem linken Rheinufer unter der Bedingung einwillige, daß Frankreich der Krone Preußen ihre gesamten Lande und dazu die Erwerbung Polens bis an die Weichsel gewährleiste.

Alvensleben, sehr nachdrücklich von dem Prinzen Heinrich unterstützt, entwickelte, wie man sieht, die volle Kehrseite von Finckensteins System. Dieser wollte vor allem das linke Rheinufer, jener vor allem das Land bis zur Weichsel behaupten. Dieser hoffte Frankreich, jener Oesterreich einzuschüchtern. Beide mußten es, wenn dieser Versuch nicht gelang, auf weiteren Krieg, dieser mit Frankreich, jener mit Oesterreich ankommen lassen; beide mußten sich sagen, daß in einem solchen Fall hier der Kaiser, dort die Republik ein höchst unzuverlässiger Bundesgenosse sein würde. Was also Alvensleben über die Erschöpfung Preußens an Geld und Soldaten, über die Unmöglichkeit weiterer Kriegführung sagte, diente in gleichem Maße, seinen Antrag wie die Meinung Finckensteins zu widerlegen.

Dazu kam entscheidend die persönliche Stimmung des Königs. Er war seit dem polnischen Feldzuge fortdauernd kränklich, verstimmt, erfüllt von der Sehnsucht nach Ruhe. Die Spannkraft seines Wesens war völlig gebrochen, er wollte keinen Weg betreten, dessen gerade Richtung nicht auf sicheren, schnellen Frieden ging. Am nachdrücklichsten aber verwarf er jeden Gedanken an ein französisches Bündnis. Die Revolution hatte ihm das ganze Volk zuwider gemacht; er duldete keinen französischen Koch am Hofe, keinen französischen Tänzer am Theater; es gab keinen Vor-

teil auf der Welt, der ihn zur Genossenschaft mit dem Konvente hätte verlocken können. So verhetzt und verbittert dann auf der andern Seite die Beziehungen zu Oesterreich waren, so schwer ging der König an den Gedanken eines offenen Bruches mit dem Kaiser. Im vollen Gegensatz zu Friedrich II. bewegte er sich wie die Mehrzahl seiner Vorfahren in ghibellinischer und reichsfürstlicher Gesinnung, welche trotz aller politischen Gegensätze und Eifersuchten doch immer einen Rest der alten Devotion gegen das Reichsoberhaupt im Herzen behielt. Auch von der Kaiserin Katharina vermochte er sich innerlich nicht ganz loszureißen, nicht ganz dem Gedanken zu entsagen, daß sich das gute Vernehmen irgendwie herstellen lassen müßte. Die Summe seiner Wünsche war also, sich aus dem französischen Kriege möglichst rasch herauszuwickeln, ohne jedoch die Brücken nach Wien und Petersburg abzuwerfen. Damals errang Graf Haugwitz die erste Stelle in seinem Vertrauen, indem er diese Neigungen des Monarchen diplomatisch formulierte und danach die erforderlichen Weisungen für Goltz feststellte.

Haugwitz meinte wie der König, daß das erste Bedürfnis Preußens der Frieden, der sofortige, allseitige Frieden sei. Der französische Anspruch auf das Rheinland erschien ihm sehr verdrießlich, aber für Preußen immer zu ertragen, wenn es für sich selbst einen entsprechenden Zuwachs an Gebiet und Einfluß erhalte. Er wollte also deshalb nicht aufbrausen, wie Finckenstein, und die Unterhandlung nicht abbrechen. Aber nicht minder übereilt dünkte ihm Alvenslebens Vorschlag. Wenn auch Preußen vom Kriege zurücktrat, so blieben immer noch Oesterreich und England gegen die Franzosen im Felde, und ein Sieg derselben war — allerdings nicht wahrscheinlich, aber doch nicht unmöglich. In wie alberner Stellung würde dann aber Preußen stehen, wenn es jetzt seine klevischen Lande an Frankreich abgetreten hätte! Hieraus ergab sich für den Unterhändler in Basel die Erklärung, Preußen sei über die plötzlichen Eroberungsgelüste der Franzosen erstaunt und befremdet, könne aber über den Gegenstand derselben für jetzt sich nicht aussprechen;

es sei vielmehr einleuchtend, daß die Abtretung des linken Rheinufers nicht bei einem preußischen Separatvertrag, sondern erst bei dem künftigen allgemeinen Frieden erörtert werden könne. Der König, der in diesen Sätzen seine ganze Gesinnung fand, unterzeichnete eine hiernach bemessene Instruktion für Goltz am 28. Januar.

Der Charakter dieses Beschlusses ist deutlich genug. Er war freilich etwas besser als die positive Abtretung der linksrheinischen Lande. Aber, wie er stand, war und blieb er doch ein Akt des Kleinmuts, ein Verzicht Preußens auf die Stellung einer leitenden und entscheidenden Großmacht. Er überlieferte nicht selbst das deutsche Grenzland den Franzosen, aber er lehnte ab, es mit preußischer Kraft zu verteidigen. Man kann dabei, wie uns jetzt die Verhältnisse offen liegen, nicht mehr von Bundesbruch gegen Oesterreich oder von Verrat am deutschen Vaterlande reden. Nachdem Oesterreich am 3. Januar mit Rußland einen Waffenbund gegen Preußen geschlossen, wäre es mehr als kindisch gewesen, wenn es von Preußen fernere Waffenhülfe gegen Frankreich erwartet hätte. Nachdem das Deutsche Reich in den drei Kriegsjahren außer den englischen Söldnern kaum 20 000 Mann gestellt und soeben den Wunsch nach Frieden in der flehentlichsten Weise ausgesprochen hatte, besaß es keinen Titel mehr zur Beschwerde über die Baseler Unterhandlung. Ueberhaupt aber, wo existierte damals ein politisches Nationalbewußtsein in Deutschland? Es wäre die Umkehrung aller historischen Gerechtigkeit, wenn man die Baseler Friedensstifter oder den Kaiser Franz nach dem Maße einer damals nicht vorhandenen Nationalpolitik beurteilen wollte. Um so bestimmter aber ist zu wiederholen, daß Preußen durch das System des Grafen Haugwitz sich selbst zu politischer Nichtigkeit verurteilte. Ein solcher Akt politischen Selbstmordes ist nie zu rechtfertigen: er ist höchstens durch Gründe der zwingendsten Art zu entschuldigen. Es fragt sich, ob solche Gründe in der damaligen Lage vorhanden waren.

Auf die finanzielle und militärische Erschöpfung des

Staates ist in diesem Zusammenhange nicht viel zu geben. Sie war vorhanden und bedeutend genug, um die Regierung von jedem Kampfe für ein fremdes Interesse, wäre es auch noch so löblich und nützlich gewesen, zurückzuhalten. Aber wo es sich um eine Lebensfrage des eigenen Daseins handelte, so ist zu sagen, daß Preußen seit 1792 nicht den dritten Teil der Anstrengungen gemacht hatte, durch welche Frankreich binnen einem Jahre aus tiefer Ohnmacht an die Spitze Europas getreten war.

Die auswärtigen Beziehungen waren im höchsten Grade verwickelt und gefahrenreich. Untersuchen wir, welche Momente in der Masse der damaligen Wirren die eigentlich entscheidenden waren oder hätten sein müssen, so treten zwei, schlechthin überragende Punkte hervor, der eine zur Rechtfertigung, der andere als Anklage gegen das preußische System.

Der eine war der sehr nahe liegende Argwohn, daß, wenn Preußen sich wegen der Rheingrenze mit Frankreich aufs neue überworfen habe, dann Oesterreich keinen Augenblick zaudern würde, durch die Abtretung des linken Ufers sich die Freundschaft des Wohlfahrtsausschusses zu erwerben. Was sollte aus Preußen werden, wenn es, im Innern durch drei Kriegsjahre geschwächt, mit Rußland über Polen zerfallen, mit England seit dem Herbste außer Verkehr, sich dann der vereinten Macht des Kaisers und der Republik gegenüber fände? Es ist vollkommen begreiflich, daß die bloße Möglichkeit einer solchen Gefahr den Grafen Alvensleben mit Schrecken erfüllte und dem Grafen Haugwitz das Bewußtsein eines mutigen Verhaltens gab, wenn er wenigstens gegen die sofortige Abtretung der Rheinlande sich sträubte.

So drängte die Haltung des Wiener Kabinetts das preußische zum Frieden beinahe um jeden Preis. Dagegen stand, nicht minder eindringlich zu Festigkeit und Keckheit mahnend, die Betrachtung der Pariser Verhältnisse.

Es waren die Wochen, in welchen der Prozeß Barère die gemäßigte Partei täglich verstärkte, die Unabhängigen

immer weiter von den Jakobinern entfernte, die öffentliche Meinung immer heftiger im konservativen und friedliebenden Sinne erregte. Die französischen Heere waren trotz aller Siege in elender Entblößung: was nach dem kolossalen Menschenverbrauche des vorigen Jahres davon noch übrig war, lebte allein von den Hülfsquellen der eroberten Landschaften; Frankreich selbst war auf lange außer stande, etwas für seine Verteidiger zu thun. Die Bevölkerung in ihrer unermeßlichen Mehrheit wollte Frieden, und wenn ein Redner im Konvente einmal von Ruhm und Ausdehnung sprach, so antwortete die Presse und das Volk mit Verwünschungen des Haders. Die Regierung mußte dieser Ungeduld binnen kurzer Frist ein Ergebnis vorlegen, wenn sie nicht der Flut des öffentlichen Unwillens erliegen wollte. Einer der scharfsichtigsten Beobachter konnte damals sagen: wenn die Republik nicht in zwei Monaten dem Volke den Frieden schenkt, so wird das Volk die Monarchie herstellen.

Diese Dinge waren nicht, wie die Umtriebe Thuguts, in Dunkel gehüllt. Sie lagen offenkundig vor den Augen Europas. Es gab nichts Wichtigeres und Dringenderes für die Selbsterhaltung des Wohlfahrtsausschusses als den Abschluß des preußischen Vertrages ohne irgend eine Zögerung. Wenn Alvensleben Gründe fand, um des Friedens willen jede französische Forderung zu genehmigen, so hatte der Ausschuß doppelten Antrieb, um des Friedens willen keine preußische Bedingung zurückzuweisen. Der Verlauf der Unterhandlung wird uns das bei jedem Schritte bestätigen. Der Rücktritt Preußens von der Koalition war damals eine Lebensfrage für die Existenz der Republik; es ist uns in keiner Hinsicht zweifelhaft, daß sie dieselbe auch mit der Räumung der Rheinlande bezahlt hätte.

So sehen wir die beiden Unterhändler beinahe in gleicher Lage. Jeder von ihnen ist durch zwingende Verhältnisse zur Nachgiebigkeit genötigt, wenn der andere fest bleibt. Die Frage ist die, wer die schärfere Einsicht, den festeren Willen, das größere Selbstvertrauen besitzt, und mit Beschämung müssen wir es aussprechen, das Uebergewicht dieser

Tugenden war damals auf der Seite der Fremden, und dem Feinde blieb auf dem Kongresse wie auf dem Schlachtfelde der Sieg.

Graf Goltz hatte am 26. Januar sein erstes amtliches Gespräch mit Barthélémy. Er begehrte zunächst einen Waffenstillstand für die Dauer der Unterhandlung; Barthélémy erklärte sich einverstanden und bat den Ausschuß um die betreffende Vollmacht. Es ist wieder charakteristisch für die beiderseitige Lage, daß auf die Nachricht hiervon gleichzeitig aus Berlin wie aus Paris die Weisung einlief, man solle die Sache nicht durch Verhandlungen über einen Waffenstillstand aufhalten, es komme darauf an, sich so schnell wie möglich über den Frieden ins klare zu setzen. Wenn dazu Aussicht vorhanden sei, erklärte sich übrigens der Ausschuß gerne bereit, keine weiteren Feindseligkeiten gegen das preußische Gebiet, insbesondere gegen die Festung Wesel, zu veranlassen. Preußischerseits hatte man sich am 29. Januar mit Wien verständigt, daß nach dem Verluste Hollands General Möllendorff den Mittelrhein dem Schutze des Reichsheeres überlassen und eine Aufstellung in Westfalen nehmen sollte. Der Ausschuß hatte kaum davon gehört, als er seine volle Zustimmung dazu aussprach, Möllendorff in keiner Weise zu beunruhigen verhieß und sich selbst zu einem Scheinangriff auf Westfalen erbot, wenn etwa Preußen einen solchen Vorwand für seine Bewegung beim österreichischen Kabinett bedürfen würde. Wir wollen, schrieb der Ausschuß an Barthélémy, alles thun, was den Frieden fördern kann, wir verwerfen auch den Waffenstillstand nur, weil er höchst wahrscheinlich den Abschluß verzögern würde.

Unterdes erlitt jedoch die Unterhandlung einen unvermuteten Aufenthalt, indem Goltz, welcher in Basel schon unpäßlich angekommen war, Ende Januar ernstlich erkrankte und nach wenigen Tagen an einem gallischen Fieber starb. Das Ministerium beauftragte einstweilen Harnier, die Besprechungen fortzuführen, und er war es, welcher durch eine Depesche vom 13. Februar jene Entschließungen des Königs vom 28. Januar zur Ausführung empfing. Er sollte da-

nach geltend machen, daß die Abtretung des linken Rheinufers gar nicht zu seiner Unterhandlung gehöre, sondern erst bei dem allgemeinen Frieden zu erörtern sei. Höchstens dürfe, daß dem so sei, daß die Bestimmung der Grenzen auf den allgemeinen Frieden zurückgestellt bleibe, im Vertrage erwähnt werden. Es sei zu wünschen, daß der Wohlfahrtsausschuß einen Entwurf für den Friedensvertrag vorlege. Barthélémy erklärte sich bei dem allen ohne Schwierigkeit gleicher Meinung. Man müsse sehen, erklärte er, einen mezzo termino zu finden, um die Grenzfrage hinauszuschieben. Nur das eine bemerkte er, daß an eine Räumung der linksrheinischen Lande durch die französischen Truppen für jetzt nicht zu denken sei. Auf dem rechten Ufer, fand er, möchte sich zur Verhütung aller Reibungen die Feststellung einer bestimmten Demarkationslinie für die künftig neutralen Lande empfehlen. Damit war Haugwitz völlig einverstanden und seinerseits schon darauf gefaßt, die militärische Besetzung des linken Ufers bis zum Frieden zuzugestehen. Der Weg zur Uebereinkunft schien demnach auf allen Seiten geebnet.

In Paris bewirkte aber die Kunde von dieser Wendung eine sehr verdrießliche Stimmung bei den Machthabern. Sie hatten nach Meyerincks früheren Eröffnungen sowie nach Harniers Reden in Paris die ausdrückliche, sofortige Abtretung der Rheinlande sicher erwartet. Die Hinweisung auf den allgemeinen Frieden ersetzte ihnen das keineswegs, wenn die preußischen Unterhändler auch noch so ausführlich die künftige Bereitwilligkeit ihrer Regierung schilderten. Gebunden blieb Preußen an solche Hindeutungen keinen Augenblick länger, als sein politisches Interesse damit übereinstimmte. Wohlunterrichtet über die Friedenssehnsucht in Berlin, beschlossen sie also, einen Versuch auf die Schwäche des Gegners zu machen und ihm das ersehnte Zugeständnis durch heftige Drohung zu entreißen.

Preußen, schrieben sie an Barthélémy den 1. März, macht plötzlich Weiterungen; seine Aufrichtigkeit wird uns zweifelhaft durch sein Sträuben gegen die Abtretung der

eroberten Lande; wir nehmen unsere Bewilligung hinsichtlich Wesels zurück und weisen unsere Generale an, lediglich nach militärischen Rücksichten zu verfahren. Die Gesandten zu Basel waren im ersten Augenblicke beunruhigt; indessen erbot sich Barthélémy selbst, gegen den Beschluß Verwahrung zu erheben, und Harnier meldete nach Berlin, es sei kein Ernst bei der Drohung, wenn man nur auf seinem Standpunkt fest bleibe. Als die Minister ihm beipflichteten und von dem scheinbaren Kriegslärmen keine Notiz nahmen, lenkte denn auch der Wohlfahrtsausschuß sogleich wieder ein. Die Wolken, schrieb er bereits am 11. März, welche sich über der preußischen Unterhandlung zu lagern schienen, haben sich durch Barthélémys Erläuterungen zerstreut. Er überschickte dem Gesandten den von Preußen gewünschten Vertragsentwurf.

Dieser entsprach denn, in einer dem französischen Interesse möglichst angenäherten Fassung, den bisher von Haugwitz aufgestellten Grundsätzen durchaus. Es sollte danach Frieden und Freundschaft zwischen der Republik und dem Könige, als solchem wie als Kurfürsten und Reichsstand, sein, keiner den Feinden des anderen Unterstützung oder Durchmarsch gewähren. Die französischen Truppen sollten die preußischen Lande auf dem rechten Rheinufer räumen. Sie sollten die preußischen Provinzen auf dem linken Ufer besetzt halten. Diese Lande (Artikel 6) würden bei dem allgemeinen Frieden das Schicksal der übrigen linksrheinischen Reichslande teilen. Frankreich wird (Artikel 9) die guten Dienste des Königs zu Gunsten der Reichsstände annehmen, welche mit der Republik in unmittelbare Verhandlung treten wollen. Zu diesen Hauptsätzen kam eine Nachschrift, deren Annahme jedoch ausdrücklich nicht zur Bedingung des Abschlusses gemacht wurde. Um unsere preußischen Beziehungen, bemerkte der Ausschuß, mit unserem allgemeinen Systeme in Einklang zu setzen, wünschen wir in einen geheimen Artikel eine Aufforderung oder besser eine Art von Abrede zu bringen, daß Preußen sich zu einem Plane, sei es einer bewaffneten Neutralität, sei es eines

offenen Bundes mit Schweden, Dänemark und vielleicht Holland verstehen möchte. Wenn Preußen dazu nicht geneigt wäre, wollte man darauf nicht bestehen; im übrigen erwartete man sicher den sofortigen Abschluß. Es ist unser Ultimatum, schrieb der Ausschuß am 16. März, jede Verzögerung würde uns mit Verdruß erfüllen. Und am 19.: eile, dränge zum Schlusse; die Augenblicke sind kostbar; erlangen wir den Frieden nicht, so ist jeder Tag ein Verlust für die Siege unserer Armeen, welche ohne diese Verhandlungen längst in wohlhabenden Gegenden wären, während sie jetzt in ausgesogenen Landstrichen hungern.

Harnier würde nach seiner persönlichen Gesinnung diesem Eifer des Ausschusses gerne entgegengekommen sein. Indessen mußte auch er sofort entgegnen, daß Preußen sich auf jene nordischen Allianzen für jetzt nicht einlassen und den sechsten Artikel nicht ohne die Aussicht auf Entschädigung annehmen könne. Dann aber hatte bereits am 28. Februar der König den Minister der fränkischen Provinzen, Hardenberg, zum Nachfolger des Grafen Goltz ernannt, und so war zunächst dessen Ankunft in Basel abzuwarten. Hardenberg war ein gebildeter und geistreicher Mann, von bequemen und stattlichen Formen, freien Sinnes und lebhaften Temperaments, eine Natur ohne historische Größe, aber auch ohne schwerfällige Enge, ein Charakter, welcher freilich nicht den späteren Krisen seines Staates, der damaligen Lage aber vollkommen gewachsen und dem Minister Haugwitz ebenso wie dem König an Mut und Frische bei weitem überlegen war. Er hatte schon im Januar seine Meinung über den Frieden dahin entwickelt, daß er für den Staat unerläßlich sei, auch wenn Oesterreich und England unter den Waffen blieben, daß man jedoch jedes Ansinnen eines Bündnisses mit Frankreich zurückweisen und auf feste Neutralität für sich und die gleichgesinnten Reichsstände sich beschränken müsse. Eine solche, meinte er weiter, sei für Frankreich so nützlich und wichtig, daß man sie bei einiger Festigkeit auch ohne territoriale Opfer erhalten werde: er stimmte also ganz mit Finckenstein überein, das französische

Begehren des linken Rheinufers unbedingt und nachdrücklich von der Hand zu weisen. Bei diesen Gesinnungen las er mit lebhaftem Bedauern die Instruktion, welche ihm seine Regierung nach Basel mitgab. Haugwitz that darin den französischen Wünschen einen Schritt entgegen, indem er die eventuelle Abtretung der Rheinlande, falls Preußen für seine dortigen Verluste entschädigt würde, genehmigte und sich nur die Verweisung dieses Zugeständnisses in einen abgesonderten und geheimen Artikel ausbedang. Im übrigen sollte Hardenberg als Demarkationslinie, wo möglich, den Rhein, sonst eine Linie von Frankfurt über Limburg, Altenkirchen, Elberfeld an die Ruhr und den Rhein auswirken, für Preußen einen bestimmten Einfluß auf die Ordnung der deutschen Angelegenheiten beim allgemeinen Frieden vorbehalten und sich um eine angemessene Entschädigung für das Haus Oranien bemühen.

Unterwegs, im Breisgau, empfing Hardenberg dazu das französische Ultimatum. Er vermißte sogleich darin das feste Versprechen einer Entschädigung für die von Preußen künftig abzutretenden Lande, die Feststellung einer Demarkationslinie, die Versorgung des Hauses Oranien. Er fand keinen Grund noch Zweck, die Franzosen so wohlfeilen Kaufes loszulassen. Kurz zuvor hatte er einen Bericht des Grafen Luxburg, welcher aus der Schweiz durch das Elsaß zurückgereist war, über dessen dortige Wahrnehmungen erhalten, aus welchem wir einige Stellen einrücken wollen. „Das Volk", schrieb Luxburg, „verabscheut die Revolution, die ihm Widerwärtigkeiten aller Art gebracht hat. Wird ihm nicht der Friede bald gegeben, so wird es ihn sich selbst durch den Sturz aller schaffen, die ihn verhindern. Ueberall ist Arbeitermangel, ein großer Teil der Aecker liegt unbebaut, die Männer sind bei den Regimentern oder in den Lazaretten. Es fehlt an den notwendigsten Lebensbedürfnissen; gutes Brot ist erstaunlich selten. Auf allen Gesichtern liegt Unzufriedenheit und Entmutigung, und jedermann spricht seine Entrüstung über den öffentlichen Zustand rückhaltlos aus. Von der Republik will man nichts mehr

wissen, freilich auch nicht von den Bourbonen; irgend einen deutschen Prinzen nähme man mit Freuden zum Könige. Ein vierter Feldzug, wenn er mit Energie und Eintracht, ohne eigennützige Hintergedanken geführt würde, böte die größten Aussichten. Schlechterdings darf man bei der Unterhandlung den Franzosen nicht die eigene Friedenssehnsucht zeigen; im Gegenteil, man muß ihnen erklären, wie gut man den traurigen Zustand ihrer Heere und ihrer Landschaften kennt und sie mit verdoppeltem Nachdruck angreifen und vernichten wird, wenn sie unbillige Forderungen machen." Hardenberg war ganz und gar von der Richtigkeit dieser Anschauungen durchdrungen. Er nahm davon am 16. März Veranlassung, noch einmal bei seinen Vorgesetzten auf die allgemeinen Grundsätze zurückzukommen. „Ich möchte nicht gerne", schrieb er, „über einen geheimen Artikel hinausgehen, welcher über die Grenzfrage in möglichst unbestimmten Ausdrücken eine freundschaftliche Verständigung beim allgemeinen Frieden verhieße. Frankreich hat das überwiegende Interesse, uns von der Koalition zu trennen, und würde sich, wenn es sonst diesen höchsten Zweck nicht erreichen könnte, zur Annahme eines solchen Ultimatums bequemen. Allerdings wäre es dafür ersprießlich, wenn ich zwei Sehnen an meinem Bogen hätte und den Franzosen eine drohende und kriegerische Haltung zeigen könnte, falls sie auf meine Anträge nicht eingingen. Es war ohne Frage das einzig Richtige und Würdige. Aber Alvensleben wütete. Er war außer sich über diese kriegerische Stimmung, mit der man die einfachste Unterhandlung verwirren könne. Auch Haugwitz meinte, der sechste Artikel sei ganz der preußische, wenn man ihn zu einem geheimen machen und das Versprechen einer Entschädigung erlangen könne; auch biete die in der Nachschrift vorgeschlagene bewaffnete Neutralität die bequemste Form, um daran die Forderung einer Demarkationslinie zu knüpfen. Für Oranien könne man sich nur verwenden, aber den Frieden nicht davon abhängig machen. Zu Hardenbergs zweiter Sehne endlich habe man ein Mittel. Hiernach wurde der Gesandte beschieden.

Hardenberg beklagte diese Schwäche um so mehr, als alle seine Wahrnehmungen in Basel ihm die Richtigkeit seiner Ansicht bestätigten. Was dort aus Paris verlautete, zeigte die Sehnsucht der Nation nach dem Frieden, die Unmöglichkeit, dem Lande fernere Kriegslasten aufzuerlegen, das Emporstreben der gemäßigten und der monarchischen Parteien. Der französische Gesandtschaftssekretär Bacher selbst ließ ihm eine Notiz zukommen, er solle nichts übereilen, nach einigen Wochen werde Frankreich gefügiger werden. Durch seine Regierung abgehalten, diese Lage gründlich auszubeuten, beschloß er wenigstens das mögliche zu thun. In der ersten Beratung mit Barthélémy (21. März), in der er den preußischen Vertragsentwurf vorlegte, kam er auf das Begehren eines vorläufigen Waffenstillstandes zurück, da nach dem Anspruche Frankreichs auf die Rheinlande die Unterhandlung sich vielleicht in die Länge ziehen würde. Barthélémy sagte, auf der Rheingrenze werde Frankreich um jeden Preis bestehen, im übrigen sei er zu jeder Konzession, zu geheimen Artikeln und Demarkationslinien bereit und wolle wegen des Stillstandes seine Regierung befragen. Der Wohlfahrtsausschuß nahm es mit höchster Empfindlichkeit auf. Was! rief er aus (25. März), kommen wieder Zögerungen zum Vorschein? Wir bleiben bei unserem sechsten Artikel ohne geheime Paragraphen; wir geben keinen Stillstand; wir müssen zur Entscheidung gelangen. Vier Tage später kam aber ein fernerer Bericht Barthélémys, daß Hardenberg in seiner Stellung beharre, daß er das linke Rheinufer entweder gar nicht oder nur in einem geheimen Artikel unter fester Garantie einer preußischen Entschädigung erwähnen wolle: und der Ausschuß beschloß zum zweiten Male, einen Schritt zurück zu thun und die preußische Forderung zu genehmigen. Mittlerweile war jedoch Hardenberg mit einem neuen Begehren hervorgetreten. Das französische Ultimatum accep-tierte die Verwendung des Königs für diejenigen Reichsstände, welche mit der Republik in unmittelbare Verhandlung treten wollten. Hardenberg erörterte nun, wie Oesterreich mit allen Mitteln zu verhindern suchen würde, daß auf solche

Art der preußische Separatvertrag sich thatsächlich zum Reichsfrieden erweitere; er erklärte es für unerläßlich, daß man den Reichsständen einen sofortigen Nutzen eines solchen Verhaltens in Aussicht stellte, und forderte also einen Zusatz zum neunten Artikel: Frankreich werde drei Monate lang jeden Reichsstand im Osten des Rheins, welcher preußische Verwendung anrufe, nicht als feindlich behandeln. Darüber geriet denn der Wohlfahrtsausschuß in ernstlichen Unwillen. „Argwöhnischen Augen", schrieb er an Barthélémy, „könnte Hardenberg geradezu als ein Minister der Koalition erscheinen. Dieser Zusatz ist völlig unstatthaft. Er würde unsere ganze Kriegführung auf dem rechten Rheinufer unmöglich machen. Denn jeder Reichsstand, den unsere Truppen heimsuchten, würde sogleich die preußische Verwendung anrufen und sich damit ein Vierteljahr gegen unsere Angriffe decken. Wir sind mit unserer Geduld am Ende; wir wollen keine Zögerung mehr; wir fordern ein reines Ja oder ein sofortiges Nein." (30. März.) Ehe diese Depesche in Basel anlangte, einigten sich dort die Gesandten am 1. April über den Hauptpunkt, über die Fassung der Artikel in Betreff der Rheinlande. Die französischen Truppen, hieß es dort, bleiben im Besitze der linksrheinischen Provinzen des Königs; jede endgültige Abrede über diese Lande bleibt bis zum Reichsfrieden ausgesetzt. Ein geheimer Artikel erklärte dann: wenn das Reich das linke Rheinufer der Republik überläßt, so wird der König sich mit derselben über die Abtretung seiner dortgelegenen Provinzen gegen eine näher zu ermittelnde Landentschädigung verständigen. Was die Demarkationslinie betraf, so war das Hauptbedenken der Franzosen, daß Hannover durch dieselbe gedeckt werde, während man von dem Kurfürsten keine ehrliche Neutralität erwarten könne; Hardenberg sprach darauf die Bereitwilligkeit seines Hofes aus, im Notfalle das Land in militärische Verwahrung zu nehmen und damit die Neutralität desselben zu sichern. Der Wohlfahrtsausschuß hatte indes am 31. seine Zustimmung zu Hardenbergs geheimen Artikeln wiederholt; dieses Schreiben

kam am 4. April in Basel an, und da Hardenberg unerschütterlich auf seinem Zusatze beharrte, so entschloß sich Barthélémy, trotz der Depesche vom 30., auf eigene Verantwortung auch diese Einräumung zu machen. So wurde der Friede am 5. April unterzeichnet. Der Wohlfahrtsausschuß erwog am 9., daß der Zusatz gegen seine ausdrückliche Vorschrift angenommen worden, daß aber die Annahme keinen ausreichenden Grund enthalte, um Frankreich der Vorteile eines für ganz Europa wichtigen Friedens zu berauben, und gab dem Vertrage seine Genehmigung.

Hardenberg war durch die kleinen Erfolge, welche er in dem Verlaufe der Unterhandlung durchgesetzt, mit dem ganzen Werke einigermaßen versöhnt. Besonderes Gewicht legte er, nicht anders als der Wohlfahrtsausschuß, auf den zuletzt errungenen Zusatz: er hoffte, daß infolgedessen binnen kurzer Frist das ganze Reich neutral und damit dem österreichischen Einflusse entzogen sein würde. Noch größer war die Genugthuung bei den Ministern, welche sich seit Wochen in den Verlust des linken Rheinufers gefunden hatten und mit dem Bilde einer stattlichen Entschädigung für Preußen sich ganz befriedigt fanden. Sie teilten Hardenbergs Hoffnung, daß die große Mehrzahl der Reichsstände sich anschließen würde; sie sahen auch sonst in Europa die Dinge sich zu einem Systeme allgemeinen Friedens neigen. In Madrid erklärte Alcudia dem preußischen Gesandten, sein Hof würde nicht einen Augenblick zaudern, dem Beispiele Preußens zu folgen, sobald dieses mit Frankreich zum Abschluß käme. Toscana hatte bereits im Februar seinen Vertrag in Paris geschlossen. In Basel eröffnete ein venetianischer Staatsmann dem Herrn von Hardenberg, daß er einen Auftrag vom sardinischen König habe, für diesen preußische Vermittelung zum Frieden mit Frankreich anzurufen: der König selbst halte allerdings einen Separatvertrag für bedenklich, aber die Prinzen und Minister drängten ihn dazu mit solchem Eifer, daß er nicht länger widerstehen, sondern sich zu einem Frieden auf Grund des alten Besitzstandes herbeilassen wolle. Barthélémy, mit welchem Har-

denberg darüber vorläufig Rücksprache nahm, versicherte, daß seine Regierung mit Freude auf die Unterhandlungen eingehen und, da sie nicht wohl das einmal einverleibte Savoyen wieder zurückgeben könne, den König dafür mit Mailand, sobald dies den Oesterreichern entrissen sei, gerne entschädigen würde. Noch viel wichtiger aber erschien die damalige Entwickelung der Pariser Angelegenheiten, wo seit dem Tage des 12. Germinal die gemäßigte Partei sich immer mehr in der Herrschaft befestigte und die Führer derselben sich unverhohlen für den Verzicht auf das linke Rheinufer aussprachen. Hardenberg, in Basel beschäftigt, mit Barthélémy die Demarkationslinie im einzelnen festzustellen, berichtete am 20. April, daß er die sichersten Mitteilungen über die Gesinnungen der Gemäßigten habe, daß diese mit Sardinien wie mit Preußen auf den alten Besitzstand abschließen würden, wenn die beiden Staaten dann ein Bündnis mit Frankreich eingingen, daß es also vor allem dringend wäre, auf Grund der Baseler Zusatzartikel preußischerseits die Unterhandlung des Reichsfriedens in die Hand zu nehmen und dabei ohne Umschweife mit der Basis des alten Besitzstandes hervorzutreten. Er hatte darüber mehrfache Erörterungen mit Barthélémy, und der französische Staatsmann, obwohl äußerst zurückhaltend über die Ansichten seiner Regierung, ließ doch klar erkennen, daß er selbst und seine Parteigenossen in Paris mit den Ansichten Hardenbergs einverstanden und von dem Nutzen einer wahren, d. h. uneigennützigen Friedenspolitik für Frankreich höchlich durchdrungen seien.

Noch einmal überließ sich die preußische Regierung der Hoffnung, den Baseler Vertrag zu einem allgemeinen Frieden mit Erhaltung des gesamten Reichsgebietes zu entwickeln.

DC148 .S98 v.5
Geschichte der revolutionszeit
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00022 0642